

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 1.

PLATONS EPINOMIS

VON

HANS RÆDER



KØBENHAVN

EJNAR MUNKSGAARDS FORLAG

1938

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab udgiver følgende
Publikationer:

Oversigt over Det Kgl. Danske Videnskabernes
Selskabs Virksomhed,
Historisk-filologiske Meddelelser,
Filosofiske Meddelelser,
Archæologisk-kunsthistoriske Meddelelser,
Mathematisk-fysiske Meddelelser,
Biologiske Meddelelser,
Skrifter, historisk og filosofisk Afdeling,
Skrifter, naturvidenskabelig og matematisk Afdeling.

Selskabets Kommissionær er *Ejnar Munksgaards Forlag*,
Nørregade 6, København.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.
Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 1.

PLATONS EPINOMIS

VON

HANS RÆDER



KØBENHAVN

EJNAR MUNKSGAARDS FORLAG

1938

Printed in Denmark.
Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S.

I

Unter den Dialogen, die uns als Werke PLATONS überliefert sind, gibt es einen, der von den Forschern besonders vernachlässigt worden ist, den Anhang der *Gesetze*, die *Epinomis*. Das kommt daher, dass dieser Dialog von den namhaftesten Gelehrten, namentlich in Deutschland, für unecht gehalten wird. Man behauptet nicht nur, er könne unmöglich aus Platons Feder geflossen sein, sondern man weiss auch den Namen seines Verfassers zu nennen; der Verfasser sei ein Schüler Platons, PHILIPPOS aus Opus. Ohne auch dem leisesten Zweifel Raum zu geben, bezeichnen z. B. BERGK, ZELLER, HEINZE, DIELS, BLASS, HEATH, EVA SACHS, v. WILAMOWITZ, RITTER, JAEGER und HEIBERG den Philippos als Verfasser der *Epinomis*¹. Und wenn man in der *Bibliotheca philologica classica* über die Literatur zur *Epinomis* Auskunft suchen will, kann es vorkommen, dass man sie nicht unter dem Namen Platons, sondern unter dem des Philippos findet.

¹ TH. BERGK, *Fünf Abhandlungen zur Geschichte der griechischen Philosophie und Astronomie* (1883) S. 43; E. ZELLER, *Die Philosophie der Griechen* (1889) ⁴II 1, S. 978; R. HEINZE, *Xenokrates* (1892) S. 29, 68 u. 92; H. DIELS, *Elementum* (1899) S. 22; F. BLASS im Sammelwerk *Apophoreton* (1903) S. 54 u. 62; TH. HEATH, *Aristarchus of Samos* (1913) S. 186; EVA SACHS, *Die fünf platonischen Körper (Philologische Untersuchungen* 24, 1917) passim; U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, *Platon* (1919) I, S. 647; C. RITTER, *Platon* (1923) II, S. 363¹ u. 375 (weniger bestimmt jedoch I, S. 279); W. JAEGER, *Aristoteles* (1923) S. 134, 140 u. 146; J. L. HEIBERG, *Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften im Altertum* (1925) S. 11.

Diese weit verbreitete Annahme gründet sich ausschliesslich auf eine Notiz bei DIOGENES LAERTIOS: »Einige sagen, dass Philippos der Opuntier seine (des Platon) *Gesetze*, die auf Wachstafeln geschrieben waren, umgeschrieben (abgeschrieben) habe; von diesem, sagen sie, sei auch die *Epinomis*«¹. Es handelt sich also um eine unverbürgte Behauptung², die überdies eine ganz unbestimmte Form trägt; dass auch die *Epinomis* von Philippos sei, scheint am natürlichsten in dem Sinne verstanden zu werden müssen, dass Philippos bei der *Epinomis* dieselbe Rolle gespielt habe als bei den *Gesetzen*³. Gewöhnlich versteht man aber die Worte des Diogenes Laertios in demselben Sinne wie Suidas (oder dessen Gewährsmann), der von einem Philosophen berichtet, der die *Gesetze* Platons in zwölf Bücher geteilt hat und das dreizehnte selbst hinzugefügt haben soll⁴. Die Grundlage der ganzen Theorie über die Autorschaft des Philippos ist aber ausschliesslich jene Stelle bei Diogenes Laertios, die man nur unter Einwirkung der Suidasstelle in dem Sinne interpretiert hat, als ob Philippos, nachdem

¹ DIOGENES LAERTIOS III 37: *ἔτιοι τέ φασιν ὅτι Φίλιππος ὁ Ὀπουντίος τοὺς Νόμους αὐτοῦ μετέγραψεν ὄντας ἐν κηροῖν. τούτων δὲ καὶ τὴν Ἐπινομίδα φασιν εἶναι.* Die Vermutung Bergks (S. 44), der Ausdruck *ἐν κηροῖν* sei aus der Bildhauertechnik herübergenommen und bezeichne die Überziehung des Modells mit Wachs, die die Konsequenz mit sich führen würde, dass die *Epinomis* seitens des Verfassers vollständig abgeschlossen wäre, hat keinen Beifall gefunden.

² »Einige sagen« auch, dass der *Zweite Alkibiades* ein Werk des Xenophon sei (ATHENAIOS, *Deipnosophistai* XI 114 (506 C)), was doch niemand glaubt.

³ So schon G. GROTE, *Plato and the other companions of Sokrates* (Ausgabe 1888) I, S. 299.

⁴ SUIDAS s. v. *Φιλόσοφος*, wo die Anfangsworte des Artikels mit dem Namen des Philosophen ausgefallen zu sein scheinen. NIKOMACHOS, *Introductio arithmeticae* (ed. R. Hoche, 1866) I 3, 5, bezeichnet ebenfalls die *Epinomis* als das dreizehnte Buch der *Gesetze*, nennt aber Platon als den Verfasser.

er die *Gesetze* Platons veröffentlicht hatte, die *Epinomis* selbst verfasst und seinem Lehrer in die Schuhe geschoben hätte. Man muss unbedingt dem neuesten Übersetzer der *Epinomis*, J. HARWARD, darin recht geben, dass kaum jemand mit so schwacher Begründung als Autor einer Schrift von einiger Bedeutung anerkannt worden ist, wie Philippos von Opus¹.

Die schon lange herrschende Annahme, Philippos habe in der Tat die *Epinomis* eigenmächtig an die von ihm herausgegebenen *Gesetze* Platons hinzugefügt, hat jedoch auch Widerspruch gefunden. Nachdem TH. GOMPERZ ausgesprochen hatte, Platons Vertrauensmann hätte dadurch das Vertrauen seines Lehrers gröblich getäuscht, und nachdem ich die *Epinomis* mit den anderen Dialogen Platons zusammen als eine echt platonische Schrift analysiert hatte, haben u. a. BURNET, TAYLOR, PRAECHTER und STENZEL deren Echtheit angenommen oder verteidigt, während SCHMID und ROBIN sich weniger bestimmt über die Frage ausgesprochen haben².

Der platonische Ursprung der *Epinomis*, der im Altertum von ARISTOPHANES dem Byzantier, von THRASYLLOS und von CICERO bezeugt wurde³, wäre jedoch kaum bezweifelt

¹ *The Epinomis of Plato*, translated by J. HARWARD (Oxford 1928) S. 26: »Yet few books have been condemned on grounds so slender; and perhaps no one has received general recognition as author of a work of any importance on evidence so slight as that on which the *Epinomis* has been assigned to Philippos of Opus.«

² TH. GOMPERZ, *Griechische Denker* (1902) II, S. 563 f.; H. RÆDER, *Platons philosophische Entwicklung* (1905) S. 413 ff. (vgl. auch H. REUTHER, *De Epinomide Platonica*, Diss. Leipzig 1907); J. BURNET, *Greek philosophy* (1914) S. 322 f.; A. E. TAYLOR, *Plato, the man and his work* (1926) S. 14 u. 497 f.; K. PRAECHTER (1920) bei UEBERWEG, *Grundriss der Geschichte der Philosophie* ¹¹I, S. 336; J. STENZEL, *Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles* (1924) S. 89 ff.; W. SCHMID bei CHRIST, *Geschichte der griechischen Literatur* (1912) ⁶I, S. 706; L. ROBIN, *Platon* (1935) S. 31.

³ ARISTOPHANES und THRASYLLOS bei DIOGENES LAERTIOS III 56—62. Diese Zeugnisse sind freilich nicht entscheidend. CICERO, *De oratore*, III

worden, wenn nicht die Notiz des Diogenes Laertios durch die innere Beschaffenheit des Dialogs eine gewisse Bestätigung gefunden hätte. Im Altertum soll zuerst PROKLOS die Unechtheit der *Epinomis* behauptet haben, und zwar aus zwei Gründen: erstens sei es unglaublich, dass Platon, nachdem es ihm nicht vergönnt worden wäre, die *Gesetze* fertig zu korrigieren, die *Epinomis* als Anhang dazu habe schreiben können; zweitens bestehe ein Widerspruch zwischen der *Epinomis* und den anderen Dialogen, weil in diesen (d. h. im *Timaios* 36 C) gelehrt werde, die Planeten bewegen sich von rechts nach links, in der *Epinomis* (987 B) dagegen umgekehrt¹. Auf diese Einwände werden wir unten zurückkommen.

Neue Beweisgründe für die Unechtheit der *Epinomis* wurden herbeigeführt vom Abbé SALLIER (1722). Dieser behauptete, weil Platon in den *Gesetzen* das Thema erschöpft hätte, sei die *Epinomis* überflüssig; aus blosser Eitelkeit hätte der Verfasser diesen Dialog geschrieben, in der Hoffnung eines Tages mit dem berühmten Schriftsteller verwechselt zu werden. Sallier vermisst in der *Epinomis* den Reiz und die Klarheit des platonischen Stiles und findet einen Beweis für die Unechtheit dieses Dialogs darin, dass die Gedanken, die Platon in anderen Dialogen zerstreut vorgetragen hatte, hier massenhaft vereinigt erscheinen².

21 zitiert *Epin.* 991 E (»illa Platonis . . . vox, omnem doctrinam harum ingenuarum et humanarum artium uno quodam societatis vinculo contineri«).

¹ Nach OLYMPIODOROS in den sogenannten *Προλεγόμενα τῆς Πλάτωνος φιλοσοφίας* Kap. 25 (in Hermanns Platonausgabe VI, S. 218). Von Philippos ist hier keine Rede, obgleich im vorhergehenden Kapitel von seiner Tätigkeit als Herausgeber der *Gesetze* berichtet wird. In seinem Kommentar zu Platons *Staat* (II, S. 134 Kroll) bezeichnet Proklos beiläufig die *Epinomis* als »durch und durch unecht« (*νοθείας μεστή*).

² *Histoire de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles Lettres V*

Als im 19. Jahrhundert der gewaltige Ansturm gegen die platonischen Dialoge, von denen nur die wenigsten sich vom Verdacht frei hielten, seinen Anfang nahm, war es nur natürlich, dass auch die Echtheit der *Epinomis* angezweifelt wurde. Es verhält sich nun so, dass der Kritiker, der zuerst einen durchgreifenden Angriff auf die Echtheit vieler platonischer Dialoge unternahm, FR. AST, fast ebenso schwere Bedenken gegen die Echtheit der *Gesetze* äusserte wie gegen die der *Epinomis*¹. Dass Platon die *Gesetze* verfasst haben sollte, findet Ast aus dem Grunde ausgeschlossen, weil sie in vielen Punkten mit dem *Staate* in Widerstreit stehen, und auch die Sprache scheint ihm ganz unplatonisch zu sein. Die Sprache der *Gesetze* zeigt nach ihm »einen schwerfälligen und gleichsam stumpfen Geist, Ernsthaftigkeit und steife Feierlichkeit . . . die von einer gewissen ethischen Beschränktheit zeugt . . . Der Vortrag ist . . . dunkel, verworren und schwerfällig . . . Der Kenner des ächten Platon braucht nur Eine Seite in den *Gesetzen* zu lesen, um sich zu überzeugen, dass er einen maskierten Platon vor sich hat.« — Über die *Epinomis* spricht Ast sich natürlich viel kürzer aus: wenn die *Gesetze* unecht sind, muss dasselbe selbstverständlich auch von der *Epinomis* gelten. Ast bemerkt hierüber: »Der Vortrag ist noch schwerfälliger und dunkler«, und weist einige Widersprüche mit dem *Staate* und dem *Timaios* nach; er meint, der Verfasser hätte die Absicht gehabt, die *Gesetze* zu ergänzen, ebenso wie der Verfasser

(1729) S. 98—103. Ich führe namentlich an (S. 101—102): »L'Auteur se démasque par la continuelle & puérile attention qu'il a de faire revenir en foule, les mêmes idées que Platon a répandues dans ses différents ouvrages. . . . Vouloir rassembler dans un même livre les différentes beautés qui brillent dans tous les écrits de ce Philosophe . . . c'est les déplacer, c'est montrer qu'on n'est qu'un plagiaire.«

¹ FR. AST, *Platons Leben und Schriften* (1816) S. 384 ff.

der *Gesetze* die *Politeia* durch die *Gesetze* zu ergänzen suchte¹.

Ebenso meinte E. ZELLER in einer Jugendarbeit die Unechtheit der *Gesetze* beweisen zu können. Obgleich er bald von dieser Ansicht abkam, lohnt es sich doch bei seinen Beweisgründen kurz zu verweilen, weil dieselben später auch gegen die Echtheit der *Epinomis* geltend gemacht sind². Zeller führt eine Reihe von Wörtern an, die nur in den *Gesetzen* und in keiner anderen platonischen Schrift vorkommen. Er tadelt die Manier des Verfassers, seinen Stil mit rhetorischem oder poetischem Schmuck auszustatten, den öfters vorkommenden geschraubten Ausdruck, die Härte in der Wortverbindung, die Brachylogie sowie den Pleonasmus, die unnatürliche Wortstellung, die Symmetrie des Satzbaues, die Anakoluthien, die schleppende und verwickelte Darstellung u. s. w. Einerseits beanstandet er die Widersprüche der *Gesetze* gegen den *Staat*, andererseits meint er in jener Schrift Nachahmungen platonischer Stellen nachweisen zu können; einige Stellen scheinen ihm Auszüge aus dem *Staate* zu sein. Natürlich sprach Zeller dann auch die *Epinomis* dem Platon ab³. Schon in der ersten Ausgabe seiner *Philosophie der Griechen* (1846) nahm er aber sein Verdammungsurteil über die *Gesetze* zurück; aber die *Epinomis* wollte er nicht als platonisch anerkennen. Diese Ansicht hat er immer aufrechterhalten: als Züge, die die *Gesetze* charakterisieren, hebt er zwar hervor den »Dogmatismus, die Abnahme der dialektischen Kraft und Beweglichkeit, die Anlehnung an den Pythagoreismus, die Vorliebe für mathematische Symbolik«⁴; aber diese Züge kennzeichnen

¹ AST S. 395.

² E. ZELLER, *Platonische Studien* (1839).

³ S. 135 ff.

⁴ E. ZELLER, *Die Philosophie der Griechen* ⁴II 1, S. 951.

in der Tat auch die *Epinomis*, deren Unechtheit er nach wie vor behauptete. Obgleich Zeller also fortwährend an der Annahme festhielt, die *Epinomis* sei ein Werk des Philippos, räumte er doch unumwunden ein, deren Verfasser sei ein »wirklicher Platoniker« gewesen¹.

Es gibt jedoch Kritiker, die auch nicht soviel haben zugeben wollen. STALLBAUM fand in der *Epinomis* nicht allein Widersprüche gegen echt platonische Dialoge, sondern auch Spuren stoischer Philosophie, und meinte deshalb, der Dialog könnte erst in der Alexandrinerzeit entstanden sein; er verwarf also den Bericht über die Tätigkeit des Opuntiers Philippos². Er hat aber wenig Zustimmung gefunden. Heutzutage herrscht, wie schon oben bemerkt, über den Verfasser der *Epinomis* eine starke Uneinigkeit. Obgleich in den letzten Jahren die Verteidiger der Echtheit an Zahl zugenommen zu haben scheinen, hat doch auch die herkömmliche Ansicht, die *Epinomis* sei ein Werk des Philippos oder doch jedenfalls nicht von Platon, energische Verfechter gefunden. Die Argumente, die gegen die Echtheit ins Feld geführt werden, beziehen sich sowohl auf die Sprache als auf den Inhalt, und in beiden Beziehungen sind sie doppelter Art: bald wird behauptet, es bestehe zwischen der *Epinomis* und den echten Schriften Platons ein nicht auszugleichender Widerspruch; bald heisst es umgekehrt, es kommen in der *Epinomis* Stellen vor, die Stellen echt platonischer Dialoge so ähnlich sind, dass die Übereinstimmung nur durch bewusste Nachahmung zu erklären sei.

II

Zweifel an der Echtheit vieler der unter Platons Namen überlieferten Dialoge sind im 19. Jahrhundert häufig erhoben

¹ S. 1040.

² G. STALLBAUM in der Ausgabe der *Epinomis* (1860) S. 441 ff.

worden; es genügt an die Namen AST, SOCHER und SCHAAR-SCHMIDT zu erinnern. Das Verdammungsurteil, das Ast über die *Gesetze* ausgesprochen hatte, wurde zwar von den beiden anderen Kritikern für unberechtigt gehalten, aber andere Dialoge, z. B. der *Sophistes*, der *Politikos* und der *Parmenides*, wurden von denselben aus ähnlichen Gründen verworfen. Die Rehabilitation dieser Dialoge wurde von CAMPBELL angefangen, und zwar zunächst durch ein Studium ihrer sprachlichen Form¹. Es zeigte sich dadurch, dass in formeller Beziehung eine nahe Verwandtschaft namentlich des *Sophistes* und des *Politikos* mit den *Gesetzen* besteht, und auch andere Dialoge wurden unter diese Verwandtschaft hineinbezogen. Eine Betrachtung des philosophischen Inhalts führte nachher zu ähnlichen Ergebnissen, und es ergab sich schliesslich, dass man eine ganze Reihe Dialoge aussondern kann, die füglich als Altersdialoge bezeichnet werden können, die von den Werken der Blütezeit ein so stark abweichendes Gepräge tragen, dass man zu der Annahme gedrängt wird, es habe irgendwann in Platons Denkweise ein Bruch stattgefunden². Wenn man also die Frage zu beantworten sucht, ob die *Epinomis* als ein echtes Werk Platons gelten darf, muss man sie mit diesen Altersdialogen, nicht mit Platons älteren Arbeiten vergleichen.

Die zahlreichen Gelehrten, die zu dem Zweck, die Echtheit und die Zeitfolge platonischer Dialoge zu bestimmen, deren Sprache und Stil einem minutiösen Studium unterzogen haben, haben leider meistens die *Epinomis* ausser Betracht gelassen, weil ihnen dieser Dialog von vornherein als entschieden unecht galt. Ausnahmsweise hat jedoch C. RITTER, nachdem er durch eine sorgfältige Untersuchung

¹ L. CAMPBELL, *The Sophistes and Politicus of Plato* (1867) S. XXIV ff.

² Vgl. C. J. DE VOGEL, *Een keerpunt in Plato's denken* (1936).

vieler sprachlichen Eigentümlichkeiten die Zeitfolge der meisten echten Dialoge bestimmt hatte, dieselbe Methode auch auf die Dialoge angewandt, deren Unechtheit ihm als wahrscheinlich oder gar ausgemacht vorkam. Für die *Epinomis*, deren Unechtheit ihm aus sachlichen Gründen entschieden feststand, zeigte es sich, dass ihre sprachliche Übereinstimmung mit den *Gesetzen* so genau ist, dass aus sprachlichen Gründen die Unechtheit unmöglich bewiesen werden konnte. Obgleich unleugbar in der *Epinomis* Wörter und Wortverbindungen vorkommen, die in keinem anderen platonischen Dialog sich finden, räumte Ritter jedoch ein, dass »der Verfasser dieser Schrift durch gründliche Beschäftigung mit den *Leges* deren Ausdrucksweise sich fast vollständig zu eigen gemacht hatte«¹. Später, nachdem Ritter die Erfahrung gemacht hatte, dass die Unechtheit der *Epinomis* nicht für alle Forscher so unbedingt feststand, hat er einige Wörter hervorgehoben, die in diesem Dialog vorkommen, während sie allen anderen platonischen Dialogen fremd sind, nämlich »πάρεξ anstatt ἄνευ oder dem von dem alten Platon bevorzugten χωρίς, τὸ ἐπίπταν und λήξεσθαι, das zweimalige ἐπίκλησις, παρασφάλλειςθαι, στερεμνιος, καθαρσιότης, ἐγκαθορᾶν, πάγιος, πόλος, πόροος, διαπορεία in doppelter Bedeutung, das wiederholte προστυχής, das intransitive σημαίνειν, die Einförmigkeit im Gebrauch von τὸ παρόπαν«. Auch machte er darauf aufmerksam, dass die Verbindung τῶ ὄντι, die in Platons Altersdialogen fast ausnahmslos durch ὄντως verdrängt wird, in der *Epinomis* einmal vorkommt². Hierzu ist zu bemerken, dass das Vorkommen einiger Wörter,

¹ C. RITTER, *Untersuchungen über Plato* (1888) S. 91—93.

² C. RITTER im *Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft* 220 (1929), S. 58. — Über den Gebrauch von τῶ ὄντι und ὄντως bei Platon handelt M. SCHANZ im *Hermes* 21 (1886), S. 439 ff.

die aus anderen Dialogen nicht belegt werden können, durchaus nichts beweist. Von solchen Wörtern wird man in den *Gesetzen* einige Tausende nachweisen können¹. Und was das vereinzeltete $\tau\tilde{\omega} \delta\upsilon\tau\iota$ betrifft, findet man ebenfalls im *Sophistes* diese Verbindung, die sonst dort vermieden wird, einmal neben 21 $\delta\upsilon\tau\omega\varsigma$.

Eine stilistische Übereinstimmung der *Epinomis* mit den Altersdialogen Platons lässt sich in mehreren Beziehungen nachweisen. Schon längst hat W. JANELL nachgewiesen, dass man in diesen Dialogen ein deutliches Bestreben wahrnehmen kann, die Hiäte zu meiden². Auf die *Epinomis* nahm er aber keine Rücksicht. Später, als ich den Stil der platonischen *Briefe* auf dieses Bestreben hin zu untersuchen unternahm, dehnte ich meine Untersuchungen auch auf die *Epinomis* aus³. Es zeigte sich, dass in diesem Dialog die Hiäte sogar stärker gemieden werden als in den *Gesetzen*, wenn auch lange nicht so stark wie in den übrigen Altersdialogen.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit den von Platon in den Altersdialogen bevorzugten rhythmischen Satzschlüssen. Dass Platon in eben denselben Dialogen, wo er die Hiäte zu meiden strebt, gewisse rhythmische Satzschlüsse bevorzugt und andere meidet, während die älteren Dialoge sich in dieser Beziehung ganz anders verhalten, bewies zuerst W. KALUSCHA⁴. Aber leider nahm auch er auf die *Epinomis*

¹ Ich habe sie freilich nicht gezählt; nur habe ich nachgezählt, dass in AST's *Lexicon Platonicum* allein unter dem Anfangsbuchstaben *A* beinahe 200 Wörter aufgenommen sind, die ausschliesslich in den *Gesetzen* vorkommen.

² W. JANELL in den *Jahrbüchern für klassische Philologie* Suppl. 26 (1901), S. 263 ff.

³ *Rheinisches Museum für Philologie* N. F. 61 (1906), S. 442 f. — Die von mir gefundenen Zahlen hat H. REUTHER, *De Epinomide Platonica* (1907), S. 25, ein wenig korrigiert.

⁴ W. KALUSCHA in den *Wiener Studien* 26 (1904), S. 190 ff.

keine Rücksicht. Das tat aber L. BILLIG, der zu dem Resultat gelangte, dass sowohl in den *Gesetzen* als in der *Epinomis* die vorherrschenden Satzschlüsse etwa 80 % aus sämtlichen Satzschlüssen ausmachen, während z. B. im *Politikos* und im *Philebos* die Zahlen etwas niedriger liegen, und in Dialogen früherer Zeit eine Bevorzugung der in jenen vorherrschenden Satzschlüsse nicht vorhanden ist¹.

Aus dem Bestreben Platons, die Hiäte zu meiden und seinem Stil einen bestimmten rhythmischen Charakter zu verleihen, lassen sich nun viele andere stilistische Eigentümlichkeiten erklären, nicht allein im Gebrauch einzelner Wörter (z. B. *καθάπερ* für *ὡσπερ*) oder Wortformen (z. B. der ionischen Dative auf *-οισι* oder *-αισι*), sondern auch in der geschraubten Wortstellung und verwickelten Ausdrucksweise, die für die Altersdialoge Platons und auch für die *Epinomis* so überaus charakteristisch sind. Aber die stilistische Ähnlichkeit der *Epinomis* mit jenen Dialogen ist von einer solchen Art, dass viele Kritiker eben darin einen Beweis dafür gefunden zu haben meinen, dass der umstrittene Dialog das Werk eines gescheiterten Nachahmers sei.

In neuerer Zeit hat FR. MÜLLER in einer Dissertation einen umfassenden Angriff auf die Echtheit der *Epinomis* gerichtet². Seine Hauptargumente sind sprachlicher Art, aber

¹ L. BILLIG im *Journal of Philology* 35 (1920), S. 225 ff. — Dieser Gelehrte dehnte auch seine Untersuchungen auf die wichtigsten der platonischen *Briefe* aus, und es zeigte sich, dass die meisten unter diesen dieselben Regeln befolgen wie die Altersdialoge — nur nicht der dreizehnte, der eben auch in einer früheren Zeit geschrieben sein will und auch die Hiäte nicht meidet. Auffallend ist es, dass Kaluscha und Billig, obgleich sie in ihren Methoden stark voneinander abweichen, doch darüber einig sind, dass der *Timaios* und der *Kritias*, was die Rhythmik betrifft, von den *Gesetzen* bedeutend weiter entfernt sind als der *Sophistes*, der *Politikos* und der *Philebos*. Für die Chronologie der Altersdialoge sind diese Untersuchungen nicht ohne Bedeutung.

² FR. MÜLLER, *Stilistische Untersuchung der Epinomis des Philippos von Opus* (1927).

daneben hat er auch an vereinzelt Stellen den Inhalt des Dialogs berücksichtigt. Sein Angriff ist von TAYLOR zurückgewiesen worden¹; nachher hat aber W. THEILER in einer Rezension die Argumente Müllers wiederholt und vertieft². Es lohnt sich nicht, alle Stellen, die von diesen Gelehrten angeführt worden sind, hier zu besprechen; es wird genügen, einige typische Beispiele hervorzuheben.

Müller führt (S. 9 ff.) mehrere in der *Epinomis* vorkommende Wörter an, die »unplatonisch« zu sein scheinen. In den *Gesetzen* (782 B) war von der Zeit die Rede, als Tiere und Menschen gegenseitig einander verzehrten; dieses wird durch den Ausdruck ἀλλήλων ἐδωδή bezeichnet, wofür der Verfasser der *Epinomis* (975 A) das Wort ἀλλήλοφαγία gebildet hat. Da nun Platon, wie die Stelle der *Gesetze* lehrt, Zusammensetzungen mit ἀλλήλο- meidet, meint Müller, die *Epinomis* könne nicht von Platon verfasst sein. Dass Platon anderswo (*Protagoras* 321 A) sich nicht scheut, sich des Wortes ἀλλήλοφθορία zu bedienen, bekümmert ihn nicht. — In den *Gesetzen* wurde gelehrt, die Götter seien der Art, dass sie sich nicht durch die Gebete der Menschen verleiten lassen, dem Unrecht zum Siege zu verhelfen. Dieses wurde durch das Wort ἀπαράτητοι ausgedrückt, ein Wort, das nur an dieser einen Stelle (907 B) bei Platon vorkommt. In der *Epinomis* (980 D) werden die Götter als ἀπαράμυθτοι bezeichnet — ebenfalls ein bei Platon sonst nicht vorkommendes Wort. Nun findet man an zwei Stellen der *Gesetze* (885 B und 888 C) als Bezeichnung für die entgegengesetzte Eigenschaft das Wort ἐδπαράμυθτοι, aber an beiden Stellen

¹ A. E. TAYLOR, *Plato and the authorship of the "Epinomis"* in *The Proceedings of the British Academy* 15 (1929), S. 235 ff. — Vgl. auch E. DES PLACES in der *Revue des études grecques* 44 (1931), S. 153 ff.

² W. THEILER im *Gnomon* 7 (1931), S. 337 ff.

mit dem Zusatz von Dativen, die dasjenige (Opfer und Gebet) bezeichnen sollen, wodurch die Götter sich verleiten lassen sollten. Nun meint Müller, Platon hätte unmöglich *ἀπαρὰ μὲν θῆται* schreiben können, ohne dem Worte solche Dative beizufügen; dass das entsprechende Adverbium *ἀπαρὰ μὲν θῆτως* ohne solchen Zusatz einmal in den *Gesetzen* (731 D) vorkommt, bekümmert ihn nicht, weil es »nur gebraucht wird, wenn es sich um Beziehungen der Menschen untereinander handelt«. — Man kann getrost behaupten, wenn in der *Epinomis* derselbe Ausdruck gebraucht wäre wie in den *Gesetzen*, hätte dieses den Beweis geliefert, der Verfasser jenes Dialogs habe Platons Sprachgebrauch in unselbständiger Weise nachgeahmt¹.

Die Beweisgründe, die gegen die Echtheit der *Epinomis* angeführt werden, sind nun nicht allein aus dem Gebrauch einzelner Wörter hergeholt, sondern auch der ganze Satzbau des Dialogs hat zu vielen Bedenken Veranlassung gegeben. Es wird allgemein anerkannt, was schon AST für die *Gesetze* erwiesen hat, dass der Stil der Altersdialoge Platons sich durch viele Absonderlichkeiten, namentlich durch einen schwerfälligen und verwickelten Satzbau, auszeichnet. Eben dasselbe gilt von der *Epinomis*, aber — so sagt man — die Eigentümlichkeiten des platonischen Altersstiles werden in diesem Dialog so kräftig übertrieben, dass ihr Vorkommen nur dadurch zu erklären ist, dass der Verfasser sich mit vollem Bewusstsein, aber in ungeschickter Weise, bemüht hat, den platonischen Stil nachzuahmen. »Kaum einen Satz gibt es in der Schrift, der nicht einen Anstoss bietet und —

¹ Im sechsten platonischen *Brief* 323 D kommt das Wort *ἔμυστος* vor. In einer Anmerkung zu seiner Übersetzung dieser Stelle bemerkt WIEGAND (1859): »Das Beiwort *ἔμυστος* ist auch ein bei Platon oft vorkommendes Wort, deshalb haben auch seine Nachahmer nicht verfehlt dasselbe möglichst oft anzubringen.«

nicht zugleich Anlehnung an Platons Vorbild verrät. Diese seltsame Verkoppelung von Platomässigem und Platonwidrigem führt auf einen Nachahmer¹. Platons Altersstil zeichnet sich z. B. durch eine »Intensivierung des Ausdrucks, der Ausdrucksmittel« aus; diese Eigentümlichkeit, heisst es, wird in der *Epinomis* übertrieben in der Weise, »dass in der *Epinomis* ein Mass von intensivierenden Ausdrücken enthalten ist, das über das platonische hinausgeht². Beispielsweise findet man in der *Epinomis* Ausdrücke wie ὅστις νοῦν κέκτηται καὶ τὸν βραχύτατον (985 C) und ἐξ ἀπάσης ἀνάγκης (982 A), während man aus den *Gesetzen* nur Ausdrücke wie ὅσοις νοῦ καὶ σμικρὸν μετῆ (737 B) oder ὅσοι καὶ σμικρὸν νοῦ κέκτηνται (887 E) oder ἐκ πολλῆς ἀνάγκης (920 B) belegen kann. Es fällt schwer einzusehen, dass das Mass der »Intensivierung« in den angeführten Ausdrücken der *Epinomis* soviel grösser ist als in denen der *Gesetze*, dass nicht beide Werke desselben Verfassers sein können. Ebenso wenig bietet ein »intensivierender« Ausdruck wie τὸν ἀληθέστατα σοφώτατον (992 B) einen Grund zur Verdächtigung, wenn man bedenkt, dass Platon in den *Gesetzen* (908 A) ὡς ὅτι μάλιστα ἀγχιώτατος geschrieben hat.

Es wird ferner behauptet, der Verfasser der *Epinomis* gehe noch weiter als Platon in dem Bestreben, technische Ausdrücke zu meiden³. Es lässt sich in der Tat nicht leugnen, dass die körperlichen »Elemente« nicht durch den technischen Ausdruck *στοιχεῖα*, sondern als *στερεὰ σώματα* bezeichnet werden (981 B). Aber das stimmt gerade mit Platons Sprachgebrauch; im *Timaios* (48 B) wird geradezu geleugnet, die

¹ THEILER S. 346.

² MÜLLER S. 29—34.

³ MÜLLER S. 34 f. — Diese Behauptung streitet in der Tat gegen das, was vorher über die ἀλλήλοσημαγία bemerkt war.

Elemente seien *στοιχεῖα*, ein Name, der nur den Dreiecken zukomme, aus denen die Elemente zusammengesetzt sind. Die Bezeichnung *στοιχεῖα* für die Elemente kommt dagegen bei Aristoteles und den Späteren vor. »Nur ein ganz orthodoxer Jünger, Philippos von Opus, enthält sich ängstlich des verpönten Wortes und verwendet andere akademische Ausdrücke«¹. Der »Philippos« ist in der Tat ein so orthodoxer Jünger, dass man ihn von seinem Lehrer kaum unterscheiden kann!

Gleich die Anfangsworte der *Epinomis* (973 A) sind verdächtig, besonders wenn man sie mit ihrem »Vorbild«, *Sophistes* 216 A, vergleicht. Während wir nämlich hier lesen: *κατὰ τὴν χθρὲς ὁμολογίαν ἕχομεν*, heisst es in der *Epinomis*: *πρὸς μὲν τὸ τῆς ὁμολογίας ἕχομεν*. Bedenken erregt zuerst die unnötige Umschreibung *τὸ τῆς ὁμολογίας*, und solche sind eben in der *Epinomis* sehr häufig. Theiler beklagt sich über »die Zahl der hellenistisch anmutenden Neutrumsumschreibungen, die Platon mehr zurückhaltend verwendet« und führt aus der *Epinomis* acht Beispiele von denselben an, während er aus den *Gesetzen* nur zwei anzuführen weiss². Als Beweis für die Unechtheit der *Epinomis* ist diese Beobachtung ohne Wert; die Ausdrucksweise streitet nicht gegen Platons Sprachgebrauch, und darin, dass er zu einem bestimmten Zeitpunkt für eine solche Redewendung eine gewisse Vorliebe gewonnen hat, liegt gar nichts unnatürliches³. Bedenken erregt in demselben Satz auch das *μὲν*, nach dem kein Gegensatz folgt; ein solches *μὲν solitarium* ist in

¹ H. DIELS, *Elementum* (1899) S. 22.

² THEILER S. 343. Wenn dieser Sprachgebrauch »hellenistisch« ist, könnte man ihn wohl nicht einmal dem Philippos zutrauen.

³ MADVIG, *Adversaria critica* I, S. 402, bemerkt, dass im Dialog *Charmides* gegen Platons Gewohnheit die Verbindung *εἰ ὅτι μάλιστα* siebenmal vorkommt, und findet hierin mit Unrecht einen Beweis für die Unechtheit dieses Dialogs.

der *Epinomis* sehr häufig¹. Dass dieses aber auch in anderen Dialogen nicht ungewöhnlich ist, lehrt schon ein Blick in Asts *Lexicon Platonicum*, wo man auch Beispiele dafür findet, dass ein *μέν* und ein *δέ* nicht beide den Wörtern nachgestellt sind, die einander entgegengesetzt werden. Was »unplatonisch« ist, scheint also nur die Eigentümlichkeit zu sein, dass ein solches *μέν* in einer Parenthese steht, wie z. B. 977 D: *καίτοι μέγα μὲν καὶ τοῦτο*. Aber *Ges.* 742 E stehen die Worte *τοῦτο μὲν οὖν βούλοισ' ἔν* in einer Parenthese. Soviel muss jedoch eingestanden werden, dass es Stellen gibt, wo die Korrespondenz ungenau ist. Besonders auffallend ist die Stelle 976 A: *ἦν δὲ καλοῦσι μὲν ἰατροκίην, βοήθεια δὲ πον καὶ αὔτη*, wo das *μέν* in dem Relativsatz, und das *δέ* im Hauptsatz steht. Das ist, wenn nicht »ganz verrückt«², so doch jedenfalls eine Anakoluthie; aber solche findet man ja bei Platon sehr häufig, und besonders in den Altersdialogen³.

Eine eigene Art Anakoluthien sind die sogenannten *Hyperbata*, eine Umstellung der Wörter, wodurch zusammengehörendes getrennt wird. Solche sind in der *Epinomis* sehr häufig, z. B. 975 A: *ἄλλοις ἀγῶν πρόκειται τοῦ δοκεῖν ὡς ἀριστον ἄνδρα συμβῆναι γινόμενον ἔν*, wo die Stellung des *ἔν* auffällt⁴. Aber in den *Gesetzen* findet man ebenfalls eine grosse Menge *Hyperbata*, von denen nur eine hier angeführt werden soll. Es handelt sich (824 A) um eine Art von Jagd, die als eine solche beschrieben wird, wo die Jäger ihre Arbeit ruhen lassen und mittelst Netze und Fallen, nicht durch die Überlegenheit einer arbeitsfrohen Seele, die wilde Kraft

¹ Beispiele bei THEILER S. 344.

² THEILER S. 345.

³ LUISE REINHARD, *Die Anakoluthie bei Platon (Philologische Untersuchungen 25, 1920)*, nimmt auf die *Epinomis* keine Rücksicht.

⁴ THEILER S. 344.

der Tiere überwältigen. Dieses wird durch die Worte ausgedrückt: ἡ τῶν διαπαύματα πόνων ἔχουσα ἄρξυσίν τε καὶ πάγαις ἀλλ' οὐ φιλοπόνου ψυχῆς νίκῃ χειρομένων τὴν ἄρξιον τῶν θηρίων ῥώμην, wo τῶν nicht mit πόνων, was schon recht auffallend wäre, sondern mit χειρομένων zu verbinden ist¹. Als Gegensatz zu dieser Jagd wird dann die Jagd beschrieben, wo »vierfüssige Tiere mit Pferden und Hunden und durch den persönlichen Einsatz der Jäger gejagt werden«: ἡ τῶν τετραπόδων ἵπποις καὶ κνσὶν καὶ τοῖς ἑαντιῶν θήρα σώμασιν, wo die Trennung von ἡ und θήρα fast ebenso sonderbar ist².

An der angeführten Stelle der *Epinomis* findet man auch die eigentümliche Verbindung *συμβῆναι γενόμενον*. Theiler vergleicht hiermit eine Stelle des achten platonischen *Briefes* (353 B). Aber eine Umschreibung mit dem Verbum *συμβαίνειν* und einem Partizip kommt eben in den *Briefen* wie in Platons Altersdialogen sehr häufig vor (in der *Epinomis* auch 985 E)³. Es wird sich auch lohnen, eine Vergleichung der Sprache der *Epinomis* mit der der *Briefe* anzustellen. MÜLLER tadelt z. B. den Gebrauch der Wörter *μῦθος* und *ἕξις* in der *Epinomis* (980 A und 973 A). Zu ihrer Verteidigung kann man nicht allein die Bemerkungen TAYLORS anführen, sondern es ist auch nicht ohne Bedeutung zu beachten, dass beide Wörter auch in der philosophischen Digression des siebenten *Briefes* (344 D. 343 E. 344 A) in ähnlicher Weise vorkommen. Nun meint freilich RITTER, der diese Stellen zur Vergleichung anzieht, dass jene philosophische Digression ebenso unecht sei wie die *Epinomis*, während er sonst den siebenten *Brief* für echt platonisch

¹ Angeführt von ZELLER, *Platonische Studien* S. 97, und von HARWARD (S. 53 der Übersetzung); die Erklärung der Stelle rührt von ENGLAND her.

² Auch diese Stelle wird von ZELLER angeführt.

³ Viele derartige Stellen sind von mir angeführt im *Rheinischen Museum* N. F. 61, S. 469.

hält¹. Aber diese sonderbare Vorstellung von einem Fälscher, der nicht allein den *Gesetzen* die *Epinomis* angehängt, sondern auch im siebenten *Brief* seinen Unfug getrieben haben soll, rührt doch nur daher, dass sowohl hier als dort Stellen vorkommen, die wegen ihres Inhalts gewissen Forschern entweder unverständlich oder unplatonisch zu sein geschienen haben. Ich möchte nur noch eine sprachliche Parallele anführen: *Epinomis* 983 B θεὸν δὲ φημι τὸν αἴτιον ἕσεσθαι, stimmt zu *Brief* VII 339 E μηδ' ἐμὲ τὸν αἴτιον γενέσθαι. Und diese Stelle steht ausserhalb der philosophischen Digression.

Was nun überhaupt die sprachlichen Eigentümlichkeiten der *Epinomis* angeht, muss den Angreifern der Echtheit soviel zugestanden werden, dass ihre Beobachtungen im allgemeinen ganz richtig sind. Namentlich verhält es sich in der Tat so, dass, während die *Gesetze* sich durchgehends durch eine schwerfällige und verwickelte Sprachform auszeichnen, diese Eigentümlichkeit in der *Epinomis* noch weiter entwickelt ist. Die Folgerung aber, die aus dieser Tatsache im allgemeinen gezogen wird, ist unberechtigt. Man erklärt die Sache so, dass ein Fälscher — sei es Philippos oder sonst irgendeine unbekannte Person — zu dem Zweck, seine Imitation glaubhaft zu machen, die *Gesetze* und die übrigen Altersschriften Platons einem gründlichen Studium unterworfen habe, aber bei der Ausarbeitung seiner Fälschung so ungeschickt verfahren sei, dass er immerfort die Intentionen Platons missverstanden und dadurch die für Platons Sprache eigentümlichen Stilformen, die er nachzuahmen wünschte, in übertriebener und verdrehter Gestalt nach-

¹ MÜLLER S. 16 u. 22. TAYLOR S. 244 f. und 259 f. C. RITTER in der *Philologischen Wochenschrift* 1929, Sp. 522—524. Ritters Begründung dafür, dass er die Hauptmasse des siebenten *Briefes* als echt anerkennt, aber die philosophische »Einlage« verwirft, findet man in seinem Kommentar zu den *Gesetzen* (1896) S. 367 ff.

gebildet habe. Ich halte diese Vorstellung für psychologisch unmöglich und stelle dagegen eine, wie es mir scheint, viel einfachere und natürlichere Erklärung auf: Platon hatte in seinen älteren Jahren einen ganz eigentümlichen, unnachahmbaren Stil entwickelt; er hatte sich gewisse Manieren angeeignet, die er sich so stark angewöhnt hatte, dass er den natürlichen Gesprächston, der seine Jugenddialoge kennzeichnete, gar nicht mehr anzuschlagen vermochte. In seiner letzten Schrift, die er — wie Taylor vermutet hat¹ — nicht selbst in die Feder gebracht, sondern einem Sekretär diktiert hat, hat er die angewöhnten Manieren mitunter so stark übertrieben, »dass die Satztektonik völlig in die Brüche geht«². Der Mangel an »Anschauungsvermögen« und an »Formkraft«, wodurch die *Epinomis* sich nach dem Urteil der Kritiker besonders auszeichnet³, sowie die lästigen Wiederholungen desselben Wortes innerhalb eines Satzes⁴, sind Züge, die bei einem Autor, der auf die Ausformung eines platonischen Stiles eine grosse Mühe verwendet hat, schwer erklärbar sind; dagegen versteht man leicht, dass Platon in seiner Altersschrift, die er vielleicht nicht einmal selbst durchgesehen hat, sich solcher stilistischen Fehlgriffe schuldig gemacht hat. In sprachlicher und stilistischer Hinsicht bezeichnet die *Epinomis* die letzte Stufe von Platons Entwicklung.

¹ TAYLOR S. 302.

² THEILER S. 347.

³ MÜLLER S. 18, 37 und 39.

⁴ MÜLLER S. 58 tadelt u. a. die Verbindungen τῶν ὀκτὼ περιόδων τὰς ἐπὶ τὴν περιόδου (990 A) und πᾶσα γένεσις . . . μὴ θανάτου μετέχουσα φύσεως (990 B; vgl. TAYLOR S. 300 f.). Hierher gehört auch die Wiederholung der Worte θαύμα οὐδέν (988 D u. E), die Stallbaum an der einen Stelle, Hermann an der anderen getilgt haben.

III

Die Anstöße, die der Gebrauch gewisser Wörter und Wortverbindungen in der *Epinomis* veranlasst haben, sind nicht alle rein sprachlicher Art. Es kommen auch Wortverbindungen vor, die nicht allein sprachlich auffallend sind, sondern auch gegen »die Grundlagen der platonischen Lehre« anzustossen scheinen. So verhält es sich mit der Verbindung *ἄντως τε καὶ εἰζότως* (»in Wahrheit und nach Wahrscheinlichkeit«, 976 D), die deshalb die Kritik herausgefordert hat, weil Platon sonst die Wahrheit und die Wahrscheinlichkeit als Gegensätze betrachtet¹. Den Verweis Taylors auf die Stelle des *Philebos* (27 B), wo, trotzdem Sein und Werden gewöhnlich als einander entgegengesetzt bezeichnet werden, dennoch von einem »gewordenen Sein« gesprochen wird, bezeichnet Theiler als »grotesk«. Das Verhältnis ist freilich auch nicht ein analoges, aber ist es an sich wirklich unmöglich, dass eine Sache zugleich wahr und wahrscheinlich sein kann? Platon macht auch gewöhnlich einen scharfen Unterschied zwischen Wissen und wahren Vorstellungen, aber trotzdem werden im siebenten *Brief* 342 C Wissen, Vernunft und wahre Vorstellung nebeneinander gestellt. Wer die Verbindung *ἄντως τε καὶ εἰζότως* unplatonisch findet, sollte auch gegen die Worte des *Timaios* 56 B *κατὰ τὸν ἀρχαῖον λόγον καὶ κατὰ τὸν εἰζότα* Einspruch erheben².

Ähnlich verhält es sich mit Scherz und Ernst. MÜLLER kritisiert, dass 975 D von einem Scherz geredet wird, der »keineswegs ernsthaft« ist: »Es zeigt sich, dass man in der *Epinomis* von Begriffen überhaupt nicht sprechen kann«³;

¹ MÜLLER S. 38 und THEILER S. 340 gegen TAYLOR S. 272.

² Vgl. unten S. 49.

³ MÜLLER S. 18. Erst durch den Gegensatz zu *σπουδή*, heisst es, erhält die *παιδιά* ihren »begrifflichen Charakter«.

und auch andere Stellen, wie 992 B (»zugleich im Scherz und im Ernst«, *παίζων καὶ σπουδάζων ἕμα*) und 980 A—B, wo die Ehren, die den Göttern erwiesen werden, als Scherz (d. h. Spiel) bezeichnet werden, beurteilt er in derselben Weise¹. Aber dass Platon auch in den *Gesetzen* an manchen Stellen den Gegensatz von Scherz und Ernst nicht gelten lassen will, sondern den engen Zusammenhang beider häufig betont, hat nicht allein Taylor nachgewiesen, sondern es geht besonders aus den Stellen hervor, die schon vor vielen Jahren Ritter zusammengestellt hat². Und in den vielbesprochenen Schlussworten des sechsten *Briefes* (323 D: *ἐπομνύντας σπουδῆ τε ἕμα μὴ ἀμούσῳ καὶ τῆ τῆς σπουδῆς ἀδελφῆ παιδιᾷ*), wo die Empfänger des Briefes aufgefordert werden zu schwören »zugleich im Ernste, der nicht ohne Geist ist, und im Scherze, der mit dem Ernste verwandt ist«, tritt dieselbe Verwandtschaft von Ernst und Scherz deutlich hervor³.

Ein Verteidiger der Echtheit einer platonischen Schrift hat unstreitig einen schwierigen Stand: wenn man nachgewiesen hat, dass die Widersprüche der angezweifelteten Schrift mit den echten Dialogen Platons in der Tat nicht vorhanden sind, und dass dafür eine genaue Übereinstimmung besteht, heisst es sofort von der gegnerischen Seite: Ja, da sieht man eben, wie umsichtig der Nachahmer gearbeitet hat!

Durch Nebeneinanderstellung einer Reihe von Stellen der *Epinomis* mit Stellen nicht nur der *Gesetze*, sondern auch des *Timaios*, hat J. PAVLU den Beweis zu führen unternommen, dass der Verfasser jenes Dialogs die beiden

¹ MÜLLER S. 24 f.

² TAYLOR S. 261 f. — RITTER im Kommentar zu den *Gesetzen* S. 15 ff.

³ Vgl. E. HOWALD in seiner Ausgabe der *Briefe Platons* (1923) S. 18.

echt platonischen Dialoge in unselbständiger Weise ausgeschrieben habe¹. Seine Beobachtungen und Zusammenstellungen sind sehr wertvoll und interessant; ob sie aber dazu geeignet sind, seine These zu beweisen, ist eine andere Frage.

PAVLU macht zuerst darauf aufmerksam, dass »der Verfasser der *Epinomis* an zwei Stellen seine zwei Hauptquellen ausdrücklich genannt hat, was sonderbarer Weise bisher allen Forschern entgangen ist«. Die erstere Stelle ist 980 C—D, wo die Lehre gepredigt wird, es gebe Götter, die für alles Sorge tragen und sich nicht verleiten lassen können, von dem, was Recht ist, abzuweichen. Hier weist der Athener, der das Gespräch leitet, ausdrücklich auf die Verhandlungen hin, die im zehnten Buch der *Gesetze* (885 B—907 B) über dasselbe Thema geführt wurden, und ruft sie ins Gedächtnis seiner Mitunterredner zurück². Diese Stelle als eine »Quelle« jener zu bezeichnen, hat nur in dem Falle einen Sinn, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, die *Epinomis* sei nicht ein Werk Platons; wenn aber Platon diesen Dialog als Fortsetzung der *Gesetze* geschrieben hat, liegt die Sache ganz einfach: der Athener hat die Frage mit seinen beiden Freunden vorher ausführlich erörtert, und jetzt, wo er auf dasselbe Thema zurückkommt, erinnert er sie an das, was er damals darüber gesagt hat.

Dass die Gedanken, die den Inhalt der *Epinomis* bilden,

¹ J. PAVLU, *Zur pseudoplatonischen Epinomis* in den *Commentationes Vindobonenses* 2 (1936), S. 29—55. Vgl. die Abhandlung desselben, *Zur Abfassungszeit der pseudoplatonischen Epinomis* in den *Wiener Studien* 55 (1937), S. 55—68, unten von mir zitiert mit dem Zusatz »Abfassungszeit«.

² Die Zuhörer haben sogar Aufzeichnungen (*ἐπισημύματα*) gemacht. »Hier ist man plötzlich mitten im Kolleg« (JAEGER, *Aristoteles* S. 26¹). So verhält es sich aber auch im *Kritias* 108 B. D, wo die Anwesenden mit dem Wort *ῥέατορον* bezeichnet werden.

zum grossen Teil auch in den unzweifelhaft echten Dialogen Platons vorkommen, hat Pavlu durch seine Zusammenstellungen einleuchtend dargelegt. Ich werde darauf unten, bei der Darstellung des Inhalts der *Epinomis*, zurückkommen. Hier sollen nur einige Stellen angeführt werden, wo im sprachlichen Ausdruck eine Verwandtschaft — oder ein kleiner Unterschied — zu Tage tritt.

Epin. 975 D steht *κατὰ λόγους καὶ μοῦσας πᾶσαν*; dagegen *Ges.* 899 E *ἔν τε μουσῶν . . . καὶ ἐν παντοίοις λόγοις*. — *Epin.* 975 E—976 A ist von verschiedenen Künsten, der Kriegskunst, der Heilkunde und der Steuermannskunst, die Rede, die für das Heil der Menschen Sorge tragen; ebenso *Ges.* 961 E—962 A. Während aber hier die Tätigkeit dieser als *ἐπιμελεία τῆς σωτηρίας* und als *ἐπιμελεία παρασκευῆ* bezeichnet werden, sind diese Bezeichnungen in der *Epinomis* »sorgfältig vermieden und durch *βοήθεια* ersetzt«. Hier, wie auch an anderen Stellen, sieht Pavlu darin, dass der Autor der *Epinomis* den Sinn der Originalstelle »festhält, ihn aber durch andere Worte unkenntlich machen will«, einen Beweis dafür, dass nicht Platon der Autor ist¹. Nach seiner Besprechung der angeführten Stellen fügt er aber hinzu: »Dass unmittelbar darauf in den *Ges.* 962 C und *Epin.* 976 A das nicht gerade häufige Wort *τοπάζειν* gebraucht ist, erhebt den Verdacht der Entlehnung wohl zur Gewissheit«². Also: wenn der Verfasser die Worte seiner Vorlage ändert, haben wir darin einen Beweis dafür, dass er nicht Platon sein kann, und wenn er sich derselben Worte bedient, die wir bei Platon lesen, kann er auch nicht Platon sein.

Der weitaus häufigste Fall ist nun, dass die Parallelstellen im Wortlaut etwas voneinander abweichen. *Epin.*

¹ PAVLU S. 46.

² PAVLU S. 44.

977 C lesen wir, dass ein Wesen, das die Zahlen nicht kennt, niemals Rechenschaft ablegen kann über das, worüber es nur Sinneseindrücke und Erinnerungen erworben hat (*ζῆλον ὅτι μὴ γινώσκει δύο καὶ τρία μηδὲ περιττὸν μηδὲ ἄρτιον, ἀγνοοῖ δὲ τὸ παράπαν ἀριθμὸν*); dagegen heisst es *Ges.* 818 C, dass ein Mensch nicht göttlich werden kann *μήτε ἐν μήτε δύο μήτε τρία μήθ' ὅπως ἄρτια καὶ περιττὰ δυνάμενος γινώσκειν μηδὲ ἀριθμεῖν τὸ παράπαν εἰδώς*. — Unmittelbar danach (977 D) folgen die Worte, dass wer der wahren Rechenkunst verlustig gehe, niemals weise werden könne (*στερόμενος ἀληθοῦς λόγου σοφὸς οὐκ ἂν ποτε γένοιτο*); diese Stelle findet ihre Parallele *Ges.* 963 E: *ἔνευ . . . λόγον ψυχῆ φρόνιμός τε καὶ νοῦν ἔχουσα οὐτ' ἐγένετο πρόποτε οὐτ' ἔστιν οὐδ' αὐθίς ποτε γενήσεται*. Man sieht, dass der Verfasser der *Epinomis* zwei weit voneinander entfernte Stellen der *Gesetze* zusammengearbeitet hat. Wer hat nun das getan, Platon selbst oder ein Nachahmer?

Ich komme nun auf eine Stelle der *Epinomis* zurück, die ich schon zweimal berührt habe¹. 980 D wird die Lehre, die gegen die Gottlosen gerichtet ist, dass es Götter gebe, die für alles Sorge tragen und sich nicht verleiten lassen können, von dem, was Recht ist, abzuweichen, durch die Worte ausgedrückt: *ὡς εἰσὶν θεοὶ ἐπιμελούμενοι πάντων, μικρῶν καὶ μεγάλων, καὶ σχεδὸν ἀπαραιμύθητοι τῶν περὶ τὰ δίκαιά εἰσιν πράγματα*. Diese Stelle weist, wie gesagt, auf eine entsprechende Stelle der *Gesetze* zurück (907 B): *θεοὶ τε ὡς εἰσὶν, καὶ ὡς ἐπιμελεῖς, καὶ παρὰ τὸ δίκαιον ὡς παντάπασιν ἀπαραιτήτοι*. Also derselbe Gedanke, in eine andere Form gekleidet.

Epin. 986 B werden die Planeten (darunter Sonne und Mond) und ihre Bahnen durch die Worte beschrieben:

¹ Oben S. 14 und 24.

ταύτας δὴ πάσας καὶ τούτους τοὺς ἐν ταύταισιν εἴτε αὐτοὺς ἰόντας εἴτε φερομένους ἐν ὄχημασι; d. h. die Planeten bewegen sich entweder von sich selbst, oder sie werden in Wagen getragen. Ges. 899 A ist von der Seele die Rede, die die Sonne trägt: εἴτε ἐν ἄρμασιν ἔχουσα ἡμῖν ἥλιον ἄγει φῶς τοῖς ἄπασιν, εἴτε ἔξωθεν, εἴθ' ὅπως εἴθ' ὅπη. Um das übrige zu übergehen, ist in der *Epinomis* das Wort für »Wagen«, ἄρμα, durch ὄχημα ersetzt worden. An beiden Stellen wird betont, dass die Gestirne Götter sind. Daher heisst es auch *Epin.* 991 D, dass alles von Göttern erfüllt sei: θεῶν εἶναι πάντα πλέα; Ges. 899 B lesen wir dagegen: θεῶν εἶναι πλήρη πάντα.

Zum Schluss werde ich zwei längere Stellen aus der *Epinomis* und den *Gesetzen* einander gegenüberstellen¹.

<p><i>Epin.</i> 985 C—D: τούτων δὴ τῶν πέντε ὄντως ὄντων ζώων, ὅπη τινὲς ἐνέτυχον ἡμῶν, ἢ καθ' ἕπνον ἐν ὀνειροπολίᾳ προστυχόντες, ἢ κατὰ φύμας τε καὶ μαρτείας λεχθέντων ἐν ἀκοαῖς ὑγιαίνουσιν ἢ καὶ κάμνουσιν, ἢ καὶ τελευτηῖ βίον προστυχεῖσι γενομένοις, ἰδίᾳ τε καὶ δημοσίᾳ δόξας παραγενομένας, ὅθεν ἰερά πολλὰ πολλῶν γέγονεν, τὰ δὲ γενήσεται, τούτων πάντων νομοθέτης, ὅστις νοῦν κέτιγται καὶ τὸν βραχύτατον, ὅποτε μὴ τολμήσῃ καινοτομῶν, ἐπὶ θεοσέβειαν, ἦτις μὴ σαφὲς ἔχει τι, τρεψαί πόλιν ξαντοῦ.</p>	<p><i>Ges.</i> 738 B—D: περὶ θεῶν γε καὶ ἱερῶν, ἅτις τε ἐν τῇ πόλει ἐκάστοις ἰδοῦσθαι δεῖ καὶ ὄντων ἐπονομάζεσθαι θεῶν ἢ δαιμόνων, οὐδεὶς ἐπιχειρήσει κινεῖν νοῦν ἔχων ὅσα ἐκ Ἀελφῶν ἢ Ἀωδώνης ἢ παρ' Ἀμμωνος ἢ τινες ἔπεισαν παλαιοὶ λόγοι ὅπη δὴ τινὰς πείσαντες, φασμάτων γενομένων ἢ ἐπιπνοίας λεχθείσης θεῶν, πείσαντες δὲ θυσίας τελεταῖς συμμείκτους κατεστήσαντο, εἴτε αὐτόθεν ἐπιχωρίους εἴτ' ὄν Τυρροηρικὰς εἴτε Κυπρίας εἴτε ἄλλοθεν ὀφεινοῦν, καθιέρωσαν δὲ τοῖς τοιοῦτοις λόγοις φύμας τε καὶ</p>
---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

¹ Vgl. THEILER S. 347 und PAVLU S. 37 f.

*ἀγάλματα καὶ βωμοὺς καὶ
ναοὺς, τεμένη τε τούτων ἐκά-
στοις ἐτεμένισαν τούτων νομο-
θέτη τὸ σμιζρότατον ἀπάντων
οὐδὲν ζιγητέον.*

Ich füge von beiden Stellen Übersetzungen bei, die keinen künstlerischen Zweck verfolgen und bloss dazu geeignet sein sollen, von den verwickelten Konstruktionen ein Bild zu geben, ohne jedoch ganz unverständlich zu sein.

»Was diese fünf wahrhaftig existierenden Lebewesen betrifft, wie nun einige von uns auf sie getroffen sind, sei es, dass sie träumend im Schlafe in Verbindung mit ihnen gekommen sind, sei es, dass einige, entweder in gesundem oder in krankem Zustande, durch das Gehör Stimmen und Wahrsagungen vernommen haben oder auch am Lebensabend auf sie gestossen sind, Vorstellungen, die sowohl in Einzelpersonen wie in der Öffentlichkeit entstehen können, wodurch bei Vielen viele heilige Handlungen aufgekommen sind oder aufkommen werden — was alle diese betrifft, wird ein Gesetzgeber, der nur in

»In Bezug auf Götter und die Heiligtümer, die für jeden im Staate gegründet sein sollen, und nach welchen Göttern und Dämonen sie auch benannt werden sollen, wird kein verständiger Mensch etwas ändern von dem, was aus Delphi oder Dodone oder von Ammon oder sonst alte Aussagen durchgeführt haben, wie sie nun auch jemand bewogen haben, wenn Offenbarungen erschienen sind, oder göttliche Inspiration stattgefunden hat, und wenn sie nach ihrer Einwirkung Opfer mit Weihungen verbunden eingeführt haben, sei es, dass sie im Lande einheimisch oder tyrrhenisch oder kyprisch oder sonst ir-

allerkleinstem Masse mit Verstand begabt ist, nie wagen, etwas an ihrer Verehrung zu ändern und etwas einzuführen, das nichts sicheres enthält, und dadurch seinen Staat umstürzen.«

gendwoher eingeführt sind, und mit solchen Worten Stimmen und Standbilder und Altäre und Tempel geheiligt und für jede von diesen Heiligtümer gegründet haben. Von allen diesen darf ein Gesetzgeber nicht das allergeringste ändern.«

Hierzu bemerkt THEILER: »Deutlich ist, wie in der *Epinomis* die durcheinandergehende Vielfältigkeit der religiösen Lebensäusserungen durch dasselbe Durcheinander sprachlicher Mittel wie an den Gesetzesstellen [Theiler zieht auch 909 E heran] nachgeahmt wird, nur so freilich, dass die Satztektonik völlig in die Brüche geht.«

Dass der Gedankengang an beiden Stellen derselbe ist, und dass ebenfalls »die durcheinandergehende Vielfältigkeit der religiösen Lebensäusserungen« an beiden Stellen einen Ausdruck findet, ist unverkennbar, aber dass ein Nachahmer die Stelle der *Gesetze* vor sich gehabt und deren verwickeltes Satzgefüge mit vollem Bewusstsein nachgebildet habe, ist unglaublich; dazu sind die Unterschiede doch zu gross. Dagegen ist die »Satztektonik« an beiden Stellen ungefähr gleich missglückt.

Zu denselben Stellen bemerkt PAVLU: »Hier kann man auffallend gut den Abschreiber sehen: die Gedanken sind dieselben: aber wie vorsichtig weicht er den Worten seiner Vorlage aus, wie ersetzt er sie durch andere, wie zieht er die Orakelstätten Platons in *φῆμαι καὶ μαντεῖαι* zusammen, wie erweitert er anderseits den Gedanken Platons, dass die Götter auf die verschiedenste Weise (*ἄλλοθεν ὁθροῶν*) sich den Menschen offenbaren!«

Der Unterschied ist richtig charakterisiert; aber worin liegt denn eigentlich der Beweis dafür, dass der »Abschreiber« nicht Platon selbst ist? Es fällt vielmehr schwer, sich einen Mann zu denken, der sich die Gedanken Platons angeeignet und ihnen auch Ausdruck zu geben beschlossen hat und sich deswegen die Mühe gibt, den eigentümlichen, geschraubten Stil seines Lehrers nachzuahmen, um dadurch den Eindruck zu erwecken, er sei selbst ein getreuer Lehrling des alten Philosophen, andererseits aber die Worte seines Lehrers umsichtig durch andere ersetzt, damit niemand seine Unselbständigkeit und Abhängigkeit von seinem Lehrer entdecke! Diese beiden Bestrebungen widersprechen sich gegenseitig. Nehmen wir dagegen an, dass Platon selbst in seiner letzten Schrift Gedanken Ausdruck geben wollte, die er schon einmal zuvor in einer anderen Schrift auseinandergesetzt hatte. Es ist dann wohl verständlich, dass er, wie andere Leute, es vermeidet, seine früheren Worte einfach zu wiederholen. Die Gedanken wiederholt er, »nur mit ein bisschen andern Worten«¹; wenn er die Worte wiederholt hätte, würde es nicht allein den Lesern lästig gewesen sein, sondern er hätte dadurch auch selbst die Kritik herausgefordert². Warum sollte eigentlich ein »Nachahmer«, der in seiner »Vorlage« die Worte *θεῶν εἶναι πλήρη πάντα* findet, statt deren *θεῶν εἶναι πάντα πλεονα* schreiben?

¹ *Euthydemos* 306 C lesen wir: *συγγιγνώσκειν μὲν οὖν αὐτοῖς χορὴ τῆς ἐπιθυμίας καὶ μὴ χελεπαίνειν*, im *Staat* 426 D—E: *οὐ συγγιγνώσκεις τοῖς ἀνθρώποις; . . . Μὴ τοίνυν χελεπαίνε, Phaidros* 269 B: *οὐ χορὴ χελεπαίνειν ἀλλὰ συγγιγνώσκειν*. Alle drei Stellen geben wahrscheinlich Ausdruck dafür, wie Isokrates und Leute von seiner Art zu beurteilen sind. Aber in welchem der drei Dialoge redet ein »Nachahmer«?

² So hat eben auch Taylor dadurch, dass er zu wiederholten Malen die Mängel der *Epinomis* damit entschuldigt hat, dass Platon zur Zeit ihrer Abfassung ein »very old man« gewesen sei, die Kritik Theilers herausgefordert.

Die zweite Hauptquelle, die nach der Annahme PAVLU'S der Verfasser der *Epinomis* selbst ausdrücklich nennt, ist der platonische *Timaios*. 986 C ist die Rede davon, dass die sichtbare Welt von dem allergöttlichsten $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$ geordnet sei. Was bedeutet hier $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$? Gewöhnlich versteht man darunter die Vernunft; die sollte aber $\nu\omicron\delta\zeta$ heissen, wie MÜLLER richtig bemerkt¹. Allein PAVLU versteht darunter »Rede, bzw. Dialog« und meint, der Verfasser der *Epinomis* bezeichne damit den Dialog *Timaios*². In diesem Falle, meint er, könnte Platon unmöglich Verfasser der *Epinomis* sein; ein solches »Eigenlob« könnte man ihm nicht zutrauen. Diese Behauptung beruht schon auf einem Missverständnis: auch gesetzt, dass Platon die *Epinomis* verfasst hat, lobt er nicht selbst seinen eigenen Dialog *Timaios*, sondern die in der *Epinomis* auftretende Gesprächsperson, der unbenannte Athener, lobt die Rede, die eine andere Gesprächsperson, der Timaios, in dem nach ihm benannten Dialog gehalten hat. Es liegt hier dieselbe Verwechslung vor von Platon und den Personen, die er auftreten lässt, die in der Platonforschung schon so viel Unheil gestiftet hat. Überdies ist es sehr zweifelhaft, ob das Wort $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$ an der angeführten Stelle »Rede« bedeutet. Dass der Dialog *Timaios*, bzw. eine in derselben gehaltene Rede, die Welt geordnet habe, ist jedenfalls eine sonderbare Vorstellung. TAYLOR versteht $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$ als *ratio* (Zahlenverhältnis)³, was einen vorzüglichen Sinn gibt; *Tim.* 36 D lesen wir eben auch, dass die Himmelkreise sich $\epsilon\nu\ \lambda\acute{o}\gamma\omega\eta$ bewegen⁴.

Ogleich es sich also nicht festhalten lässt, dass der Ver-

¹ MÜLLER S. 17.

² PAVLU S. 45.

³ TAYLOR S. 246. — HARWARD übersetzt »law«.

⁴ »In a due ratio«, nach der Übersetzung ARCHER-HIND's. — Vgl. auch *Epin.* 977 C.

fasser der *Epinomis* den *Timaios* ausdrücklich zitiere, gibt es doch viele Stellen in der *Epinomis*, die mit Stellen des *Timaios* eine deutliche Verwandtschaft zeigen. *Epin.* 977 B wird als fraglich hingestellt, wie man die Welt oder den Himmel benennen solle: ἐὰν γάρ τις ἤντι ἐπὶ Θεωρίαν δοθῆναι τὴν τοῦδε, εἴτε κόσμον εἴτε Ὀλυμπον εἴτε οὐρανὸν ἐν ἡδονῇ τῷ λέγειν, λέγέτω. Diese Stelle hat ihr »Vorbild« in *Tim.* 28 B: ὁ δὲ πᾶς οὐρανὸς ἢ κόσμος ἢ καὶ ἄλλο οὐ ποτὲ ὀνομαζόμενος μάλιστα ἔνδεχοιτο, τοῦθ' ἡμῖν ὀνομάσθω. Der Unterschied zwischen diesen beiden Stellen ist vierfach: in der *Epinomis* steht εἴτε . . . εἴτε statt ἢ . . . ἢ, der Olymp an die Stelle des ἄλλο, die Redewendung ἐν ἡδονῇ τῷ λέγειν statt ὀνομαζόμενος μάλιστα ἔνδεχοιτο, und schliesslich tritt der Imperativ λέγέτω an die Stelle des ὀνομάσθω. Dieser Unterschied, sagt PAVLU, »zeigt unwiderleglich jemanden, der das Original vor sich hat, den Sinn festhält, ihn aber durch andere Worte unkenntlich machen will«¹. Ganz richtig; aber was hindert, dass dieser »jemand« Platon ist, der seine eigenen Worte — vor den Augen oder im Gedanken — vor sich hat, aber sich davor scheut, sie einfach zu wiederholen?

Die übrigen Stellen, wo die *Epinomis* sich mit dem *Timaios* berührt, lassen sich, — mit einer Ausnahme — kurz abmachen. *Epin.* 980 D führt die Lehre, die Seele sei ursprünglicher als der Körper und beherrsche diesen, ungefähr mit denselben Worten aus wie *Tim.* 34 B—C (ähnlich auch *Ges.* 896 B—C). — Darin, dass der Körper sichtbar, die Seele aber unsichtbar ist, stimmt *Epin.* 981 C mit *Tim.* 36 E überein; von der Seele heisst es aber in der *Epin.* μνήμης μεταλαμβάνει λογισμοῦ τε, im *Tim.* λογισμοῦ μετέχουσα καὶ ἁρμονίας. — In der Lehre von den Planeten stimmen auch die beiden Dialoge (*Epin.* 986 A ff. und *Tim.*

¹ PAVLU S. 46.

38 C ff.) überein; eine kleine Abweichung im Wortlaut, dass der nahe Zusammenhang zwischen der Sonne und den zwei unteren Planeten (Aphrodite und Hermes) in der *Epinomis* 987 B durch das Wort *δμῶδομος*, im *Timaios* 38 D durch das Wort *ἰσόδομος*, bezeichnet wird, liefert, wenn wir Pavlu glauben sollen, einen vollgültigen Beweis für die Abhängigkeit der *Epinomis* von dem *Timaios*¹. Wenn wir in beiden Dialogen dasselbe Wort getroffen hätten, wäre der Beweis natürlich ebenso schlagend gewesen. — Dass *Epin.* 991 A die mittlere Zahl und das harmonische Mittel durch dieselben Worte bezeichnet werden wie *Tim.* 36 A (aber freilich in umgekehrter Reihenfolge), liegt in der Natur der Sache.

Ausführlicher müssen wir die Abweichung der *Epinomis* von dem *Timaios* in der Elementenlehre besprechen (weiteres darüber im nächsten Kapitel). *Tim.* 31 B ff. wird beschrieben, wie Gott die Welt aus vier Elementen, Feuer, Luft, Wasser und Erde, zusammengefügt hat. In allen Elementen befinden sich entsprechende lebende Wesen; die Götter (die Gestirne) sind hauptsächlich aus Feuer gebildet (40 A). Ähnlich in *Epin.* 981 B ff.; vom göttlichen Geschlecht der Gestirne wird auch hier gesagt, es sei hauptsächlich aus Feuer gebildet (981 D—E). Aber eine bedeutende Abweichung finden wir darin, dass es in der *Epinomis* nicht nur mehr vier, sondern fünf Elemente gibt; als fünftes Element wird der Äther eingeführt, und zwar wird die Zahl fünf kräftig betont. Diese Abweichung erklärt PAVLU dadurch, »dass der Verfasser der *Epinomis* bewusst und ausdrücklich gegen eine grundsätzliche These Platons Stellung nimmt«; »man

¹ PAVLU S. 53. — Keins von beiden Wörtern kommt sonst bei Platon vor.

darf die Einführung des Äthers als fünftes Element eine bewusste Polemik gegen Platon nennen«¹.

Was für eine wunderliche Figur ist doch der Verfasser der *Epinomis*! Er zeichnet sich durch folgende Eigenschaften aus: 1) Er wollte sein Werk an Platonische Schriften angeschlossen sehen²; 2) Er bestrebte sich, seine Abhängigkeit von Platon zu verhehlen; 3) Er führte eine bewusste Polemik gegen eine Grundthese Platons. Zu solchen ungereimten Konsequenzen führt die Annahme, der Verfasser der *Epinomis* sei nicht Platon selbst, sondern ein wenig begabter »Nachahmer«.

Das Urteil MÜLLERS über die *Epinomis* geht darauf aus, sie sei »ein Werk nicht nur der Unfähigkeit, sondern des guten Willens«³. Wenn wir PAVLU zustimmen wollen, müssen wir sagen: Die *Epinomis* ist ein Werk einer unglaublich ausgeklügelten Boshaftigkeit.

IV

Es gilt nun, eine Analyse der *Epinomis* vom Anfang bis zum Ende zu geben und dabei zwischen diesem Dialog und anderen platonischen Dialogen Verbindungslinien zu ziehen. Die *Epinomis* zeigt sich unstreitig als eine Fortsetzung der *Gesetze*; dieselben drei Personen treten auf (der eine, Megillos, ist freilich stumme Person), und ihre Zusammenkunft wird durch Hinweis auf eine frühere Verabredung motiviert, die man aber in den *Gesetzen* vergeblich sucht. Eine Beschreibung der Umstände, unter denen das Gespräch geführt wird, wie man sie in den *Gesetzen* findet, gibt es hier nicht.

¹ PAVLU S. 50.

² PAVLU S. 52.

³ MÜLLER S. 73.

Aus dem Verhältnis zu den *Gesetzen* holte PROKLOS sein erstes Argument gegen die Echtheit der *Epinomis*, und THEILER hat es wiederholt¹. Wie hätte Platon, der durch den Tod verhindert wurde, die *Gesetze* fertig zu korrigieren, nachher die *Epinomis* schreiben können? Allein nichts spricht dagegen, dass sowohl die *Epinomis* als die *Gesetze* von Philippos dem Opuntier aus Platons Nachlass herausgegeben sein können; und überdies bezeugt niemand ausser Proklos, dass die Herausgabe erst nach Platons Tod stattgefunden habe².

Ein anderer Einwand, der mit besonderem Nachdruck von STALLBAUM erhoben worden ist, geht darauf aus, dass die *Gesetze* an sich vollständig sind, so dass es weder Platon selbst noch einem Schüler einfallen könnte, eine Ergänzung dazu zu verfassen; Stallbaum glaubte ja nicht einmal an die Autorschaft des Philippos. Dagegen, meinte er, hätten zwei Stellen der *Gesetze*, 818 E und 968 C, wo künftige Auseinandersetzungen in Aussicht gestellt werden, durch Missverständnis einem späteren Philosophen Veranlassung geben können, die *Gesetze* zu ergänzen; was aber an ersterer Stelle versprochen wurde, sei sofort nachher erfüllt, und die nähere Ausführung über die religiöse Ausbildung der Mitglieder der nächtlichen Versammlung, die an der zweiten Stelle versprochen wurde, wäre der Zukunft überlassen, wenn der Gesetzesstaat schon gebildet wäre³. Dass die *Gesetze* an sich keiner Ergänzung bedürftig sind, muss man Stallbaum zugeben; aber dasselbe gilt auch von dem *Staate* und von dem *Theaitetos*, und trotzdem hat Platon, was niemand

¹ S. oben S. 6 und THEILER S. 355.

² So F. BLASS im *Apophoreton* (1903) S. 62.

³ STALLBAUM in der Einleitung zu seiner Ausgabe S. 445 ff. — Dass die *Epinomis* nach den *Gesetzen* überflüssig wäre, behauptete schon SALLIER (s. oben S. 6).

bezweifelt, den *Staat* durch den *Timaios* und den *Kritias*, und den *Theaitetos* durch den *Sophistes* und den *Politikos* ergänzt, und in beiden Fällen ist sogar die formelle Anknüpfung weniger klar als die Anknüpfung der *Epinomis* an die *Gesetze*¹. Wer nun nicht Platon, sondern einen seiner Schüler für den Verfasser der *Epinomis* hält, braucht deshalb nicht ohne weiteres das Werk für eine Fälschung zu halten. THEILER z. B. betrachtet es als verfehlt, von einer Fälschung zu reden: die *Epinomis* ist nach seiner Ansicht ein Spiel oder ein Scherz (*παιδιά*), dessen Verfasser mit Platon wetteifern will².

Das Thema der *Epinomis* wird gleich zu Anfang aufgestellt. Nachdem die Gesetzgebung geordnet ist, erhebt sich die Frage, wie die Menschen Einsicht erwerben können, und diese Frage spitzt sich auf die Frage zu, was ein Mensch lernen müsse, um weise zu werden. Dass die Weisheit, die im Laufe des Gesprächs definiert wird, besonders für die Mitglieder der nächtlichen Versammlung von Bedeutung ist, erfahren wir erst am Schluss des Gesprächs. Man hat sich nun darüber beklagt, dass die Weisheit (*σοφία*) in der *Epinomis* an die Stelle der Einsicht (*φρόνησις*), auf die in den *Gesetzen* ein besonderer Wert gelegt wurde, getreten ist; in der *Epinomis* gilt es nicht mehr, Lenker des Staates auszubilden, sondern die Einzelnen von »der Last des

¹ Die unklare Anknüpfung des *Timaios* an den *Staat* hat bekanntlich zu vielen Spekulationen Anlass gegeben. Am Schluss des *Theaitetos* fordert zwar Sokrates den Theodoros zu einer Begegnung am kommenden Tage auf; aber die Fiktion, dass das Gespräch, das im *Theaitetos* geführt wird, im Hause des Eukleides vorgelesen wird, hat Platon im *Sophistes* fallen lassen.

² THEILER S. 348. — Ähnlich schon HERMANN, *Geschichte und System der Platonischen Philosophie* (1839) S. 422 f., der die *Epinomis* als eine »Ergänzung« auffasste, deren Verfasser »Plato's Spuren folgte und die von ihm angedeuteten Züge ausführte.«

irdischen Daseins« zu befreien, und das Wort »Weisheit« hat dadurch einen »besonderen individualistischen und religiösen Sinn« bekommen¹. — Das ist in der Tat ganz richtig. Aber in der *Epinomis* handelt es sich ja eben um die Ausbildung der Mitglieder der höchsten Behörde, die sich nicht mit der praktischen »Einsicht« begnügen können, sondern, wie die Herrscher im platonischen »*Staat*«, deren vorherrschende Eigenschaft eben die Weisheit ist (*Staat* 428 B—D), die höchste wissenschaftliche Erkenntnis — und damit zugleich das höchste Glück — erwerben müssen, bevor sie sich den praktischen Aufgaben widmen. Deshalb tritt die »Weisheit«, die Platon schon in seinem *Protagoras* als eine der Haupttugenden einführte, hier ein².

Es gilt also, die Weisheit zu finden. Es gibt zwar viele Künste und Fertigkeiten, die für die Erhaltung des Lebens der Menschen unentbehrlich sind, z. B. Ackerbau, Hausbau u. s. w. (vgl. *Staat* 428 B—C), aber keine von diesen darf als Weisheit gelten; die Heerführer, die Ärzte, die Steuermänner und die Redner verdienen ebensowenig als weise zu gelten. Auch Gelehrigkeit und ein gutes Gedächtnis genügen nicht um einen Menschen weise zu machen. Es gibt in der Tat nur ein Wissen, das imstande ist, den Menschen die wahre Einsicht und den wahren Verstand zu geben, und das ist das Wissen von der Zahl (976 D—E). Dies stimmt ganz mit der Stelle der *Gesetze* 818 C³. Aber schon früh hatte Platon ähnlichen Gedanken Ausdruck gegeben. Im *Protagoras* (356 D ff.) wird die Bedeutung der Messkunst zum Abwägen der Lust- und Unlustgefühle und damit zur Erwerbung des Glücks hervorgehoben, und namentlich im *Phi-*

¹ MÜLLER S. 11 ff. Ebenso THEILER S. 346 ff.

² Ich muss hier den Ausführungen TAYLOR's (S. 246 ff.) bestimmen.

³ Vgl. oben S. 26.

lebos (56 A—C) wird der Wert der Künste und Tätigkeiten danach bemessen, ob bei ihrer Ausübung Mass und Zahl mehr oder weniger in Anwendung kommen, wobei z. B. der Baukunst im Vergleich mit der Heilkunde, dem Ackerbau, der Steuermannskunst und der Kriegskunst ein Vorrang zuerkannt wird.

Wodurch haben nun wir Menschen die Kenntnis der Zahl erworben? Sie ist eine Gabe des Gottes, der Uranos heisst, d. h. des Himmels. So heisst es in der *Epinomis* (976 E—977 A) in Übereinstimmung mit dem *Timaios* (39 B), wo gelehrt wird, dass Gott die Sonne auf den Himmel gesetzt habe, damit die lebenden Wesen der Zahl teilhaftig würden. Durch Betrachtung der himmlischen Körper haben die Menschen zuerst zu zählen gelernt; die Kenntnis der Zeiteinteilung ist in allen Verhältnissen von der grössten Bedeutung. Es ist also gelungen, eine wichtige Form der Weisheit zu bestimmen; ob damit die Weisheit vollständig bestimmt ist, bleibt eine andere Frage. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zuerst das Wesen der Götter erkennen.

Es wird nun (980 D) die Lehre von den Göttern wiederholt, die den Hauptinhalt des zehnten Buches der *Gesetze* (885 B ff.) ausmacht: dass es Götter gibt, dass sie für alles Sorge tragen, und dass sie sich nicht verleiten lassen können, von dem, was Recht ist, abzuweichen. Diese Lehre wird wie in den *Gesetzen* (892 A—896 C) mit der Lehre in Verbindung gesetzt, dass die Seele ursprünglicher ist als der Körper und diesen beherrscht, einer Lehre, die auch im *Timaios* (34 B—C) gepredigt wurde. Wenn eine Seele mit einem Körper verbunden wird, entsteht, was wir ein Lebewesen nennen. Von der Seele gibt es nur eine Form, von den Körpern aber fünf, Feuer, Wasser, Luft, Erde und

Äther (981 C). Durch Verbindung jedes dieser fünf Elemente mit einer Seele entstehen lebende Wesen, die infolgedessen fünffacher Art sind. Auf der Erde wohnen die Lebewesen, deren Körper hauptsächlich aus Erde gebildet sind, Menschen, Tiere und Pflanzen; im Himmel wohnen die, deren Körper hauptsächlich aus Feuer gebildet sind, das göttliche Geschlecht der Gestirne (981 C—982 A)¹.

Die Reihenfolge, in der die Elemente zuerst genannt werden, scheint zufällig zu sein; es ist auch nicht dieselbe Reihenfolge, die *Tim.* 55 A—C vorkommt², wo die Luft naturgemäss vor dem Wasser steht; dass aber der Äther die fünfte Stelle (nach der Erde) erhalten hat, beruht einfach darauf, dass er als letztes Element neben den vier altbekannten hinzugetreten ist³. Dagegen erfolgt die natürliche Reihenfolge von oben nach unten, Feuer, Äther, Luft, Wasser und Erde, an einer anderen Stelle (984 B—C). Wichtiger ist, dass die Zahl der Elemente in der *Epinomis* fünf beträgt, während im *Timaios* (31 B—32 B) und in den *Gesetzen* (889 B und 891 C) nur vier erwähnt werden (ohne den Äther), und zwar so, dass wir im *Timaios* die natürliche Reihenfolge vorfinden, in den *Gesetzen* dagegen die zufällige: Feuer, Wasser, Erde, Luft. Da die Hinzufügung des Äthers als fünftes Element als besonderer Grund für die Annahme der Unechtheit der *Epinomis* häufig angeführt wird, müssen wir die Elementenlehre Platons sowie die seiner Vorgänger und Nachfolger ausführlicher besprechen.

Die vier Elemente (Feuer, Wasser, Erde und Luft) kom-

¹ Schon im *Staat* (508 A) wurden die himmlischen Körper als Götter bezeichnet.

² So behauptet freilich EVA SACHS, *Die fünf platonischen Körper* S. 63 f.

³ W. JAEGER, *Aristoteles* S. 146², der die Bezeichnung »fünfter Körper« für den Äther als die in der Schrift *Περὶ φιλοσοφίας* übliche annimmt, während die Lehrschriften »erster Körper« sagen.

men zuerst bei EMPEDOKLES vor¹; dieselben vier finden wir, wie soeben gesagt, im platonischen *Timaios* und in den *Gesetzen*. Merkwürdigerweise erzählt aber ARISTOTELES, dass Platon drei Elemente gelehrt hätte, da er die beiden mittleren, Luft und Wasser, als Mischung von Feuer und Erde aufgefasst hätte². Der Äther kommt dagegen bei Platon sonst nur vor als die oberste Schicht der Luft³. Nur in der *Epinomis* hat der Äther eine selbständige Stellung als fünftes Element zwischen Feuer und Luft bekommen. Bei ARISTOTELES verhält sich die Sache aber anders. Er behält die Lehre von den vier Elementen bei, die uns durch unsere Erfahrungen aus der irdischen Welt bekannt sind; daneben nennt er aber als das »erste Sein« den Äther, der die äusserste Stelle in der Welt einnimmt, eine kreisförmige Bewegung hat und die Gestirne in sich trägt⁴.

Während also die *Epinomis* darin mit dem *Timaios* (40 A) übereinstimmt, das nach beiden das göttliche Geschlecht der Gestirne aus Feuer gebildet ist, gehören nach Aristoteles die Gestirne dem Gebiete des Äthers an. Wenn nämlich die Welt ganz von Feuer umgeben wäre, müssten die übrigen Elemente vom Feuer verzehrt werden; deshalb tadelt Aristoteles den Anaxagoras, weil er den Äther mit dem Feuer identifiziert hätte⁵.

Die Lehre von dem Äther findet sich bei Aristoteles nicht nur in den seinen reiferen Jahren gehörenden Lehr-

¹ EMPEDOKLES, Fragm. 17, 18 Diels. — Die Reihenfolge ist durch den Verszwang verschuldet.

² ARISTOTELES, *De gen. et corr.* B 3, 330 b 16. Etwas ähnliches berichtet er gleich zuvor über Parmenides.

³ *Phaidon* 109 B. 111 B; *Timaios* 58 D. So schon bei Homer (*Ilias* 14, 288).

⁴ ARISTOTELES, *De caelo* A 2—3, 268 b 11—270 b 25; *Meteorol.* A 2—3. 339 a 11—b 27.

⁵ ARISTOTELES, *Meteorol.* 339 b 16—340 a 3; vgl. *De caelo* 270 b 20—25.

schriften, die uns allein überliefert sind, sondern kam, wie JAEGER nachgewiesen hat, schon in seiner Jugendarbeit *Περὶ φιλοσοφίας* vor¹. In dieser stellte Aristoteles nach Ciceros Zeugnis folgende Betrachtung auf: Weil es auf der Erde, im Wasser und in der Luft lebende Wesen gibt, muss es auch im Äther, wo die Gestirne wohnen, solche geben; da nun der Äther überaus fein und in stetiger Bewegung ist, müssen die Gestirne mit der höchsten Intelligenz und der grössten Geschwindigkeit begabt sein und deshalb für Götter gehalten werden². Nach Jaegers Ansicht müsste die Beweisführung bei Aristoteles eine etwas andere Form gehabt haben. Es fehlt nämlich in Ciceros Referat das Feuer, wahrscheinlich weil sein Gewährsmann von der späteren, stoischen Vierelementenlehre, die das Feuer und den Äther identifizierte, herausgegangen sei. Bei Aristoteles müsste auch das Feuer herangezogen und als bewohnt betrachtet gewesen sein, wie er ja noch in der Tiergeschichte von gewissen auf Kypros befindlichen Insekten redet, die im Feuer leben³.

Ob diese Erklärung dass richtige trifft, bleibt zweifelhaft. Es liesse sich auch die Möglichkeit denken, dass schon in der alten Akademie ein Übergangsstadium eingetreten wäre, wo der Äther von der Verwandtschaft mit der Luft gänzlich gelöst und mit dem Feuer identifiziert wäre. Wichtiger ist es aber, über das Verhältnis der *Epinomis* zur genannten Jugendschrift des Aristoteles ins reine zu kommen. Jaeger geht nun von der Voraussetzung aus, die *Epinomis* sei ein Werk des Philippos von Opus; die Möglichkeit, dass ihr Verfasser Platon sein könnte, ist in den Bereich seines Gesichtskreises überhaupt nicht gekommen. Er meint deshalb,

¹ W. JAEGER, *Aristoteles* S. 140 ff.

² ARISTOTELES Fragm. 23 Rose nach CICERO, *De natura deorum* II 42.

³ JAEGER S. 146 f. ARISTOTELES, *Hist. anim.* E 19, 552 b 10—13.

dass die *Epinomis* von Aristoteles abhängig sein und auf dessen Arbeit Bezug nehmen müsse. »Die *Epinomis* trägt dem inzwischen erschienenen Dialog des Aristoteles und der Ätherhypothese Rechnung, indem sie statt der vier Elementargötterklassen des *Timaios* fünf annimmt. Sie zeigt aber schon durch die Anordnung der Elemente, dass sie nicht einfach dem Aristoteles folgen, sondern konservativ dessen Hypothese in den *Timaios* einfügen will. Bei Aristoteles ist der Äther das im Weltraume höchste Element, dann folgen Feuer, Luft, Wasser, Erde. Bei Philippos behält das Feuer seine Stellung als oberstes Element, es folgen Äther und Luft, dann Wasser und Erde, es ist also nichts an Platons Lehre geändert, als dass statt der Luft, deren höchste und reinste Schicht schon bei Platon Äther heisst, zwei getrennte Elemente gesetzt werden.« — So sieht die Sache freilich aus, wenn wir von vornherein den Philippos als Verfasser der *Epinomis* ansehen; er zeigt sich dann wie gewöhnlich als ein »echter Platoniker«, als ein »ganz orthodoxer Jünger« Platons — warum nicht als Platon selbst? Setzen wir ohne weiteres an Philippos' Stelle Platon, wie gestaltet sich dann die Sache? Platon hat dann an seiner Lehre die kleine Änderung vorgenommen, dass er die Luft, deren höchste Schicht von ihm schon vorher Äther genannt wurde, in zwei Teile geteilt und somit aus dem einen Element zwei Elemente hergestellt hat. Sein Motiv zu dieser Änderung ist wohl verständlich. Im *Timaios* (53 C ff.) wurde gelehrt, dass die damals angenommenen vier Elemente aus kleinen Partikeln zusammengesetzt wären, die wie die vier regelmässigen Körper geformt wären: das Feuer sei aus Pyramiden (Tetraedern) geformt, die Luft aus Oktaedern, das Wasser aus Ikosaedern, und die Erde aus Würfeln. Nun gibt es aber fünf regelmässige Körper; das fünfte, das

Dodekaeder, für das er keine Verwendung hatte, schob Platon »elegant beiseite«¹, mit den Worten, dass Gott sich dessen für das Weltall bediente, das er mit Figuren (d. h. den zwölf Sternbildern des Tierkreises) ausschmückte (*Timaios* 55 C). In der *Epinomis* entspricht die Fünffzahl der Elemente der regulären Polyeder.

Dass Platon in der Tat dazu gekommen ist, den Äther als fünftes Element anzuerkennen, wird auch von Forschern zugegeben, die die *Epinomis* für unplatonisch halten². Zwar darf man hierfür nicht das Zeugnis des Doxographen AETIOS anführen, der ausdrücklich die Lehre von den fünf Elementen dem Platon zuschreibt³; denn er baut natürlich nur auf die *Epinomis*, die er für platonisch hielt. Aber auch Platons unmittelbarer Schüler, XENOKRATES, schrieb seinem Lehrer dieselbe Ansicht zu⁴, und von einem anderen Schüler, SPEUSIPPOS, wird berichtet, dass er die fünf Figuren den fünf Elementen der Welt zuteilte⁵.

Ja sogar die Gelehrten, die die *Epinomis* für nicht platonisch halten und der Ansicht sind, dass Platon nur vier Elemente angenommen habe, geben doch zu, dass die Fünf-

¹ Nach dem Ausdruck von E. HOWALD im *Hermes* 57 (1922), S. 69 u. 75.

² ZELLER, *Die Philosophie der Griechen* ⁴II 1, S. 951². R. HEINZE, *Xenokrates* S. 68.

³ AETIOS II 7, 4 (S. 336 Diels).

⁴ XENOKRATES Fragm. 53 Heinze. — PAVLU, *Abfassungszeit* S. 62 meint freilich, Xenokrates habe »selbst diese Hypothese aufgestellt und sie schon Platon angelastet«.

⁵ *Theologumena arithmeticae* (dem Iamblichos zugeschrieben) S. 61 Ast (Diels, *Vorsokratiker* 32 A 13). Als Quelle des Speusippos wird Philolaos angegeben, von dem berichtet wird, er habe als fünftes Element »der Kugel Lastschiff« (*ἡ τῆς σφαιράς ὀλκίας*) bezeichnet (Fragm. 12). Von dem Äther findet man aber bei Philolaos kein Wort. Die von AETIOS II 6, 5 (S. 334 f. Diels) dem Pythagoras zugeschriebene Lehre, dass aus den vier regelmässigen Körpern die vier Elemente, aus dem Dodekaeder aber »des Weltalls Kugel« gebildet sei, scheint vielmehr aus dem platonischen *Timaios* herzustammen. Vgl. EVA SACHS S. 41 ff.

elementenlehre schon in der Akademie ausgebildet war. Das oben angeführte Argument für die Beseeltheit der Bewohner des Äthers setzt ja die Existenz des Äthers voraus, die also für Aristoteles schon zu der Zeit, als er seinen Dialog *Περὶ φιλοσοφίας* abfasste, feststand¹, und wir haben demnach keinen Grund zu bezweifeln, dass die Lehre von dem Äther schon vor Platons Tode in der Akademie rezipiert war². Was liegt denn näher als die Annahme, der Urheber dieser Lehre sei eben Platon selbst — in der *Epinomis*?

Nun gibt es aber zu wundern, dass Aristoteles, der selbst eine Fünfelementenlehre vorträgt, sich an mehreren Stellen so ausspricht, als ob seine Vorgänger alle nur vier Elemente angenommen hätten. Er spricht z. B. von Philosophen, von denen einige eins, andere zwei, andere drei, und andere vier Elemente angenommen hätten³. Allein die Elementenlehre, die Aristoteles ausbildete, hatte er sich nicht ohne weiteres von der Akademie angeeignet, sondern in seiner eigenen Weise umgestaltet, weshalb er, trotzdem die Lehre von fünf Elementen schon vorher aufgestellt war, für seine eigene Fünfelementenlehre die Originalität beanspruchen konnte. Dadurch, dass er den Äther von seiner Stelle zwischen der Luft und dem Feuer entfernte und ihm die äusserste oder höchste Stelle über dem Feuer zuwies und zum Sitz der Gestirne machte, gab er ihm eine Sonderstellung

¹ JAEGER S. 155 f.

² EVA SACHS S. 64. Als Beweis hierfür wird die *Epinomis* angeführt.

³ ARISTOTELES, *De gen. et corr.* B 3, 330 a 30—b 9. EVA SACHS S. 56. PAVLU, *Abfassungszeit* S. 55 f. Aus der Stelle *De sensu* 2, 437 a 20 ff., wo die Leute verspottet werden, die die fünf Sinne mit den vier Elementen zu verbinden suchen und in Verlegenheit kommen, weil sie kein fünftes Element nachweisen können, ist nichts zu schliessen; denn im menschlichen Körper gibt es ja doch nicht mehr als vier Elemente: der Äther befindet sich am Himmel.

unter den Elementen. Er bezeichnet den Äther als »ein anderes körperliches Sein neben den hier befindlichen Zusammensetzungen, göttlicher als alle diese und ihnen vorausgehend«¹, und er gibt ihm Eigenschaften, die den vier irdischen Elementen fremd sind: er ist ewig, kann weder zunehmen noch abnehmen, auch nicht altern noch verändert werden, und lässt sich von keinen Eindrücken beeinflussen². Das ist auch leicht verständlich: die vier altbekannten Elemente sind ja für die Menschen durch die Sinneswahrnehmungen zugänglich, während die Existenz des Äthers nur vermutet werden kann.

Die Annahme Jaegers, dass die *Epinomis* auf Aristoteles' Schrift *Περὶ φιλοσοφίας* Rücksicht nehme, hat auch eine Konsequenz mit sich geführt, die wir kurz besprechen müssen. Jaeger meint, die *Epinomis* sei bei der Übernahme der Ätherhypothese »dem eigentlich Wesentlichen des aristotelischen Gedankens absichtlich aus dem Weg gegangen«³. Während nämlich Aristoteles den Schluss auf die Existenz der im Äther lebenden Wesen auf Erfahrungen bezüglich der in den übrigen Elementen vorhandenen Lebewesen baut, findet sich in der *Epinomis* kein derartiger Schluss. Wenn wir aber die Annahme der von Jaeger vermuteten Abhängigkeit abweisen, bleibt für das von Jaeger postulierte absichtliche Übergehen des aristotelischen Gedankens kein Raum. Aristoteles' Beweisführung war dem Verfasser der *Epinomis* unbekannt.

In der *Epinomis* bilden nun das Feuer und die Erde

¹ ARISTOTELES, *De caelo* 269 a 30—32. Vgl. auch *Meteorol.* 339 a 11—13.

² ARISTOTELES, *De caelo* 270 b 1—3. Hiermit stimmt AETIOS II, 7, 5 (S. 336 Diels) der den aristotelischen Äther (*πέμπτον τι σώμα*, das der bei Aristoteles vorkommenden Bezeichnung *τὸ πρόωτον τῶν σωμάτων* entspricht) im Gegensatz zu den anderen vier Elementen *ἄπαθῆ* nennt.

³ JAEGER S. 147.

die beiden äussersten Glieder, deren Gegensatz von der höchsten Bedeutung ist. Die Bewohner dieser Elemente sind auch einander ganz entgegengesetzt: die Bewohner der Erde bewegen sich unregelmässig und sind unverständlich, die des Himmels aber regelmässig und müssen infolgedessen mit Verstand und daher auch mit Seele ausgerüstet sein (982 A—B). Diese Stelle lässt sich zum Teil mit *Timaios* 30 A—B vergleichen, wo gelehrt wird, dass Gott, der die Welt in Unordnung vorfand, sie infolge seiner Güte in Ordnung versetzte, dadurch, dass er sie mit Verstand und Seele ausrüstete. Wenn die vernünftige Seele herrscht — so fährt die *Epinomis* fort (982 B—C) — entsteht eine unabänderliche Ordnung, die von den drei Schicksalsgöttinnen aufrechterhalten wird (vgl. *Gesetze* 960 C—D und *Staat* 617 B ff.).

Dass die Gestirne mit Vernunft begabt sind, sollten die Menschen daraus schliessen können, dass sie sich immer in derselben Weise und mit vollständiger Regelmässigkeit bewegen, obgleich die meisten gerade umgekehrt folgern (982 C—D). Ebenso wurde in den *Gesetzen* (822 A) scharf betont, dass es eine falsche Lehre ist, dass der Mond und die Sonne und die übrigen Planeten unregelmässig umherwandeln; es verhalte sich gerade umgekehrt: jedes Gestirn bewege sich immer in derselben Bahn. Nochmals wird betont, dass es sich im Weltall in derselben Weise verhält wie im einzelnen Menschen: die mit Vernunft begabte Seele herrscht über die unvernünftigen Körper (983 D—E). Dasselbe wurde in den *Gesetzen* (898 D—E) gelehrt.

Nachdem die Bewohner des Himmels (der Feuerregion) und der Erde beschrieben sind, kommen die Bewohner der mittleren Elemente an die Reihe. Nächst den sichtbaren Göttern, den Gestirnen, kommen die Bewohner des Äthers, die Dämonen, und nach diesen das Geschlecht der Luft.

Diese beiden Geschlechter sind durchsichtig und unsichtbar für uns, wenn sie in unsere Nähe kommen; sie sind aber höchst begabt, und sie kennen die Gedanken der Menschen; die guten lieben sie, und die schlechten hassen sie; denn sie sind für Schmerz empfindlich, während dagegen die Götter weder Schmerz noch Lust empfinden können¹. Von diesen lebenden Wesen ist der Weltraum erfüllt; sie dienen als Vermittler unter einander und zwischen den Göttern, die im Himmel wohnen, und der Erde (984 D—985 B).

Diese Beschreibung haben bei vielen Verehrern Platons einen gewaltigen Anstoss erregt. Auf die Frage »Gibt es denn im Inhalt der *Epinomis* etwas, was den Glauben an ihre Unechtheit bestärken kann?« erwidert RITTER »mit aller Entschiedenheit: gewiss, die Dämonenlehre der Schrift«². Wir müssen also untersuchen, wie es sich sonst mit den Dämonen bei Platon verhält.

Dass in der *Apologie* (27 C—D) die Dämonen als »entweder Götter oder Kinder der Götter« bezeichnet werden, hat in diesem Zusammenhang wenig Interesse, da es sich hier nur um die Dämonen des Volksglaubens handelt. Viel interessanter ist, was im *Symposion* (202 D—E) Diotima dem Sokrates über die Dämonen auseinandersetzt. Die Dämonen werden dort als Wesen beschrieben, die zwischen den Göttern und den Sterblichen in der Mitte stehen; sie sind Vermittler zwischen Menschen und Göttern und füllen den Raum zwischen beiden aus, so dass das Ganze mit sich selbst verbunden wird. Die Übereinstimmung dieser Stelle mit der angeführten der *Epinomis* ist zum Teil wörtlich³. Weniger

¹ Ebenso *Philebos* 33 B und im dritten *Brief* 315 C.

² C. RITTER im *Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft* 220 (1929), S. 57.

³ Den Worten, durch die im *Symposion* die Vermittlung zwischen Göttern und Menschen beschrieben wird (*ἐπιγυρεύον και διαπορθμεύον*),

klar ist die Bedeutung des Wortes im *Phaidros* (246 E), wo Götter und Dämonen zusammen in der Gefolgschaft des Zeus erscheinen. Anders verhält es sich im *Politikos* (271 D), wo erzählt wird, dass im Zeitalter des Kronos »göttliche Dämonen« die auf der Erde lebenden Wesen lenkten, und eine ähnliche Vorstellung finden wir in den *Gesetzen* (713 C—D). Ebendort (801 E) ist von Hymnen und Gebeten die Rede, die nächst den Göttern an Dämonen und Heroen gerichtet werden, und an einer anderen Stelle (906 A) erscheinen die Dämonen neben den Göttern als Schützer der Menschen, und diese verehren daher auch Götter und Dämonen und die Kinder der Götter (909 E—910 A).

Woran liegt nun eigentlich das bedenkliche in der Dämonenlehre der *Epinomis* im Vergleich mit derjenigen, die wir in anderen Dialogen, namentlich im *Symposion*, vorfinden? HEINZE meint, der Verfasser der *Epinomis* habe durch seine Verteilung der göttlichen(?) Wesen auf die fünf Elemente eine pedantische Ausführung von Platons Worten im *Symposion* gegeben¹, und RITTER spricht sich über die Verteidiger der Echtheit der *Epinomis* mit Entrüstung aus: »Brauchen sie wirklich Belehrung darüber, dass die mythischen Darstellungen dieser Dialoge (d. h. *Symposion* und *Phaidros*) nicht als Wissenschaft genommen werden dürfen?«² Das dürfen sie freilich nicht; aber ist

entsprechen *ἐπιμυρία* und *διαπορεία* in der *Epinomis*, und wie es im *Symposion* gelehrt wurde, dass die Dämonen den Raum zwischen beiden ausfüllen (*συνπληροῦν*), heisst es in der *Epinomis*, dass der Himmel von Lebewesen erfüllt (*συνπλήρους γεγονότος*) sei. Vgl. E. DES PLACES in der *Revue des études grecques* 50 (1937), S. 323. Das Bedenken, das MÜLLER (S. 18) gegen den Gebrauch des Mediums *ἐπιμυρέσθαι* in der *Epinomis* erhoben hat, ist unbegründet (s. TAYLOR S. 254).

¹ R. HEINZE, *Xenokrates* S. 92 f.

² RITTER a. a. O.

die Darstellung der *Epinomis* wirklich Wissenschaft und nicht vielleicht ebensowohl Mythos? Dadurch, dass die Verteilung der Lebewesen auf die Elemente ausdrücklich als wahrscheinlich (*εἰκότως* 984 C) bezeichnet ist, hat der Verfasser der *Epinomis* deutlich die ganze Darstellung als mythisch bezeichnet, ganz wie Platon im *Timaios* zu wiederholten Malen (z. B. 24 D. 29 C—D. 30 B. 48 D. 56 A. 59 C. 68 B. D. 90 E) seine mythischen Schilderungen durch dasselbe Wort bezeichnet hat¹.

Die Dämonenlehre hat bei den modernen Gelehrten aus dem Grunde einen so starken Anstoss erregt, weil das Wort »Dämon« einen unheimlichen Klang hat. Die Dämonen sind aber bei Platon nicht als den Menschen feindliche Geister aufzufassen; sie lassen sich vielmehr mit den Engeln des christlichen Glaubens vergleichen². Aber schon die nächsten Nachfolger Platons eigneten sich diese Lehre an. Namentlich gilt das von XENOKRATES, von dessen Dämonenlehre HEINZE ausspricht, dass sie sich »von der ursprüng-

¹ E. HOWALD, *Εἰκότως λόγος* (*Hermes* 57, 1922, S. 63 ff.). Hier findet man über die Mythen des *Timaios* z. B. folgendes: »Es offenbart sich . . . ohne allen Zweifel jene gleiche groteske Mischung von Sinn und Unsinn, von Tatsache und geistreichem Einfall, die eben von jeher der platonischen Mythopöie eignet« (S. 66). »Ein Mythos, ein Phantasieprodukt liegt vor uns, immer und immer wieder sagt es Platon« (S. 73). » . . . dass dieses *εἰκότως* die Grenze zwischen geglaubter wissenschaftlicher Tatsache und freiem Spiel der Phantasie . . . gänzlich unbestimmt lässt« (S. 74). — Ebenso warnt J. A. STEWART, *The myths of Plato* (1905) davor, die Mythen Platon zu handfest zu interpretieren: »I hold that Myth has no dogmatic meaning behind its literal sense. Its »meaning« is, first, its literal sense — the story which is told; and then, beyond this, the feeling which it calls up and regulates« (S. 244). — Man sieht auch hieraus, wie grundlos die gegen die Verwendung der Redensart *ὄντως τε καὶ εἰκότως* erhobenen Bedenken sind (s. oben S. 22). Schon im *Timaios* (51 E) hatte Platon gezeigt, dass er gelernt hatte, dass nur Götter und ganz wenige Menschen die Vernunftkenntnis (*νοῦς*) erwerben können.

² E. DES PLACES a. a. O. S. 322 f.

lichen Platons in derselben Richtung entfernt hat wie die des Philippus von Opus«. Obgleich Heinze, wie oben bemerkt, die Dämonenlehre der *Epinomis* als eine Vergrößerung der im *Symposion* gelehrt erklärte, meinte er doch, dass sie, weil sie schon bei Platons Tode vorlag, »nicht aus einem einfachen Verkennen von Platons Absicht in der Diotimaerzählung herzuleiten« sei, und liess die Möglichkeit offen, »dass der greise Platon selbst im Punkte der Dämonenlehre einer Dogmatisierung des Mythos nicht durchaus widerstrebt habe«¹. Lassen wir nur die Voraussetzung fallen, von der Heinze ausging, die *Epinomis* sei ein Werk des Philippos, dann liegt die Sache ganz einfach: dann gehört die Dämonenlehre der *Epinomis* Platon selbst, und Xenokrates zeigt sich als sein treuer Schüler².

Eine Nebenbemerkung über die Dämonen müssen wir noch besprechen. Es wurde gesagt, dass die Götter im Gegensatz zu diesen Mittelwesen weder Schmerz noch Lust empfinden könnten. Ähnlich lehrt der *Philebos* (33 B), und dasselbe lesen wir auch im dritten platonischen *Briefe* (315 C), der freilich ebenfalls dem Verdacht der Unechtheit ausgesetzt ist.

Nach den Dämonen folgen einige Worte über die Bewohner des Wassers, die als Halbgötter bezeichnet werden; diese sind bald sichtbar, bald unsichtbar (985 B). Man kann vielleicht darunter Nymphen verstehen³. Merkwürdig ist es aber, dass, während den Bewohnern der Luft kurz vorher (984 E) die dritte und mittlere Stelle angewiesen wurde, jetzt den Bewohnern des Wassers nicht die vierte,

¹ HEINZE, *Xenokrates* S. 96.

² Vgl. HOWALD S. 77: »So gibt es nach meiner Meinung keine unglücklichere Idee, als den alten Platon von seinen letzten Schülern zu trennen.«

³ So HARWARD zur Stelle.

sondern die fünfte Stelle angewiesen wird. Damit verhält es sich so, dass die Bewohner der Erde, die nach der natürlichen Ordnung die fünfte und unterste Stelle einnehmen sollten, schon vorher abgehandelt sind. Wie oben bemerkt¹, zählt die *Epinomis* die Elemente bald nach ihrer natürlichen Reihenfolge, bald nach der Reihenfolge, in der sie erwähnt worden sind².

Die göttlichen und dämonischen Wesen, die sich im Traume oder durch Weissagungen den Menschen offenbaren, sollen wir verehren, und es geziemt sich nicht, etwas an den bestehenden Kulturen umzuändern. Namentlich müssen wir den sichtbaren Göttern am Himmel, Sonne, Mond und Sternen, die höchste Ehrfurcht erweisen (985 C—986 A). Hierin ist die *Epinomis* auch mit den *Gesetzen* in Übereinstimmung, nicht nur mit der oben angeführten Stelle 738 B ff.³, sondern auch mit mehreren anderen (887 C ff. 899 A—B). Dass nicht nur Träume und Weissagungen, sondern auch der Anblick des Sternhimmels und des regelmässigen Laufs der Gestirne, Ursache des Götterglaubens sind, darin ist die *Epinomis* sowohl mit den *Gesetzen* (966 D—E) als mit Aristoteles in Übereinstimmung⁴.

Es folgt eine Beschreibung des Weltsystems, in dem acht verschiedene Kräfte walten: die der Sonne, die des Mondes, die der Fixsterne und die der fünf Planeten; alle diese Sterne sind Götter und mit einander verschwistert (986 A—C). Diese Schilderung stimmt mit der des *Timaios* (38 C—D), wo freilich nur von sieben Bahnen und sieben

¹ Oben S. 39.

² S. REUTHER, *De Epinomide Platonica* S. 53. — Ich habe die Stelle vorher (*Platons philosophische Entwicklung* S. 417¹) nicht richtig verstanden.

³ S. oben S. 27 ff.

⁴ ARISTOTELES Fragm. 10. JAEGER, *Aristoteles* S. 164 ff.

Sternen die Rede ist. Hierin hat PAVLU, wie schon bei einer anderen Gelegenheit¹, eine Polemik gegen Platon gefunden, obwohl er selbst bemerkt, dass im *Timaios* gleich nachher (39 B) acht Bahnen erwähnt werden². Natürlich ist an ersterer Stelle des *Timaios* nur von den sieben Planeten die Rede, die sich längs der Ekliptik bewegen, was von der achten Kreisbewegung, der des Fixsternhimmels, nicht gilt.

Die Anordnung des Planetensystems (986 E—987 B) stimmt mit dem *Timaios* (38 C—D). Auffallend ist nur die Bemerkung, dass die Planeten sich »nach rechts« bewegen, während der *Timaios* (36 C) ihre Bewegung durch die Worte »nach links« bezeichnet, d. h. von Westen nach Osten (entgegen der Rotation des Fixsternhimmels), was uns, die wir uns auf der nördlichen Halbkugel der Erde befinden, wenigstens natürlicher erscheint. Hieran nahm schon PROKLOS Anstoss³. Um die Vorstellung der *Epinomis* zu erklären, wies BÖCKH darauf hin, dass die griechischen Vogelschauer das Gesicht nordwärts richteten, wodurch ihnen der Osten die rechte Seite wurde; so liegt die Sache auch in den *Gesetzen* (760 D)⁴. Wir sehen also in der *Epinomis* — zwar nicht eine Polemik gegen Platon, aber eine Korrektur der Angabe des *Timaios*⁵.

In den *Gesetzen* (821 E—822 A) erklärt der Athener — der wohl in Platons Namen spricht — er habe erst neulich über den Lauf der Gestirne die richtige Erkenntnis gewonnen: er habe jetzt erkannt, dass jeder Planet sich nur in einer Bahn bewege. Auf die Frage, wie diese Worte zu verstehen

¹ S. oben S. 33 f.

² PAVLU S. 53.

³ S. oben S. 6.

⁴ A. BÖCKH, *Untersuchungen über das kosmische System des Platon* (1852) S. 29 f. (vgl. *Ilias* XII 239).

⁵ So HARWARD in der Übersetzung S. 32.

seien, ob Platon in der Tat als einer der »Vorläufer des Copernicus« anzusehen sei, haben wir keine Veranlassung uns hier einzulassen. Es genügt ein Hinweis darauf, dass die Auffassung der *Epinomis* eine ähnliche zu sein scheint. Der achte Gott — der Fixsternhimmel — heisst es, bewegt sich in einer Richtung, die den übrigen entgegengesetzt ist, und führt sie mit sich — »so könnte es wenigstens für die Menschen aussehen, die wenig davon verstehen« (987 B)¹. Es scheint, als ob an beiden Stellen die spiralförmigen Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten, die im *Timaios* (39 A—B) erwähnt werden — die durch eine Kombination der Rotation der Himmelkugel und der Eigenbewegung der Planeten entstehen — als nur scheinbar bezeichnet werden. Ein Widerspruch mit den *Gesetzen* lässt sich jedenfalls hier nicht nachweisen.

Dass die astronomischen Kenntnisse, die die *Epinomis* empfiehlt, aus Ägypten und dem Orient nach Griechenland gebracht worden sind, wird mehrmals hervorgehoben. Der Planet, der nach dem Gott Hermes benannt wird, wurde zum ersten Mal von einem Ausländer observiert; denn in Ägypten und Syrien zeichnet sich der Himmel durch viel grössere Klarheit aus als in den griechischen Ländern (986 E—987 A). Das temperierte Klima, dessen sich die Hellenen freuen können, hat aber auch seine Vorzüge (so lesen wir auch im *Timaios* 24 C), und es gilt überhaupt in manchen Fällen, dass die Hellenen alles, was sie von den Ausländern übernehmen, zu grösserer Vollkommenheit ausbilden (987 D).

Es gibt nun viele Menschen, die der Ansicht sind, es

¹ ἄγων τοὺς ἄλλους, ὥς γε ἀνθρώποις φαίνοιτ' ἐν ὀλίγα τοῦτων εἰδόντων. Das οὐκ, das Burnet vor ἄγων einfügt, ändert den Sinn der Stelle nicht, ist aber mit dem γε kaum vereinbar.

sei ein vermessenes Unternehmen, wenn die Sterblichen sich mit der Ausforschung des Göttlichen bemühen. Vor diesem Irrtum wird gewarnt: Gott kennt die Menschen und weiss, dass sie für seine Belehrung empfänglich sind; er freut sich ohne Neid, wenn die Menschen mit seiner Hilfe gut werden (988 A—B), Dieselben Gedanken treffen wir auch an einigen Stellen der *Gesetze*. Platon wendet sich hier gegen die Leute, die meinen, dass es der frommen Gesinnung widerstreite, wenn man über den höchsten Gott und das Weltall Nachforschungen anstellt (821 A), und er tadelt diejenigen, die der Ansicht sind, dass das Studium der Astronomie die Menschen gottlos machen (967 A). Auch im *Phaidros* (247 A) heisst es, dass die Götter ohne Neid sind¹.

Dass die Seele ursprünglicher ist als der Körper und diesen beherrscht und bewegt, war schon einmal ausgesprochen mit deutlicher Bezugnahme auf eine Stelle der *Gesetze*²; jetzt wird aus diesem Satz gefolgert, dass jede Bewegung in der Welt von einer Seele verursacht werden muss, und zwar nicht nur eine Bewegung, die in der Richtung des Guten führt, sondern auch eine Bewegung, die in der entgegengesetzten Richtung führt; die erstere Seele muss die beste sein, die andere von entgegengesetzter Art; das Gute sollte aber den Sieg davontragen (988 B—E). Jene Stelle der *Gesetze* (896 D—E) ist die, in der etliche Forscher Platons berüchtigte Lehre von der »bösen Weltseele« gefunden zu haben meinen, die ihnen einen schweren Anstoss verursacht haben. ZELLER geht so weit, dass er die Vermutung aufstellt, Philippos von Opus habe jene Stelle in

¹ Ähnlich ARISTOTELES, *Metaphys.* 982 b 28 ff. *Eth. Nic.* 1177 b 31 ff.
— JAEGER, *Aristoteles* S. 168.

² S. oben S. 38.

die *Gesetze* eingeschmuggelt¹, und JAEGER bezeichnet die böse Weltseele als ein »Tribut an Zarathustra«². Mit Recht haben aber mehrere Forscher betont, dass von keiner »Weltseele« die Rede ist; Platon sagt nur, dass es mehr als eine Seele geben müsse, und wenn für alle Erscheinungen eine Seele als Ursache vorauszusetzen sei, auch das Böse eine solche Ursache haben müsse³; das Problem des Bösen war natürlich für Platon ebenso unlösbar wie für alle Philosophen und Theologen. Für unsere Frage ist die Hauptsache aber, dass die *Epinomis* ganz denselben Standpunkt einnimmt wie die *Gesetze*⁴.

Es gilt nun endlich die Frage nach dem Wesen der Weisheit zu entscheiden. Der Gute ist weise, von der Güte ist aber die Frömmigkeit der wesentliche Teil. Aber die wahre Frömmigkeit erwirbt man durch das Studium der Astronomie, die nicht in der einfachen Beobachtung der Sternbilder besteht, sondern den Gesetzen nachspürt, nach denen sich die Himmelskörper bewegen (990 A). Ähnliches lehrte Platon schon im *Staate* (528 E—530 B). Während aber dort die Astronomie bloss als eine Vorbereitung zur höchsten Einsicht betrachtet wurde, zeigt sich hier wie in den *Gesetzen* (897 D—E) die Erkenntnis der Regelmässigkeit der Sternbewegungen als eine Offenbarung der göttlichen Vernunft⁵.

¹ ZELLER, *Die Philosophie der Griechen* 4 II 1, S. 973 u. 981².

² JAEGER, *Aristoteles* S. 134.

³ RITTER im Kommentar zu den *Gesetzen* S. 307 ff; ENGLAND im Kommentar zu *Ges.* 896 E; HARWARD in seiner Übersetzung S. 46 f.; BURNET, *Greek philosophy* S. 334 f.

⁴ HEINZE, *Xenokrates* S. 29, bemerkt, dass die Lehre von der bösen Weltseele bei Platons Schülern nur wenig Anklang gefunden zu haben scheint; »nur Philippos von Opus hielt begreiflicher Weise in der *Epinomis* an der Lehre der *Gesetze* fest.« Ebenso BERGK, *Fünf Abhandlungen* S. 47: »Philippos ist ihm hierin, wie in anderen Punkten, treulich gefolgt.«

⁵ Vgl. REUTHER, *Die Epinomide Platonica* S. 74 f.

Um die Sternbewegungen zu verstehen, bedarf es vor allem mathematischer Kenntnisse. Zuerst gilt es die reinen Zahlen zu kennen und die Entstehung und die Bedeutung der geraden und der ungeraden Zahlen begreifen zu können (990 C). Was gleich nachher über die Geometrie (gegen deren lächerlichen Namen — »Landmessung« — Einspruch erhoben wird), ausgesprochen wird, verdient eine ausführlichere Betrachtung. Die Aufgabe dieser Wissenschaft wird durch die Worte bezeichnet, sie mache die von Natur aus unähnlichen Zahlen ähnlich, dadurch, dass sie sie als Flächen darstelle (990 D). Dass es sich hier um das von Platon für so wichtig gehaltene Problem der Inkommensurabilität handelt, ist klar; aber es geht nicht an, das Wort »ähnlich« (*ὅμοιος*) ohne weiteres durch »kommensurabel« wiederzugeben, wie es meistens geschieht¹. Denn »ähnliche« Zahlen sind solche, deren Faktoren proportional sind², ebenso wie zwei Rechtecke, deren Seiten proportional sind, als ähnlich bezeichnet werden; die Bedingung dafür ist, dass sie sich zueinander wie zwei Quadratzahlen verhalten³. So sind z. B. die Zahlen 6 und 24 ähnlich, weil ihre Faktoren 2×3 und 4×6 proportional sind. Dagegen sind z. B. 6 und 12 nicht

¹ So habe ich auch vorher getan (*Berliner philologische Wochenschrift* 1908, Sp. 835). In demselben Sinne ist die Stelle behandelt von STENZEL, *Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles* S. 89 ff.; er betont »den Zusammenhang zwischen Proportion und Kommensurabilität« und erklärt »ähnlich« als »einander ähnlich = kommensurabel«. So auch TAYLOR in *Mind* N. S. 35 (1926), S. 419 ff. und *A Commentary on Plato's Timaeus* S. 367 ff. Die Erklärung wird mit Recht verworfen von R. M. JONES (*American Journal of Philology* 52 (1932), S. 61 ff.); vgl. O. TOEPFLITZ in den *Quellen und Studien zur Geschichte der Mathematik, Astronomie und Physik* Abt. B 2, S. 334 ff. (1933). Die richtige Erklärung gab schon TANNERY (*Mémoires scientifiques* VII, S. 16 ff.), dem ich mich oben angeschlossen habe. Vgl. THEON, *Expositio rerum mathematicarum* S. 36 Hiller.

² EUKLIDES, *Elementa* VII, Def. 22.

³ EUKLIDES, *Elementa* VIII 26.

ähnlich. Es ist aber möglich, zwei ähnliche Rechtecke mit dem Flächeninhalt 6 und 12 zu konstruieren; wenn die Seiten des ersteren 2 und 3 betragen, können die des anderen durch $2\sqrt{2}$ und $3\sqrt{2}$ bezeichnet werden; die Rechtecke sind also kommensurabel, deren Seiten aber nicht. Man sieht leicht, dass der im *Menon* (82 B—85 B) bewiesene Satz, dass die Seiten zweier Quadrate, deren das eine doppelt so gross ist wie das andere, nicht miteinander kommensurabel sind, hier eine Erweiterung gefunden hat, indem es sich gezeigt hat, dass auch für nicht-quadratische Rechtecke ein entsprechender Beweis geführt werden kann.

Nach der Geometrie kommt die Stereometrie an die Reihe. Diese Wissenschaft war aber nach Platons Ansicht nicht gehörig ausgebildet (*Staat* 528 A—C); wie im *Theaitetos* (148 B) nach der Behandlung der Quadratzahlen und der nicht-quadratischen Zahlen nur ganz kurz bemerkt wird, dass es sich mit Raumgrössen in derselben Weise verhält, folgt auch hier eine kurze Andeutung über dieselben (990 D—E). Platon war sich wohl bewusst, dass die Sache doch mit dieser Wissenschaft etwas anders liegt: während ein Quadrat, wie der *Menon* lehrt, sich leicht verdoppeln lässt, ist die Verdoppelung des Würfels mit den gewöhnlichen geometrischen Hilfsmitteln (Zirkel und Lineal) nicht ausführbar. Aber ganz wie in den *Gesetzen* (819 E—820 B) wird auch in der *Epinomis* das Wissen davon, inwiefern Linien, Flächen und Raumgrössen untereinander messbar sind oder nicht, als ein sehr wertvolles bezeichnet.

Entsprechend der im *Timaios* (35 A—36 D) vorgetragenen Lehre von der Bildung der Weltseele aus gewissen regelmässigen Zahlenverhältnissen, wird auch in der *Epinomis* (991 A—B) mit ähnlichen Verhältnissen kurz operiert. Die einfachste Operation ist die Verdoppelung, von 1 bis 2, von

2 bis 4 und von 4 bis 8, die für die Weltbildung von der grössten Bedeutung ist. Daneben die proportionale Einteilung, wodurch zwischen zwei Zahlen zwei mittlere Zahlen eingeschoben werden, das arithmetische Mittel und das harmonische Mittel; als Beispiel wird ausdrücklich die Reihe 6—8—9—12 genannt, die auch eine musikalische Bedeutung hat, da die Zahlenverhältnisse der Oktave, der Quinte und der Quarte entsprechen. Was hierüber ausgeführt wird, kann als eine kurze Rekapitulation der ausführlichen Auseinandersetzungen des *Timaios* bezeichnet werden. Aber darin, dass die *Epinomis* Astronomie und Musik in eine nahe Beziehung zueinander stellt, stimmt sie auch mit dem *Staate* (530 D) überein.

Zum Schluss wird als die höchste Wissenschaft die Dialektik gepriesen. Es gilt, im Gespräch, wo gefragt und geantwortet wird, die Einheit in der Vielheit erkennen zu können (991 C) — ganz wie am Schluss der *Gesetze* (965 B—C) dieselbe Fähigkeit gelobt wurde. Und wie ebenfalls am Schluss der *Gesetze* (967 D—E) die beiden Hauptlehren, dass die Seele ursprünglicher als der Körper sei, und dass unter den Gestirnen die göttliche Vernunft walte, wiederholt werden, so lehrt auch die *Epinomis* zum letzten Mal: die Seele ist ursprünglicher als der Körper, und alles ist erfüllt von Göttern (991 D). Wer den richtigen Unterricht erhalten hat, versteht, dass durch alle Wissenschaften ein gemeinsames Band sich zieht (991 E—992 A). Wer dies erkannt hat, ist wahrhaftig weise und wird das höchste Glück erreichen, und sofern er auch nach dem Tode existiert, wird er nicht mehr wie jetzt der vielen Sinneswahrnehmungen teilhaft sein, sondern er wird eine Einheit werden; aber freilich werden nur wenige Menschen diese Seligkeit erreichen (992 B—C). Solche Menschen sind dazu geeignet, in die

nächtliche Versammlung, die den Staat leiten soll, aufgenommen zu werden (992 D—E). Somit erinnern die Schlussworte der *Epinomis* an das, was schon halbwegs vergessen war, dass dieser Dialog dazu bestimmt ist, als eine Fortsetzung und Vervollständigung der *Gesetze* zu dienen.

V

Wenn wir nun den Inhalt der *Epinomis* überblicken, sehen wir, dass diese Schrift eine Fülle platonischer Gedanken enthält. Die nächste Verwandtschaft weist sie unzweifelhaft mit den *Gesetzen*, z. T. auch mit dem *Timaios*, auf, weshalb ja auch diese Dialoge ausdrücklich als »Quellen« der *Epinomis* bezeichnet worden sind; aber auch aus anderen platonischen Dialogen lassen sich Parallelen anführen, die die in der *Epinomis* vorgetragenen Gedanken als platonisch erweisen. Allein eben daraus hat man ja die Unechtheit der *Epinomis* gefolgert, wie schon SALLIER es der kleinen Schrift zum Vorwurf machte, dass platonische Gedanken hier massenhaft vereinigt erscheinen¹. Das ist auch eine ganz richtige Beobachtung; aber beweist sie wirklich, was von ihr verlangt wird? Wenn nicht Platon, sondern einer seiner Schüler, die Schrift verfasst hat, muss dieser jedenfalls eine erstaunliche Vertrautheit mit den Gedanken sowie mit der Darstellungsweise seines Lehrers besessen haben. Und er hat es auch verstanden — was freilich ebenfalls als Beweis der Unechtheit angeführt wird — die Gedanken Platons fast niemals wörtlich zu wiederholen. Hierin sehe ich, wie schon vorher gesagt², gerade den besten Beweis dafür, dass Platon selbst die Schrift verfasst hat. In dieser Schrift, die zweifellos in seinem höchsten Alter geschrieben

¹ S. oben S. 6.

² S. oben S. 30.

ist, hat Platon aus den Gedanken, die er in seinem langen Leben entwickelt hatte, die Summe gezogen. Meistens weist er auf früher ausgeführte Gedanken kurz zurück; an anderen Stellen erweitert er die vorher ausgesprochenen Gedanken. Wenn wir aber in der *Epinomis* daneben auch Gedanken vorfinden, die den in früheren Schriften entwickelten widerstreiten, dann lässt sich am einfachsten dadurch erklären, dass Platon in einigen Punkten seine Ansicht geändert hatte. Dass ein treuer Schüler, der sich im allgemeinen dafür bestrebt, die Gedanken seines Meisters gewissenhaft zu wiedergeben, sich an vereinzelt Punkten darauf habe einlassen sollen, gegen den Meister zu polemisieren, scheint mir ein geradezu ungeheuerlicher Gedanke zu sein. Man muss von den Gelehrten, die die *Epinomis* dem Platon absprechen, verlangen, dass sie nicht nur ihre Ansicht besser begründen, als es ihnen bisher gelungen ist, sondern dass sie auch meine Behauptung, dass ihre eigene Hypothese die sonderbarsten Konsequenzen mit sich führe, mit annehmbaren Gründen zurückweisen.

Zu den abenteuerlichen Konsequenzen, die die Hypothese von der Autorschaft des Philippos mit sich geführt hat, gehört auch die oben berührte Vermutung ZELLERS, dass die in den *Gesetzen* vorkommende Lehre von der »bösen Weltseele« eine Zutat des Philippos sei¹. Bekanntlich hat die Nachricht, dass Platons *Gesetze* von Philippos herausgegeben seien, zu den eigentümlichsten Vermutungen über die Herausgebertätigkeit dieses Mannes Veranlassung gegeben. Die meisten unter diesen können unerwähnt bleiben; Erwähnung verdient nur die Vermutung von M. KRIEG, dass Philippos nicht nur an manchen anderen Stellen der *Gesetze* seine eigenen Zutaten gemacht habe, sondern dass

¹ S. oben S. 54 f.

auch die ganze Schlusspartie dieses Werkes (von 960 B an) ein Geistesprodukt des Philippos sei. Warum denn? Weil sie gar zu genau mit dem Geist der *Epinomis* übereinstimmt¹. Man sieht, wie aus der Überlieferung über die Tätigkeit des Philippos die eine Hypothese nach der anderen herausgesponnen ist; durch die ganz natürliche Annahme, die *Epinomis* sowohl als die *Gesetze* seien von Platon verfasst und von Philippos herausgegeben, erklärt sich alles ganz einfach. Die scharfsinnig ausgeklügelten Kombinationen der neueren Gelehrten sind ganz überflüssig.

Dass es den modernen Gelehrten so schwer gefallen ist, die letzte Arbeit Platons gerecht zu beurteilen, hat aber einen tieferen Grund. Als das Studium der platonischen Dialoge im Anfang des 19. Jahrhunderts einen mächtigen Aufschwung nahm, wurden viele Erkenntnisse gewonnen, die sich seitdem behauptet haben; aber daneben kamen auch Vorurteile auf, von denen zwar viele wieder in das Grab gesunken sind, während andere sich als fast unausrottbar erwiesen haben. Die meisten dieser Vorurteile hat FR. AST (1816) aufgebracht, indem er sich von Platons Geistesart eine Vorstellung bildete, zu der alles, was Platon geschrieben hatte, stimmen sollte; was er nicht in Einklang damit zu bringen vermochte, verwarf er als unplatonisch. Das von Ast geschaffene Platonbild ist zwar längst aufgegeben, aber seine Nachwirkungen bestehen noch. Man ist freilich längst darüber klar geworden, dass der alte Platon sich in vielen Beziehungen von dem Philosophen unterscheidet, der in jüngeren Jahren so glänzende Kunstwerke hervorgebracht hat. Aber trotzdem wirkt das Platonbild,

¹ M. KRIEG, *Die Überarbeitung der platonischen »Gesetze« durch Philipp von Opus* (1896) S. 12 ff. Er meint, Philippos habe an manchen Stellen seine Weltanschauung, die mit dem Geist der *Gesetze* streiten soll, in diese Schrift »einzuschwärzen« gesucht (S. 18).

das man aus einer Betrachtung dieser früheren Dialoge gewonnen hat, immer nach. Man ist nicht davon abgekommen — bewusst oder unbewusst — die *Epinomis* an dem Massstab der früheren Dialoge zu beurteilen. Und wenn es auch in manchen Fällen gelungen ist, zwischen den *Gesetzen* und der *Epinomis* Unterschiede nachzuweisen, hat man doch nicht gehörig beachtet, dass diese Unterschiede in Vergleich mit denen, die zwischen den *Gesetzen* und den älteren Dialogen, z. B. dem *Staate*, bestehen, winzig klein sind. Man kann ruhig zugeben, dass die für die *Epinomis* charakteristischen Züge, die so oft hervorgehoben sind — die mangelhafte und undramatische Dialogform, das Zurücktreten der Ideenlehre, die Hervorhebung der Mathematik, der vorherrschende religiöse Ton (die »unplatonische Frömmerei«) — alle in der Tat vorhanden sind; man darf aber nicht vergessen, dass diese Züge auch die *Gesetze* kennzeichnen; und wenn auch zugegeben werden muss, dass diese Züge in der *Epinomis* noch kräftiger hervortreten als in jenem Alterswerk Platons, so ist doch die nächstliegende Erklärung dafür die, dass Platons philosophische und schriftstellerische Eigenart sich auch in seinen letzten Jahren nach denselben Entwicklungslinien weitergebildet hat wie in der früheren Zeit.

Die Sache ist die, dass auch nachdem das Platonbild, das am Anfang des 19. Jahrhunderts die damaligen Platonverehrer geschaffen haben, seine Gültigkeit verloren hat, jedoch die von diesen Forschern angewendete Methode immer noch besteht: jeder Forscher macht sich seinen Platon zurecht und verwirft, was er diesem Platon nicht zutrauen kann. Selbst der treffliche C. RITTER, der mit Energie und Erfolg dazu beigetragen hat, das Zeller'sche Platonbild zu zertrümmern, meinte doch, dass in dem siebenten *Brief*

(den er sonst für echt hielt) irgend ein Fälscher eine philosophische Digression (341 A—345 C) eingeschoben hätte, u. a. weil darin einige Sätze vorkommen, »die Platon schlechterdings nicht geschrieben haben kann«¹. Später wagte Ritter sogar die Vermutung, dass diese Digression eben von Philippos eingefügt wäre². Die einzige gesunde Methode besteht aber darin, dass wir unser Platonbild nach den vorliegenden Schriften, deren Unechtheit sich nicht mit entscheidenden Gründen beweisen lässt, ausformen; sollte dann das Bild Widersprüche aufweisen, müssen wir bedenken, dass darin bei einer fünfzigjährigen schriftstellerischen Tätigkeit gar nichts auffallendes liegt.

STALLBAUM, der die *Epinomis* der Alexandrinerzeit zuwies, behauptete, dass die Lehre, dass die Dämonen aus dem Äther herkommen, von POSEIDONIOS herrühre; von diesem Philosophen solle also die *Epinomis* abhängig sein³. Umgekehrt meint THEILER, das bei CICERO vorkommende Zitat aus *Epin.* 991 E sei aus Poseidonios übernommen, der überhaupt von der *Epinomis* beeinflusst sei. Hieraus schliesst er, dass die *Epinomis* nicht ein Werk Platons sein könne: »Sprache, Sache, Nachwirkung, alles stimmt zusammen: Die *Epinomis* ist unplatonisch«⁴. Was beweist denn eigentlich die Nachwirkung? Nehmen wir an, dass Poseidonios von der *Epinomis* beeinflusst sei: die Beeinflussung bleibt doch wohl dieselbe, wenn Platon die *Epinomis* verfasst hat, wie wenn die Schrift ein Erzeugnis des Philippos wäre.

¹ C. RITTER im Kommentar zu den *Gesetzen* S. 367 ff.

² C. RITTER in der *Philologischen Wochenschrift* 1929, Sp. 522 ff. (s. oben S. 19 f.).

³ STALLBAUM in der Ausgabe S. 468. Er beruft sich auf MACROBIUS, *Saturnalia* I 23,7.

⁴ THEILER S. 352—354. Stallbaum (S. 469) meinte, das Zitat bei Cicero sei von Speusippos herübergenommen (DIOGENES LAERTIOS IV 2).

Ein Vorurteil, das auch viel Unheil gestiftet hat, ist die Meinung, dass zwischen Platon und seinen nächsten Schülern eine tiefe Kluft bestanden habe¹. Man hat es als ausgemacht betrachtet, dass Platon nicht allein kein Neuplatoniker gewesen sei, sondern dass auch seine nächsten Nachfolger in der Akademie von seiner Lehre und von seiner Gesinnungsart weit entfernt gewesen seien. Ich möchte daher diese Abhandlung in ähnlicher Weise abschliessen, wie ich vor mehr als dreissig Jahren meine Abhandlung über die platonischen *Briefe* abgeschlossen habe: »Wenn man die Echtheit der *Epinomis* anerkennt, kann man sich der Folgerung nicht entziehen, dass die Umbildung der platonischen Philosophie, die wir später in der Akademie wahrnehmen, schon im Geiste des Meisters ihren Anfang genommen hat«².

¹ Vgl. die oben S. 50 angeführten Worte Howalds.

² *Rheinisches Museum* N. F. 61 (1906), S. 542.

HISTORISK-FILOLOGISKE MEDDELELSER

UDGIVNE AF

DET KGL. DANSKE VIDENSKABERNES SELSKAB

BIND XVI (KR. 14.80):

Kr. Ø.

1. HJELMSLEV, LOUIS: Principes de grammaire générale. 1928... 15.00
2. NYROP, KR.: Études de grammaire française. (29. Notes lexicographiques. 30. L'imparfait du subjonctif. 31. Négation explétive. 32. Étymologie de *Gord*. 33. Tutoiement). 1929..... 2.25
3. WESTRUP, C. W.: On the Antiquarian-Historiographical Activities of the Roman Pontifical College. 1929..... 2.50

BIND XVII (KR. 17.25):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Première partie. 1928..... 9.00
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. Dialecte Guilākī de Recht, dialectes de Fārizānd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. 1930..... 14.00

BIND XVIII (KR. 15.00):

1. RANULF, SVEND: Gudernes Misundelse og Strafferettens Oprindelse i Athen. Studier over ældre græsk Mentalitet. 1930.... 7.40
2. HAMMERICH, L. L.: Visiones Georgii. Visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria. A. D. MCCCLIII. 1931..... 12.60

BIND XIX (KR. 19.10):

1. Faijumische Fragmente der Reden des Agathonicus Bischofs von Tarsus herausgegeben und erklärt von W. ERICHSEN. 1932 3.40
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Les Kayanides. 1932..... 7.00
3. PEDERSEN, HOLGER: Études Lituanienes. 1933..... 2.70
4. JÓNSSON, FINNUR: Den islandske grammatiks historie til o. 1800. 1933..... 6.00

BIND XX (KR. 21.60):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. 2. partie. 1933..... 7.60
2. JÓNSSON, FINNUR: Tekstkritiske bemærkninger til Skjaldekvad. 1934..... 2.00
3. WULFF, K.: Chinesisch und Tai. Sprachvergleichende Untersuchungen. 1934..... 12.00

BIND XXI (KR. 25.70):

Kr. Ø.

1. GÖTZE, ALBRECHT und PEDERSEN, HOLGER: Muršilis Sprachlähmung. Ein hethitischer Text. Mit philologischen und linguistischen Erörterungen. 1934 4.60
2. WULFF, K.: »Musik« und »Freude« im Chinesischen. 1935 2.00
3. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. II. Dialectes de la région de Sëmnan: Sourkhéi, Lās-guerdī, Sāngesārī et Chāmerzādī. 1935 9.50
4. WULFF, K.: Sang hyang Kamahāyānan Mantrānaya. Ansprache bei der weihe buddhistischer mōnche aus dem altjavanischen übersetzt und sprachlich erläutert. 1935 2.60
5. DRACHMANN, A. B.: Die Überlieferung des Cyrillglossars. 1936 7.00

BIND XXII (KR. 12.00):

- GRØNBECHE, VILH.: Friedrich Schlegel i årene 1791—1808. 1935.. 12.00

BIND XXIII (KR. 34.85):

1. JØRGENSEN, HANS: A Dictionary of the Classical Newārī. 1936. 9.50
2. HAMMERICH, L. L.: Personalendungen und Verbalsystem im Eskimoischen. 1936 10.35
3. VOLTEN, A.: Studien zum Weisheitsbuch des Anii. 1937—38... 15.00

BIND XXIV (under Pressen):

1. JØRGENSEN, PETER: Nordfriesische Beiträge aus dem Nachlass Hermann Möllers. 1938 7.50
2. Batīsapatrikākathā. The tales of the thirty-two statuettes. A Newārī recension of the Simhāsanadvātriṃśatika. Edited and translated with explanatory notes by HANS JØRGENSEN. 1938 (under Pressen).

BIND XXV (KR. 22.00):

1. OHRT, F.: Die ältesten Segen über Christi Taufe und Christi Tod in religionsgeschichtlichem Lichte. 1938 12.50
2. PEDERSEN, HOLGER: Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen. 1938 9.50

BIND XXVI (under Pressen):

1. RÆDER, HANS: Platons Epinomis. 1938 2.75
2. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria — Rom bei Heron. Mit 5 Tafeln. 1938..... 3.00
3. HAMMERICH, L. L.: The Beginning of the Strife between Richard FitzRalph and the Mendicants. With an Edition of his Autobiographical Prayer and his Proposition *Unusquisque*. 1938. 4.50
4. HAMMERICH, L. L.: Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“. 1938..... 2.25

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 2.

ÜBER EINE METHODE
ZUR DISTANZBESTIMMUNG
ALEXANDRIA — ROM BEI HERON

VON

O. NEUGEBAUER

MIT 5 TAFELN



KØBENHAVN

LEVIN & MUNKSGAARD

EJNAR MUNKSGAARD

1938

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab udgiver følgende
Publikationer:

Oversigt over Det Kgl. Danske Videnskabernes
Selskabs Virksomhed,
Historisk-filologiske Meddelelser,
Filosofiske Meddelelser,
Archæologisk-kunsthistoriske Meddelelser,
Mathematisk-fysiske Meddelelser,
Biologiske Meddelelser,
Skrifter, historisk og filosofisk Afdeling,
Skrifter, naturvidenskabelig og matematisk Afdeling.

Selskabets Kommissionær er *Levin & Munksgaard*, Nørre-
gade 6, København.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 2.

ÜBER EINE METHODE
ZUR DISTANZBESTIMMUNG
ALEXANDRIA — ROM BEI HERON

VON

O. NEUGEBAUER

MIT 5 TAFELN



KØBENHAVN

LEVIN & MUNKSGAARD

EJNAR MUNKSGAARD

1938

Printed in Denmark.
Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S.

*Ἰππαρχος . . . διδάσκει, ὅτι παντί,
καὶ ἰδιώτῃ καὶ τῷ φιλομαθοῦντι, τῆς
γεωγραφικῆς ἱστορίας προσηκούσης
ἀδύνατον μεταλαβεῖν ἄνευ τῆς τῶν
οὐρανίων καὶ τῆς τῶν ἐκλειπτικῶν
τηρήσεων ἐπικρίσεως.*

Strabo, Geographic, I, 1, 12.

1. In Kap. 35 seiner »Dioptra« behandelt Heron von Alexandria die Aufgabe, »auch die Grösse des Weges zwischen zwei Breiten (*μεταξὺ δύο κλιμάτων*) zu bestimmen, wenn Inseln und Meere und vielleicht unwegsame Terrainstrecken auf denselben fallen«¹, wenn also die früher geschilderten Methoden durch optische Triangulation oder direkte mechanische Messung nicht mehr anwendbar sind. Er behandelt als Beispiel die Aufgabe, »den Weg zwischen Alexandria und Rom auf gerader Linie oder genauer auf der Peripherie eines der grössten Kreise der Erde zu messen, wofür vorausgesetzt wird, dass der Umfang der Erde 252000 Stadien beträgt, wie der vor andern durch Genauigkeit auf diesem Gebiete ausgezeichnete Eratosthenes in der »Über die Messung der Erde« betitelten Schrift zeigt«¹.

Der Herausgeber und Übersetzer H. SCHÖNE bemerkt zu diesem Kapitel²: »Für dieses schwierige und stark verderbte Kapitel, zu dessen Verständnis noch vieles fehlt, konnte eine genügende Figur nicht gegeben werden«. Ich glaube nun diese Lücke schliessen zu können und damit Herons Schilderung verständlich zu machen, die uns einen reizvollen Einblick in die mathematische Geographie seiner Zeit vermittelt.

¹ Dioptra p. 303.

² Dioptra p. 303 Anm. 1.

Den Schlüssel für das Verständnis bildet die Bemerkung, dass Heron abwechselnd an *zweierlei* (in den Handschriften nicht erhaltenen) Figuren operiert, oder besser einerseits an einer Konstruktionszeichnung, einem sog. »Analemma«, und andererseits an einem räumlichen Modell (hohle Halbkugel), das natürlich in der ursprünglichen Handschrift auch bildlich dargestellt war³. Der eine Bestandteil, das sog. »Analemma«, ist uns auch sonst aus der antiken Astronomie bekannt, nämlich durch Vitruv (um 0) und durch Ptolemäus (um 150 n. Chr.). Das Ptolemäische Analemma ist eine systematisch ausgestaltete Behandlungsweise gewisser räumlicher sphärischer Koordinaten mit Methoden, die man heute zur »Darstellenden Geometrie« rechnet⁴. Für unsere Zwecke reicht bereits eine einfache Teilkonstruktion aus, die schon Vitruv schildert und an die ich zunächst erinnern muss, weil sie von Heron genau in diesem Umfang benutzt wird.

³ Wie eine solche Darstellung ausgesehen haben mag, lässt sich aus analogen Figuren z. B. bei Euklid, *Phänomena* oder Theodosius, *De hab.* noch mit ziemlicher Sicherheit rekonstruieren. Ich habe eine solche Rekonstruktion am Schluss (Fig. 5) skizziert, wobei ich die Figuren Theodosius, *De hab.* p. 28, und Euklid, *Phänomena* p. 14, als Vorbild benutzt habe. Unsicher ist dabei eigentlich nur, ob der Bogen $A'\Gamma'$ nicht eine mehr gedrehte Lage einnahm, so dass A' noch in das Innere des Horizontes $AB\Gamma\Delta$ fällt. Da aber am Schluss gerade der Fall diskutiert wird, dass A' über diesen Horizont hinausfällt (s. u. S. 17 ff.), schien es mir vorteilhaft, gerade diese Lage zu zeichnen. Ebenso ist natürlich nicht sicher, ob die beiden Wendekreise eingezeichnet waren; ihre ausdrückliche Erwähnung (s. u. S. 8 f.) macht es aber wahrscheinlich, dass sie beide in der Figur enthalten waren, oder besser: weil man gewohnt war, sie in den Figuren einzuzichnen, werden sie im Text erwähnt, obwohl sie bei dem räumlichen Modell gar nicht vollständig auftreten können, und auch gar nicht gebraucht werden. Bezüglich der Beschriftung s. u. S. 18; wie in unsern Editionen meist üblich habe ich grosse Buchstaben gewählt.

⁴ Vgl. Ptolemäus, *opera* II p. 187 ff. sowie auch *Almagest* Buch II Kap. 5. Eine gute moderne Darstellung mit Hinweisen auf die Literatur gibt Luckey [1]. Für die Beziehungen zur arabischen Theorie der Sonnenuhren vgl. Luckey [2].

2. »*Analemma*« ist bereits bei Vitruv ein nicht weiter erklärter terminus technicus für die sogleich zu schildernde Konstruktion, die wir etwa als »Aufriß« bezeichnen könnten.

Das »*κλίμα*«, d. h. die »Neigung« oder »Schiefe«⁵ des Horizontes eines Ortes (im Gegensatz zur »geraden« Lage des Horizonts am Aequator⁶) kann folgendermassen bestimmt werden: man errichtet senkrecht zum Horizont einen Schattenstab (»Gnomon«) und misst an den Aequinoctien das Verhältnis von Länge des Gnomons zur Länge des Mittagsschattens. So gibt Vitruv u. a. für Rom das Verhältnis 9:8, für Alexandrien 5:3 an⁷. Zeichnet man in der durch Gnomon und Schatten bestimmten Ebene die Verbindungslinie von der Gnomonspitze zum Schattende, so gibt diese Richtung (»radius aequinoctialis«⁸) nicht nur den Mittagstrahl in den Aequinoctien, sondern kann zugleich als Schnittlinie zwischen Meridianebene und Aequator aufgefasst werden, denn dieser Strahl gehört beiden Ebenen an. Zeichnen wir also um die Gnomonspitze einen Kreis, etwa mit dem Gnomon als Radius (so tut es Vitruv, wesentlich ist diese Festsetzung aber nicht), so repräsentiert die Gnomonspitze den Mittelpunkt der Welt, der Kreis den Meridian, während der Aequinoctial-Strahl die Lage des Aequators angibt (NF in Fig. 1). Der dazu senkrechte Durchmesser RQ gibt die Achse der Welt (Vitruv⁹: »axon«), die Parallele ED zur Schattenrichtung durch den Mittelpunkt A den Horizont. Nehmen wir mit Vitruv der Einfachheit

⁵ Vitruv p. 215, 7: »declinatio caeli, quae est Romae«.

⁶ Dieser Fall ist der der *ῥοθῆ σφαίρα* = »sphaera recta« im Gegensatz zur *σφαίρα ἐγκεκλιμένη* = »sphaera obliqua«.

⁷ Vitruv p. 215, 6 ff.

⁸ Vitruv p. 216, 1.

⁹ Vitruv p. 216, 24.

halber an, dass die Schiefe der Ekliptik 24° betrage¹⁰, so können zwei um diesen Winkel gegen den Aequator geneigte Durchmesser LH und MG als Schnittlinien der Ekliptik mit dem Meridian aufgefasst werden. Die zum Aequator NF parallelen Sehnen LG bzw. MH sind also die Schnittlinien der Wendekreise mit dem Meridian. Zeichnen wir z. B. über der Sehne LG einen Halbkreis (Mittelpunkt O), so können wir diesen als die Umklappung des Sommerwendekreises um seinen Durchmesser LG in die Meridianebene ansehen. Die zu LG im Schnittpunkt S mit dem Horizont errichtete Senkrechte SV ist also die Umklappung der Schnittlinie des Sommerwendekreises mit dem Horizont¹¹. Somit ist der Bogen LV die Länge des halben Tagbogens zur Zeit der Sommerwende. Gleichzeitig ist durch LAHK die Richtung des steilsten, durch MAGI die Richtung des schrägsten Mittagsstrahles gegeben, wenn man den Radius AB wieder als Gnomon auffasst, jedoch werden wir von dieser Anwendung des Analemma keinen Gebrauch zu machen haben.

Damit ist die Figur, die Vitruv beschreibt, fast ganz erledigt. Er sagt nur noch zum Schluss, dass um F mit dem Radius FH der »Monatskreis« (circulus menstruus, qui menaeus dicitur¹² — also wohl von einem *μηνιαῖος κύκλος*) gezogen werden solle. Offenbar soll mit Hilfe dieses Kreises die Sonnenbahn bzw. die Schattenlänge für

¹⁰ Vitruv p. 216, 7. Diese Normierung ist auch sonst häufig; z. B. Proclus, Hypotyp. p. 206, 7.

¹¹ Wenn ich Vitruvs Text richtig verstehe, wird *diese* Sehne (und TX für die Winterwende) als »locothomus« bezeichnet (Vitruv p. 217, 2 bis 7), nicht aber die Sehne GH, wie es z. B. Drecker [1] S. 2 E tut. Ich möchte annehmen, dass »locothomus« von einem *λοξοτόμος* »schiefer Schnitt« (sc. mit dem Horizont) herzuleiten ist. Heron nennt TX »διόρον« (s. u. S. 11).

¹² Vitruv p. 217, 11 f.

einen beliebigen Zeitpunkt des Jahres ermittelt werden können. Wie dies zu geschehen hat, ist noch aus der späteren gnomonischen Literatur zu entnehmen¹³. Vitruv's Angabe erweist sich dabei als nicht ganz korrekt, denn der Radius des »Monatskreises« darf nicht FH sein, sondern ΦH (vgl. Fig. 2), wo Φ den Halbierungspunkt der Sehne GH darstellt. Dann lässt sich leicht folgendes zeigen: ist λ die vom Frühlingspunkt an gemessene Länge der Sonne und rechnet man λ auf dem Monatskreis wie in Fig. 2 angegeben¹⁴, so braucht man nur von dem Endpunkt Σ' des Bogens λ eine Parallele $F_1 N_1$ zum Aequator FN zu ziehen, um die Lage der Sonnenbahn für jenen Tag zu erhalten, der der Sonnenlänge λ (und $180 - \lambda$) entspricht ($N_1 A$ ist dann die Richtung des Mittagsstrahles für diesen Tag).

Der Beweis dieser Behauptung lässt sich sehr einfach führen¹⁵. Man klappt die Ekliptik um ihren Durchmesser LH in die Meridianebene um (vgl. Fig. 2). Der Frühlingspunkt Υ als Schnittpunkt zwischen Aequator und Ekliptik fällt dann offenbar in den Endpunkt des zu LH senkrechten Durchmessers. Ist also Σ ein Sonnenort der Länge λ , so muss der zugehörige Tageskreis einen Durchmesser $N_1 F_1$ haben, der durch die Projektion Σ_1 von Σ geht. Ist ρ der Radius des grossen Analemmakreises, so ist also $A \Sigma_1 = \rho \sin \lambda$ und somit der Abstand AO_1 der Sehne $N_1 F_1$ von dem Durchmesser NF durch

$$AO_1 = \rho \cdot \sin \varepsilon \cdot \sin \lambda$$

gegeben, wenn ε die Schiefe der Ekliptik bezeichnet. Nun ist aber der Radius ΦG des Monatskreises durch $\rho \sin \varepsilon$ gegeben, also ist

¹³ Vgl. dazu Drecker [1] S. 2 E.

¹⁴ Die richtige Figur findet sich bereits bei Rode S. 217.

¹⁵ Ganz ähnlich bereits Drecker [1] S. 2 E.

$$\Phi \Sigma'_1 = \rho \cdot \sin \varepsilon \cdot \sin \lambda.$$

Somit ist schliesslich

$$\text{w. z. b. w.} \quad \Phi \Sigma'_1 = AO_1$$

Damit ist also gezeigt, dass das Vitruvsche Analemma die Aufgabe zu lösen gestattet, zu jeder beliebigen Stellung der Sonne in der Ekliptik die Länge des zugehörigen Tagebogens zu bestimmen. Dies gilt für jede geographische Breite, für die die Länge des Mittagsschattens für die Aequinoctien bekannt ist.

3. Wir wenden uns nun Herons Behandlung der Aufgabe zu, den Bogenabstand Alexandria—Rom zu bestimmen. Er nimmt an, dass von beiden Orten aus dieselbe Mondfinsternis beobachtet worden sei, z. B. in Alexandria um die 5-te Nachtstunde, in Rom um die dritte Nachtstunde¹⁶. Ferner wird angenommen, dass die Beobachtung 10 Tage vor dem Frühjahrsaequinoctium stattgefunden habe.

Wir gehen nun zur schrittweisen Diskussion von Herons Beschreibung¹⁷ der nun vorzunehmenden Konstruktionen über. Die folgenden Textabschnitte geben, der Reihe nach aneinandergesetzt, den vollständigen Text.

*ἔστω δὲ ἡμῶς εἶναι ἐν Ἀλεξ-
ανδρείᾳ καὶ ἐργείσθω⁵ κοῖλον
ἡμισφαίριον τι διὰ τῶν τροπι-
κῶν καταγράφειν πρὸς τὸ ἐν
Ἀλεξανδρείᾳ κλίμα.*

Es werde angenommen, dass wir in Alexandria seien; es sei die Aufgabe eine hohle Halbkugel durch die Wendekreise zu zeichnen für die Breite von Alexandria.

¹⁶ Dass die simultan beobachtbaren Mondfinsternisse die wichtige Rolle von Zeitsignalen spielen, kann man mehrfach in der antiken Astronomie feststellen. Vgl. z. B. Almagest I Anfang von Kap. 4. Bei Heron handelt es sich aber nur um eine fingierte Zeitdifferenz, denn tatsächlich beträgt diese nur $\frac{5}{4}$ Stunden und nicht 2 Stunden wie Heron annimmt. Vgl. auch u. S. 22.

¹⁷ Dioptra p. 304, 4 ff.

Diese Einleitungsworte hat man wohl so zu verstehen, dass tatsächlich eine hohle Halbkugel angefertigt werden soll¹⁸, deren berandender Kreis den Horizont von Alexandria vorstellt (vgl. Fig. 3¹⁹). Zu sagen, die Halbkugel solle durch den Horizont von Alexandria und durch die beiden (!) Wendekreise gehen, kann kaum etwas anderes sein als eine etwas umständliche Umschreibung dafür, dass die Halbkugel das halbe Himmelsgewölbe repräsentieren solle (vgl. auch Anm. 3 Schluss).

καὶ ἔστω αὐτοῦ ὁ περὶ τὸ
 χεῖλος κύκλος ὁ $ABΓA'$ μεσημ-
 βρινὸς δὲ ἐν αὐτῷ ἔστω ὁ
 $BEZH(A')$ ἰσημερινὸς δὲ ὁ
 AHH' πόλος δὲ τῶν παραλ-
 λήλων ὁ E τοῦ δὲ περὶ τὸ
 χεῖλος ¹⁰τοῦ ἡμισφαιρίου πόλος
 ὁ Z .

Es sei nun der sie beranden-
 de Kreis der (Kreis) $ABΓΔ$;
 der Meridian in ihr sei der
 (Halbkreis) $BEZHΔ$; der Ae-
 quator sei der (Halbkreis)
 $AHHΓ$; ein Pol der Parallel-
 kreise sei der (Punkt) E ; ein
 Pol des Randes der Halb-
 kugel sei der (Punkt) Z .

Aus Fig. 3 (bzw. Fig. 5) ist die Lage der genannten Punkte ohne weiteres zu ersehen. Für die Einzeichnung der Lage des Aequators ist bereits ein Analemma nötig, mit dessen Hilfe aus der Aequinoctial-Schattenlänge $\frac{3}{5}$ von Alexandria (s. o. S. 5) die Neigung des Aequators gegen den Horizont konstruiert werden kann (s. Fig. 1). Dies wird aber als selbstverständlich nicht erwähnt; nur später heisst es (s. u.

¹⁸ Man denke an die als *σκάφη* (= *πόλος*?) bezeichneten Sonnenuhren. Vgl. z. B. Drecker [1] S. 21 E ff.

¹⁹ Ich habe in Fig. 3 eine korrekte Darstellung (in orthogonaler Axonometrie) gezeichnet unter genauer Berücksichtigung der Analemmata von Rom und Alexandria und der Heronschen Annahmen. Nur für den Sonnenort habe ich nicht $\lambda = -10$ gewählt, wie es nach Herons Beispiel geschehen müsste, sondern $\lambda = -50$, damit der Parallelkreis $\Theta\Lambda$ deutlich genug vom Aequator $AHHΓ$ verschieden ist.

S. 11), dass nun »auch« das Analemma von Rom gezeichnet werden solle.

Die im folgenden Abschnitt vorzunehmende Konstruktion verlangt auch noch die Benutzung des »Monatskreises« (s. o. S. 6 f.).

καὶ ἐν τεταχθῶ ἁμοιαγῆς τῷ
κύκλῳ τῷ καθ' ὃν φέρεται ἐν
τῇ εἰρημένῃ νυκτὶ ὁ ἥλιος ὥρας
πέμπτης, τότε μὲν ἀπέχων
ἀπὸ ἰσημερίας ξαρινῆς καὶ
ἐπὶ τροπᾶς χειμερινᾶς ἡμέρας
ι, καὶ ἔστω ὁ ΘΚΑ καὶ διη-
ρήσθω ἡ ΘΚΑ περιφέρεια εἰς
τάς ¹⁵ιβ' καὶ ἔστω τούτων ἡ
πέμπτη ἡ ΘΜ, ἐπειδήπερ
πέμπτης ὥρας ἡ ἔκλειψις
ἐτηρήθη ἐν Ἀλεξανδρείᾳ ἔσται
ἄρα τὸ Μ ἁμοιαγῆς τῷ πρὸς
ὃ ἦν ὁ ἥλιος τῆς ἐκλείψεως
γενομένης.

Nun werde auf dem Kreise, auf dem sich die Sonne in dieser Nacht bewegt, die Stelle bezeichnet, welche sie in der fünften Stunde einnimmt, wobei sie von der Frühlingsnachtgleiche gegen die Winterwende hin 10 Tage entfernt ist, und dies sei der (Kreis) ΘΚΑ; und es werde der Bogen ΘΚΑ in 12 (Teile) zerlegt²⁰; und von diesen sei der fünfte der (Bogen) ΘΜ, denn um die fünfte Stunde wurde die Finsternis in Alexandria beobachtet; also wird Μ der Punkt sein, der demjenigen entspricht, an dem sich die Sonne bei Eintritt der Finsternis befand.

Das Ziel dieser Konstruktion ist die Auffindung des Sonnenortes. Dazu wird der Nachtbogen ΘΚΑ des betreffenden

²⁰ Schönes Übersetzung (p. 305, 16 f.) »Dieser Kreis sei ΘΚΑ, sein Umfang werde in 12 Teile zerlegt« führt in die Irre. Nur der Nachtbogen, nicht der ganze Kreis, soll in 12 Teile zerlegt werden. Man beachte den Wechsel zwischen ὁ ΘΚΑ (κύκλος) und ἡ ΘΚΑ περιφέρεια. (Bei Schöne p. 304, 14 ist übrigens Α nur Druckfehler für Λ, wie seine Übersetzung zeigt.)

Tages in die den 12 temporären Stunden jener Nacht entsprechenden Teile geteilt und bei der fünften von ihnen der Punkt **M** bezeichnet. Dies ist nach Voraussetzung (s. S. 8) der Augenblick der Mondfinsternis. Wie man aus dieser Konstruktion ersieht, repräsentiert die Halbkugel den unter dem Horizont gelegenen, also für Alexandrien unsichtbaren Teil der Himmelskugel. **Z** ist also der »Nadir« von Alexandrien, **E** der Südpol der Welt.

Nun beginnt der zweite Teil der Konstruktion. Wir verlassen zunächst die räumliche Halbkugel und konstruieren ein ebenes Analemma von Rom (Fig. 4) und werden erst später die gefundenen Grössen wieder in die räumliche Figur eintragen.

<p>καὶ γεγράφθω δὲ καὶ τὸ διὰ Ῥώμης ἀνάλημμα, ἐν ᾧ ἐγγε- γράφθω καὶ ὁ ἡμερησίος κύκλος ²⁰ὁ ὁμοταγῆς τῷ ΘΚΛ.</p>	<p>Es werde nun auch das Ana- lemma von Rom gezeichnet, in welches auch der Tages- kreis eingetragen werden soll, der dem Kreis ΘΚΛ entspricht.</p>
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Wie dies mit Hilfe des »Monatskreises« geschieht, wissen wir bereits aus der Diskussion des Vitruvschen Analemmas (s. o. S. 6f.). Nun kommt die nähere Beschreibung dieses Analemmas (vgl. Fig. 4):

<p>καὶ ὁρίζοντος μὲν διάμετρος ἡ ΝΞ· γνώμων (δὲ) ὁ ΟΠ· ἡ δὲ τοῦ ἡμερησίου διαμέτρος ἡ ΡΣ· δίορον δὲ ἡ ΤΥ.</p>	<p>Der Durchmesser des Hori- zonts sei ΝΞ, der Gnomon ΟΠ, der Durchmesser des Tageskreises ΡΣ, die Grenz- linie (von Tag und Nacht) ΤΥ.</p>
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Der Gnomon ΟΠ wird nur der Vollständigkeit halber erwähnt; gebraucht wird er weiterhin nicht. So erklärt sich

auch, dass der Punkt Π später noch eine andere Bezeichnung (Ω) bekommt. Im Übrigen wird hier genau die Umklappung vorgenommen, die wir von Vitruv her kennen. Dem »*δίωρον*« entspricht dort der »*locothomus*«²¹.

καὶ οὖν ἐστὶν ἡ $ΥΦΣ$ περι-
φέρεια ἡμερησίων ὥρῶν ϵ ,
τοιούτων ὥρῶν ἡ $ΥΦ$ γ , ἐπει-
δήπερ ἡ τήρησις ἐν Ῥώμῃ
γεγένηται ²⁵ ὥρας γ .

Und von den Stunden, von denen der Bogen $ΥΦΣ$ des Tageskreises 6 enthält, betrage der (Bogen) $ΥΦ$ 3, denn die Beobachtung ist in Rom zur 3-ten Stunde erfolgt.

Wie früher für Alexandrien wird jetzt für Rom die Länge einer Nachtstunde bestimmt. Das geschieht im Analemma durch 6-Teilung des halben Nachtbogens $ΥΣ$. Der der dritten Stunde entsprechende Punkt Φ gibt also den Sonnenort im Analemma von Rom.

Nun erfolgt die Rückkehr zur räumlichen Figur dadurch, dass wir den Punkt Φ mit dem bereits bekannten Sonnenort \mathbf{M} der Halbkugel identifizieren.

καὶ τῆ $ΥΦ$ περιφερείᾳ ὁμοίᾳ
κεῖσθω ἡ $ΜΧ$ τὸ ἄρα $Χ$
σημεῖον πρὸς τῷ ὁρίζοντι τῷ
διὰ Ῥώμης.

Nun werde dem Bogen $ΥΦ$ ähnlich der (Bogen) $ΜΧ$ genommen; also ist der Punkt $Χ$ ein Punkt auf dem Horizont von Rom.

Damit ist also in dem zunächst nur auf Alexandrien bezüglichen Modell bereits ein Punkt des Horizontes von Rom gefunden, nämlich $Χ$, der aber gleichzeitig der Sonnenbahn des Beobachtungstages angehört.

²¹ Vgl. Anm. 11.

Nun übergehe ich einen kurzen Satz (p. 304, 27), den wir erst an etwas späterer Stelle brauchen werden. Dann folgt:

καὶ τῆ $Y\Phi\Sigma$ περιφερεία ὁμοία
 κείσθω ἢ $ΧΚ\varsigma$ · ἔσται δὲ τὸ
³⁰⁶ ς ἐπὶ τοῦ μεσημβρινοῦ τοῦ
 διὰ Ῥώμης· ἀλλὰ καὶ τὸ E
 πόλος τῶν παραλλήλων· γε-
 γράφθω διὰ τῶν E , ς μέγιστος
 κύκλος ὁ $E\varsigma$ · τοῦτο δὲ ἔσται ὁ
 εἰρημένος διὰ Ῥώμης μεσημ-
 βρινός.

Und dem Bogen $Y\Phi\Sigma$ ähn-
 lich werde der (Bogen) $ΧΚ\varsigma$
 genommen; es wird also ς
 auf dem Meridian von Rom
 liegen; aber der (Punkt) E
 ist ein Pol der Parallelkreise;
 es werde also durch die
 (Punkte) E , ς ein grösster
 Kreis gezogen, (nämlich) der
 (Kreis) $E\varsigma$; dies wird der ge-
 nannte Meridian durch Rom
 sein.

In diesem Abschnitt wird nun der vollständige halbe Nachtbogen aus dem Analemma in die Halbkugel übertragen. Da sein Endpunkt Σ sowohl dem Tageskreis wie dem Meridian von Rom angehört, ist sein Bildpunkt ς in der Halbkugel konstruierbar und damit ein Punkt des Meridians von Rom gefunden. Also kann dieser selbst eingezeichnet werden, da er durch den bekannten Pol E des Aequators gehen muss. Durch die Kenntnis des Meridians von Rom, zu dem ja der Horizont von Rom senkrecht stehen muss, und durch den früher gefundenen Punkt X dieses Horizontes ist seine Lage jetzt eindeutig bestimmt.

Nun fügen wir den eben übergangenen Satz hier ein und gehen dann im Text weiter²²:

²² Aus der streng alphabetischen Reihenfolge, in der die Buchstaben nach einander eingeführt werden, folgt, dass der von mir vorgestellte Satz p. 304, 27 tatsächlich dort stand, wo ihn unsere Handschriften haben. Nur für die Diskussion schien es mir bequemer, diese Umstellung vorzunehmen, die einen kleinen Gedankensprung wieder korrigiert.

ἔστω δὲ καὶ ἄξων ἐν τῷ ἀνα-
 λήμματι ὁ $\Psi\Omega$ καὶ τῆ $\Xi\Omega$
 περιφερεία ὁμοία ⁵κείσθω ἡ
 $\langle A'B' \rangle$, ἀπὸ δὲ τοῦ $\varepsilon A'$ τετρα-
 γώνου κείσθω ἡ $A'B'$ τὸ ἄρα
 B' σημεῖον ἔσται τοῦ διὰ
 Ῥώμης ὁρίζοντος πόλος,

Es sei auch $\Psi\Omega$ eine Achse
 des Analemmas; nun werde
 dem Bogen $\Xi\Omega$ ähnlich ge-
 nommen der (Bogen) $A'B'$;
 es werde dann (von dem
 Bogen) $\varepsilon A'$ der zu einem
 Quadrat gehörige (Bogen)
 $A'B'$ (abgezogen); also wird
 der Punkt B' ein Pol des
 durch Rom gehenden Hori-
 zontes sein,

An dieser Stelle ist eine ausführliche Begründung meiner Übersetzung nötig, weil einerseits der Text in Unordnung geraten ist, andererseits Schönes Übersetzung »und (es werde) auf $\varepsilon A'$ das Viereck $HA'B'Z$ errichtet« von der meinen erheblich abweicht. Zunächst ist zu bemerken, dass Schönes Übersetzung nicht korrekt sein kann, denn die Punkte $HA'B'Z$ liegen gewiss nicht in einer Ebene. Da $A'B'$ Bildpunkte des Analemmabogens $\Psi\Omega$ sein sollen, der dem Meridian von Rom angehört, so liegen auch $A'B'$ auf dem Meridian von Rom. H und Z liegen aber auf dem Meridian von Alexandria; aus diesen vier Punkten lässt sich also kein ebenes Viereck (Rechteck) bilden. Von dem Punkt H ist aber im Text selbst auch nichts zu sehen: dort steht nur der Artikel ἡ. Auch Z ist nur eine unrichtige Variante, die Schöne in den Text genommen hat, während im Apparat die Lesart ἡ AB steht, was nur in ἡ $A'B'$ (*περιφέρεια*) zu verbessern ist. Nun haben wir noch in der folgenden Phrase das $\varepsilon A'$ zu entfernen, um in den Worten ἀπὸ δὲ τοῦ τετραγώνου eine Wendung zu erkennen, die einen Bogen als zum eingeschriebenen Quadrat gehörig kenn-

zeichnet, d. h. als Bogen von 90° . So sagt z. B. Ptolemäus bei der Beschreibung seines grossen Astrolabes in Almagest Buch V Kap. I²³ $\xi\varphi'$ οἱ λαβόντες ἀπὸ τῆς τοῦ τετραγώνου πλευρᾶς was Pappus²⁴ durch *τοντέστιν τὰς α μοῖρας ἀπέχοντα σημεῖα* kommentiert. In seiner Collectio Buch VI verwendet Pappus (übrigens wieder bei der Diskussion sphärischer Sätze) selbst mehrfach diese oder eine analoge Wendung (oft nur *τετραγώνου*)²⁵. Ein Kopist unseres Textes hat diese Abkürzung aber nicht mehr verstanden und das $\zeta A'$ eingeschaltet.

Wir müssen nun zur sachlichen Interpretation zurückkehren. Wie der Schlusssatz zeigt, wird B' ein Pol des Horizonts von Rom. Also hat Ω im Analemma von Rom die in Fig. 4 gezeichnete Lage²⁶; $\Xi\Omega$ ist dann ein rechter Winkel. Wenn also der Bogen $A'B'$ dem Bogen $\Xi\Omega$ ähnlich gemacht werden soll, so ist auch $A'B' = 90^\circ$ und dies ist es, was wir gerade durch unsere Diskussion des Textwortlautes erwarten mussten. A' ist also der Schnittpunkt des Meridians von Rom mit dem Horizont von Rom. Den Meridian von Rom haben wir schon als Grosskreis ζE im vorigen Abschnitt konstruieren können (vgl. S. 13). Also müssen wir nur aus dem Analemma von Rom den Bogen $\Xi\Xi$ entnehmen, ihn als $\zeta A'$ in die Halbkugel eintragen, um den Nordpunkt A' des Horizonts von Rom zu erhalten, und von da an wieder um 90° auf dem Meridian zurückgehen, um den Nadir B' von Rom zu erhalten. Dies war

²³ Heib. p. 351, 19. Ähnlich auch z. B. Theodosius, Sphärik, Buch I Satz 16 und 17, ed. Heiberg p. 28 und 30.

²⁴ In Almag. ed. Rome p. 7, 9.

²⁵ Vgl. Hultsch, Index zu Pappus Collectio p. 111 b/112 a, sowie vol. II p. 508. Apparat zu Zeile 2. S. a. unten S. 19.

²⁶ Heron nennt p. 304, 27 die Vertikale $\Psi\Omega$ zum Horizont »eine Achse«. Vitruv p. 216, 23 f. bezeichnet scheinbar nur die zum Aequator senkrechten Durchmesser als Achse (s. o. S. 5).

wohl im ursprünglichen Text durch eine mit ἀπὸ eingeleitete Phrase ausgedrückt, die dann ein Kopist mit dem ihm unbekanntem Terminus ἀπὸ τοῦ τετραγώνου zusammenwarf.

Nun gilt weiter:

ἀλλὰ καὶ τὸ Z τοῦ δι' Ἀλεξ-
ανδρείας. γεγράφθω οὖν διὰ
τῶν $B'Z$ μεγίστου κύκλου περι-
φέρεια ἢ $B'Z$ καὶ ἐξητέσθω
πόσων γίνεται μοιρῶν πρὸς
τὸν $ABΓΔ$ κύκλον.

aber der (Punkt) Z ist (ein Pol) des (Horizontes) durch Alexandria. Es werde also durch die (Punkte) $B'Z$ der Bogen eines grössten Kreises gezeichnet (nämlich) der (Bogen) $B'Z$ und nachgesehen, wieviele Grade er im Verhältnis zu dem Kreise $ABΓΔ$ ausmacht.

Mit der Bestimmung der Lage des Pols B' des Horizontes von Rom in der Halbkugel ist unsere Aufgabe gelöst; denn der Pol Z des Horizontes von Alexandria ist bereits bekannt, so dass man den Bogen $B'Z$ nun direkt ausmessen kann. Also schliesst Heron mit den Worten: »Nehmen wir an (die Länge des Bogens $B'Z$) werde zu 20 Graden (μοιρῶν α) gefunden. Es wird also der auf der Erde zwischen Rom und Alexandria liegende (Bogen) 20 solcher Grade betragen, von denen der Grosskreis 360 Grade enthält. Ein solcher Grad auf der Erde (ἢ μία μοῖρα τῶν ἐν τῇ $\gamma\tilde{\eta}$) beträgt nun 700 Stadien, sofern der gesamte Umfang 252000 Stadien beträgt. Die 20 Grade machen also 14000 (Stadien) aus. Auf soviele Stadien werden wir daher die Grösse des genannten Weges angeben«. Damit ist die Distanzbestimmung Alexandria—Rom erledigt.

Es folgen noch fünf offenbar korrupte Zeilen, deren Sinn es ist, eine Modifikation des geschilderten Verfahrens anzugeben, falls die beiden Orte eine andere Lage als bisher angenommen zueinander haben.

<p>ἐάν δὲ τὸ A' σημείον ὑπερ- πίπτῃ τοῦ {.....}.</p>	<p>Wenn aber der Punkt A' über hinausfällt.</p>
-----------------------------------------------------------------------	----------------------------------------------------------------------------

Zunächst folgt aus der Nennung von A' , dass es sich um die räumliche Halbkugelfigur handeln muss. In der Tat kann dort unsere Konstruktion undurchführbar werden, wenn der Punkt A' über den Horizont von Alexandria zu liegen kommt, was z. B. eintreten würde, wenn man einen Ort mit grösserer geographischer Breite aber östlich von Alexandria an Stelle von Rom wählen würde. Man wird also etwa folgendes in die Lücke einsetzen dürfen: »Wenn aber der Punkt A' über den Rand der Halbkugel hinausfällt, so sei«.

Der nächste erhaltene Satz ist

<p>τῆς ὑπερπιπτούσης περιφερείας ἢν θύσομεν τὴν Γ.</p>	<p>... von dem Bogen über den (A') hinausfällt und den wir als den (Bogen) Γ ... an- nehmen werden.</p>
------------------------------------------------------------------------------	----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Dass der Punkt Γ nicht allein einen Bogen charakterisieren kann, ist klar. Fig. 3 bzw. Fig. 5 legt nahe, etwa $\Gamma\Delta$ zu ergänzen, d. h. anzunehmen, dass der mit Alexandria zu vergleichende Ort zwar westlich von Alexandria aber südlicher als dieses liegt. Nun kommt die Lösungsvorschrift für diesen Ausnahmefall:

καὶ ἔσται τὸ B τε διάμετρον
 $\tau\tilde{\omega}$ ὑπερπίπτοντι σημείω.
²⁰ πάλιν οὖν τετραγώνου θέν-
 τες τὴν ΣB ἕξομεν τὸ B
 σημείον.

Nun wird der (Punkt) B diametral zu dem hinausfallenden Punkt sein. Wieder werden wir den (Bogen) ΣB (als) zu einem Quadrat (gehörig) annehmen und werden so den (Punkt) B erhalten.

Da der Pol des Horizontes des zweiten Ortes B' und nicht B heisst, ist klar, dass mindestens an letzter Stelle B in B' zu verbessern ist. Ferner ist Σ ein Punkt des Analemmas, B oder B' aber ein Punkt der räumlichen Figur; also kann nicht Σ mit B oder B' kombiniert erscheinen. Nun ist aber Σ leicht als Schreibfehler für ζ erklärlich, wenn die ursprüngliche Handschrift im Text oder in den Figuren kleine Buchstaben hatte, denn dann ist ζ und ξ leicht zu verwechseln und grosses ξ ist Σ . In der Tat zeigt der Apparat zu p. 306, 5, dass eine Handschrift an einer andern Stelle genau diesen Fehler aufweist, nämlich ΣA statt des richtigen $\zeta A'$. Schliesslich kann in der ersten Zeile weder B noch B' richtig sein, denn keiner dieser Punkte kann Diametralpunkt zu A' sein. In der Reihenfolge der gebrauchten Buchstaben käme jetzt Γ' an die Reihe. Vermutlich war die Vorlage hier beschädigt und der Kopist hat die Buchstaben B , Γ , B' und Γ' nicht richtig einsetzen können.

Sachlich ist klar, was gemeint ist: fällt A' über den Horizont des ersten Ortes, für den die Halbkugel konstruiert wird, so betrachte man den Diametralpunkt Γ' von A' , dem im Analemma (vgl. Fig. 4) der Punkt N entspricht. Der Bogen ΣN des Analemmas ist wieder als Bogen $\zeta \Gamma'$ in die Halbkugel eintragbar. Von Γ' hat man schliesslich wieder nur um einen rechten Winkel weiterzugehen (kurz

als *τετραγώνου* bezeichnet — s. o. S. 14f.), um den Pol B' des Horizontes des zweiten Ortes zu finden.

Der letzte Abschnitt wird also ungefähr folgendermaßen frei zu rekonstruieren sein: »Wenn aber der Punkt A' über (den Rand der Halbkugel) hinausfällt, (so betrachten wir den Teil) des Bogens über den A' hinausfällt, also etwa den Bogen $\Gamma(\Delta)$. Es sei (Γ') diametral zu dem hinausfallenden Punkt (A'). Wir werden dann wieder den Bogen $\varsigma(\Gamma'$ eintragen und den Winkel $\Gamma'B'$ (als) zu einem Quadrat (gehörig) annehmen und werden so den Punkt B' erhalten«.

Damit sind wir vermutlich an das Ende des ganzen Werkes gelangt. Was in unseren Ausgaben noch folgt, ist zunächst ein überhaupt nicht zur Dioptrik gehöriger Abschnitt, nämlich der Anfang von Herons »Mechanik«²⁷ und dann ein Fragment einer Beschreibung eines Distanzmessers für Schiffe, das offenbar an das Ende der Schilderung mechanischer Entfernungsbestimmungen gehört, die unserm Kapitel vorangeht. So ist es verständlich, dass der gerade am Rollenende stehende Abschnitt besonders mitgenommen ist. Die den Schluss bildenden Figuren²⁸ sind ganz verschwunden.

4. Wir haben hiermit die Heronsche Schilderung einer geographischen Distanzbestimmung vollständig besprochen. Zum Schluss sei nur kurz der Kern des Verfahrens nochmals hervorgehoben. Heute würde man einfach sagen: es ist gleichwertig der Markierung von Länge und Breite der beiden Orte auf einem Globus und Bestimmung des Bogenabstandes der beiden Punkte in Graden (etwa durch Span-

²⁷ Darauf wies schon Schöne p. 307 ad 22 hin.

²⁸ Über die Stellung der Figuren in den Handschriften vgl. z. B. Rome in seiner Edition des Pappus-Kommentars zu Almag. V und VI p. XX.

nen eines Fadens). Kennt man ausserdem die Länge *eines* Grades auf der Erde, so ist damit auch die Grösse des kürzesten Abstandes bestimmt.

Herons Verfahren unterscheidet sich von dem genannten nur dadurch, dass er den Bogen zwischen den *Polen* der Horizonte der beiden Orte misst, der dem Bogen zwischen den Orten selbst kongruent ist. *Dies hat seinen Grund darin, dass er nicht über Ortsangaben in geographischer Länge und Breite verfügt*, sondern dass er nur folgende Angaben kennt: erstens die Aequinoktial-Mittagsschattenlänge beider Orte und zweitens die Differenz der Ortszeiten, bestimmt aus einer simultan beobachteten Mondfinsternis. Mit Hilfe der »Analemma«-Konstruktion kann er nun unmittelbar die Lage der beiden Horizonte gegen den Aequator bestimmen (aequivalent der geogr. Breite), während ihm Beobachtungsdatum und »Monatskreis« am Analemma auch noch die Kenntnis des Sonnenortes und der Länge der lokalen Nachtstunden vermittelt. Dies reicht dann gerade aus, um die Lage der beiden Horizonte gegeneinander zu fixieren, womit auch die Lage ihrer Pole bestimmt ist. So gelingt also die Abstandsbestimmung ohne explizite Kenntnis der geographischen Koordinaten der beiden Orte.

Die eigentliche Schwierigkeit der Aufgabe liegt also gar nicht in der Distanzbestimmung zwischen Punkten einer Kugel, sondern in der Umformung der Bestimmungstücke zur Charakterisierung der Ortslagen durch Schattenlängen und Differenz der Ortszeiten in geometrisch zugängliche Grössen. Dieses Kapitel der Heronschen Dioptra ist ein besonders eindrucksvolles Beispiel für die Überlegenheit rationeller Koordinaten über ein System von Bestimmungstücken, das der ältesten mathematischen Geographie sicherlich als das natürlichste erschienen sein wird.

Anhang. Zur Datierung Herons. Bekanntlich gehört die Frage nach der Lebenszeit Herons zu den meist umstrittenen Problemen in der Chronologie der antiken Mathematiker und Astronomen²⁹. Da Heron mehrfach Archimedes zitiert, selbst aber von Pappus zitiert wird, so muss er zwischen -200 und $+300$ gelebt haben. Die obere Schranke ist dabei zweifellos viel zu hoch, denn Pappus rechnet ihn bereits zu »den alten« Mathematikern³⁰. In neuerer Zeit erfreut sich wohl die Ansicht grösster Beliebtheit, nach der Heron *nach* Ptolemäus, d. h. nach $+150$ anzusetzen ist, so HAMMER-JENSEN³¹ um $+200$, oder STEIN³², der den Abschluss von Herons »Definitiones« auf $+187/188$ ansetzt, weil sich in der Dedication dieser Schrift die Anrede *Ανούσιε λαμπρότατε* findet, eine Titulatur, die einem Praefecten Aegyptens zustehen könnte, der $187/188$ im Amte war³³.

²⁹ Für die Literatur bis 1912 vgl. Tittel [1]. Warum Tittel an der Echtheit des Kap. 35 der Dioptra zweifelt (l. c. Sp. 1057: »selbst wenn das ganze Kapitel über die Erdmessung Dioptra 35 von ihm herrühren sollte«), ist mir ganz unverständlich, denn es ist völlig richtig, wenn Heron Dioptra p. 302, 8 ff. sagt »denn es ist nötig, dass auch hierfür (falls die vorher geschilderten Methoden unanwendbar werden) eine Methode da ist, damit der Gegenstand von uns vollständig behandelt sei«; vgl. auch oben S. 3.

³⁰ Stellennachweise s. Tittel [1] Sp. 996.

³¹ HAMMER-JENSEN [1] und [2]. Ihr Ansatz beruht u. a. auch auf dem Argument, dass die Heronschen Diopter vollkommener gewesen seien, als die Instrumente des Ptolemäus — was ich nicht einsehen kann, da die letzteren genau den astronomischen Bedürfnissen angepasst sind durch Drehbarkeit in den für die astronomische Ortsbestimmung wesentlichen Ebenen, während Herons Instrument darauf keinerlei Rücksicht nimmt. Wenn sie dagegen [1] S. 225 Herons Distanzbestimmung als »einen Gegenstand, den er nicht beherrscht« bezeichnet, so beruht dieses Urteil nur darauf, dass sie selbst Herons völlig korrekter Darstellung nicht folgen konnte.

³² STEIN [1].

³³ Zu den Anhängern dieses Ansatzes gehörte auch HEIBERG (Hdb. d. Altertumswiss. Bd. V 1, 2 S. 37 Anm. 4). Seine Bemerkung »Nur so ... ist seine Berücksichtigung der Stadt Rom ... erklärlich« verstehe ich

Ohne dass ich auf die Einzelheiten der verschiedenen Argumente eingehen möchte, scheint mir doch der Hinweis angebracht, dass sich aus den hier nachgewiesenen Tatsachen aus Dioptra Kap. 35 erhebliche Gründe *gegen* einen Ansatz nach Ptolemäus ableiten lassen. In Dioptra 35 benutzt nämlich Heron gewiss nicht die »Geographie« des Ptolemäus, denn sonst würde er die Lage von Alexandria und Rom durch geographische Länge und Breite fixieren und nicht durch Schattenlänge und Zeitdifferenz bzw. durch die Lage der Nadire. Ferner setzt er die Zeitdifferenz Alexandria—Rom zu 2 Stunden an³⁴, wofür die »Geographie« (Buch VIII, Kap. 8, § 3) 1;37,30^h angibt, der *Almagest* ungefähr nur 1;20^h (richtig wäre 1;10^h)³⁵. Man kann natürlich einwenden, dass Heron nicht verpflichtet war, in seiner doch nur an ein weiteres Publikum von Geodäten gerichteten Schrift bereits die modernsten Begriffsbildungen der mathematischen Geographie auseinanderzusetzen; aber dann hätte er seinen Lesern noch viel weniger die Beherrschung der ganzen Analemma-Konstruktion zutrauen dürfen, wie er es tatsächlich tut. Unter den vielen Argumenten für einen relativ späten Ansatz Herons scheint mir das, dass er nirgends von Vitruv zitiert wird, trotz mehrfacher Gelegenheit und Hinweisen auf andere Autoren wie Ktesibios und Philon³⁶, das beweiskräftigste zu sein. Mir würde also eine Eingrenzung auf die Zeit von 0 bis 150 als plausibel und gut verträglich mit dem Inhalt von Dioptra Kap. 35 erscheinen.

nicht, da man doch schon lange genug in Alexandria allen Grund hatte, die Existenz von Rom zur Kenntnis zu nehmen.

³⁴ Da sein Beobachtungstag nur 10 Tage vor dem Aequinoctium liegt, ist der Unterschied zwischen temporären Stunden und Aequinoctialstunden bereits zu vernachlässigen.

³⁵ Vgl. für diese verschiedenen Angaben Schnabel [1] S. 218.

³⁶ Vgl. Tittel [1] Sp. 999.

Man könnte versucht sein, noch weiter zu schliessen und die Finsternisangabe aus den Dioptra zur Datierung zu verwenden, indem man annimmt, dass Heron als Beispiel eine damals gerade eingetretene Finsternis benutzt habe. Dafür liesse sich anführen, dass das benutzte Datum, 10 Tage vor dem Frühjahrsaequinoctium, für die Deutlichkeit der Konstruktion denkbar ungünstig gewählt ist, denn in solcher Nähe vom Aequinoctium sind Sonnenbahn und Aequator praktisch kaum mehr zu unterscheiden³⁷. Eine tatsächlich eingetretene Finsternis, die noch in der Erinnerung der Leser stand, würde aber eine solche Wahl verständlich machen. Andererseits ist zu betonen, dass Heron selbst nichts davon sagt³⁸. Lässt man aber eine solche Möglichkeit gelten und überprüft man alle Mondfinsternisse, die in Alexandria zwischen -200 und $+300$ sichtbar waren, so passt nur eine *einzig*e zu dem angegebenen Datum (13. März jul.), nämlich die vom Jahre 62 n. Chr., während alle andern mit Sicherheit auszuschliessen sind. Diese Finsternis passt aber ausserdem genau zu Herons Zeitangabe; sie begann³⁹ $20;51^h$ Weltzeit, erreichte $22;21^h$ ihr Maximum mit einer Verdunklung von $\frac{3}{4}$ der Mondscheibe und endete um $23;51^h$. Da Alexandria 2 Stunden östlich von Greenwich liegt, so ist Herons 5-te Stunde der Nacht in Alexandria oder 23^h Ortszeit gerade gleich 21^h Weltzeit und dies ist praktisch genau der Anfang der Verfinsterung, die in Alexandria ausgezeichnet verfolgbar war, da der Mond mitten am Himmel stand, als der Schatten am grössten war.

³⁷ Vgl. o. S. 9 Anm. 19.

³⁸ Unlängst hat mit Erfolg A. Rome in ähnlicher Weise aus einem Beispiel in Pappus' Almagestkommentar diese Schrift näher zu datieren unternommen. A. Rome, Commentaires de Pappus et de Théon d'Alexandrie sur l'Almagest, Rom, 1931, p. X ff.

³⁹ Oppolzer, Canon S. 344 Nr. 1960 oder Ginzel, Spezieller Kanon S. 147 Nr. 1037.

Es ist klar, dass es auf einem reinen Zufall beruhen kann, dass Herons Angaben so ausgezeichnet mit der Finsternis vom 13. März 62 übereinstimmen und dass es ebenso auf seiner Laune beruhen kann, dass er die Ptolemäische Geographie ignorierte. Das einzige, was mir sicher scheint, ist, dass auch die andern Argumente, die für eine bestimmte Datierung Herons vorgebracht worden sind, mindestens ebenso schwach sind. Ich glaube also, dass man Heron entweder an das Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. setzen muss oder alle Daten zwischen etwa -100 und $+200$ als gleichwahrscheinlich ansehen kann.

Korrekturzusatz. Leider erst nach Abschluss der Korrekturen erhalte ich durch freundliche Vermittlung von Prof. A. ROME Kenntnis von dessen Arbeit »Le problème de la distance entre deux villes dans la Dioptra de Héron« [Ann. de la Soc. sci. de Bruxelles, t. 42 (1923), Mémoires p. 234—258], in der er bereits dieselbe Erklärung des Kap. 35 der Dioptra gibt, wie ich hier, so dass also das Ergebnis des Hauptteils der vorangehenden Untersuchung nicht neu ist. Zur Entschuldigung dieses Versehens kann ich nur anführen, dass ich Prof. Romes Arbeit auch sonst nirgends in der einschlägigen Literatur zitiert gefunden habe (z. B., soweit sich dies mit Sicherheit feststellen lässt, auch nirgends in den Nachträgen der Real-Enzyklopädie).

LITERATURVERZEICHNIS

Dioptra: s. Heron.

DRECKER [1]: J. DRECKER, Theorie der Sonnenuhren, Berlin—Leipzig, De Gruyter, 1925 (= E. v. BASSELMANN-JORDAN, Die Geschichte der Zeitmessung und der Uhren, Bd. 1, E).

Euklid, Phänomena: Euclidis opera omnia vol. VIII ed. Heiberg, Leipzig, Teubner, 1916 (Bibl. Teubneriana Nr. 1314).

HAMMER-JENSEN [1]: I. HAMMER-JENSEN, Ptolemaios und Heron, Hermes **48** (1913) S. 224 ff.

HAMMER-JENSEN [2]: I. HAMMER-JENSEN, Die Heronische Frage, Hermes **63** (1928) S. 34 ff.

Heron, Dioptra: Heronis Alexandrini opera quae supersunt omnia, vol. III ed. Schöne, Leipzig, Teubner, 1903 (Bibl. Teubneriana Nr. 1415).

LUCKEY [1]: P. LUCKEY, Das Analemma von Ptolemäus, Astronomische Nachrichten **230** (Nr. 5498) Sp. 17 ff. (1927).

LUCKEY [2]: P. LUCKEY, Tābit b. Qurra's Buch über die ebenen Sonnenuhren, QS B **4**, S. 95 ff. (1937).

Pappus, Coll.: Pappi Alexandrini collectionis quae supersunt ed. Hultsch, Berlin, Weidmann 1876 bis 1878.

Pappus, in Almag.: Commentaires de Pappus et de Théon d'Alexandrie sur l'Almageste. Tome I. Pappus d'Alexandrie, Commentaire sur les livres 5 et 6 de l'Almageste, ed. Rome, Rom, Bibl. Apost. Vaticana, 1931 (= Studi e Testi **54**).

Proclus, Hypotyp.: Procli Diadochi hypotyposis astronomicarum positionum, ed. Manitius, Leipzig, Teubner, 1909 (Bibl. Teubneriana Nr. 1732).

Ptolemaeus, opera: Claudii Ptolemaei opera quae extant omnia ed. Heiberg, Leipzig, Teubner, 1898 ff. (Bibl. Teubneriana Nr. 1743 bis 1745).

QS B: Quellen und Studien zur Geschichte der Mathematik, Astronomie und Physik, Abt. B Studien, Berlin, Springer.

RE: Real-Enzyklopädie der classischen Altertumswissenschaften, herausg. v. Pauly — Wissowa — Kroll.

RODE: s. Vitruv.

SCHNABEL [1]: P. SCHNABEL, Die Entstehungsgeschichte des kartographischen Erdbildes des Klaudios Ptolemaios, Sitzungsber. Preuss. Akad. Wiss., phil.-hist. Kl. 1930, S. 214 ff.

STEIN [1]: A. STEIN, Zur genaueren Zeitbestimmung Herons von Alexandria, Hermes 49 (1914), S. 154 ff.

Theodosius, De hab.: Theodosii de habitationibus liber, ed. Fecht, Berlin, Weidmann, 1927 (= Abh. Ges. Wiss. Göttingen, Phil.-hist. Kl. NF 19, 4).

Theodosius, Sphärik: Theodosius [Tripolites] Sphaerica, ed. Heiberg, Berlin, Weidmann, 1927 (= Abh. Ges. Wiss. Göttingen, Phil.-hist. Kl. NF 19, 3).

Tittel [1]: Artikel »Heron von Alexandria« RE 8, Sp. 992 ff. (1912).

VITRUV: Vitruvii de architectura libri decem, ed. Krohn, Leipzig, Teubner, 1912 (Bibl. Teubneriana Nr. 1883). [Deutsche Übersetzung:] A. RODE, Des Marcus Vitruvius Pollio Baukunst, Leipzig, Göschen, 1796.

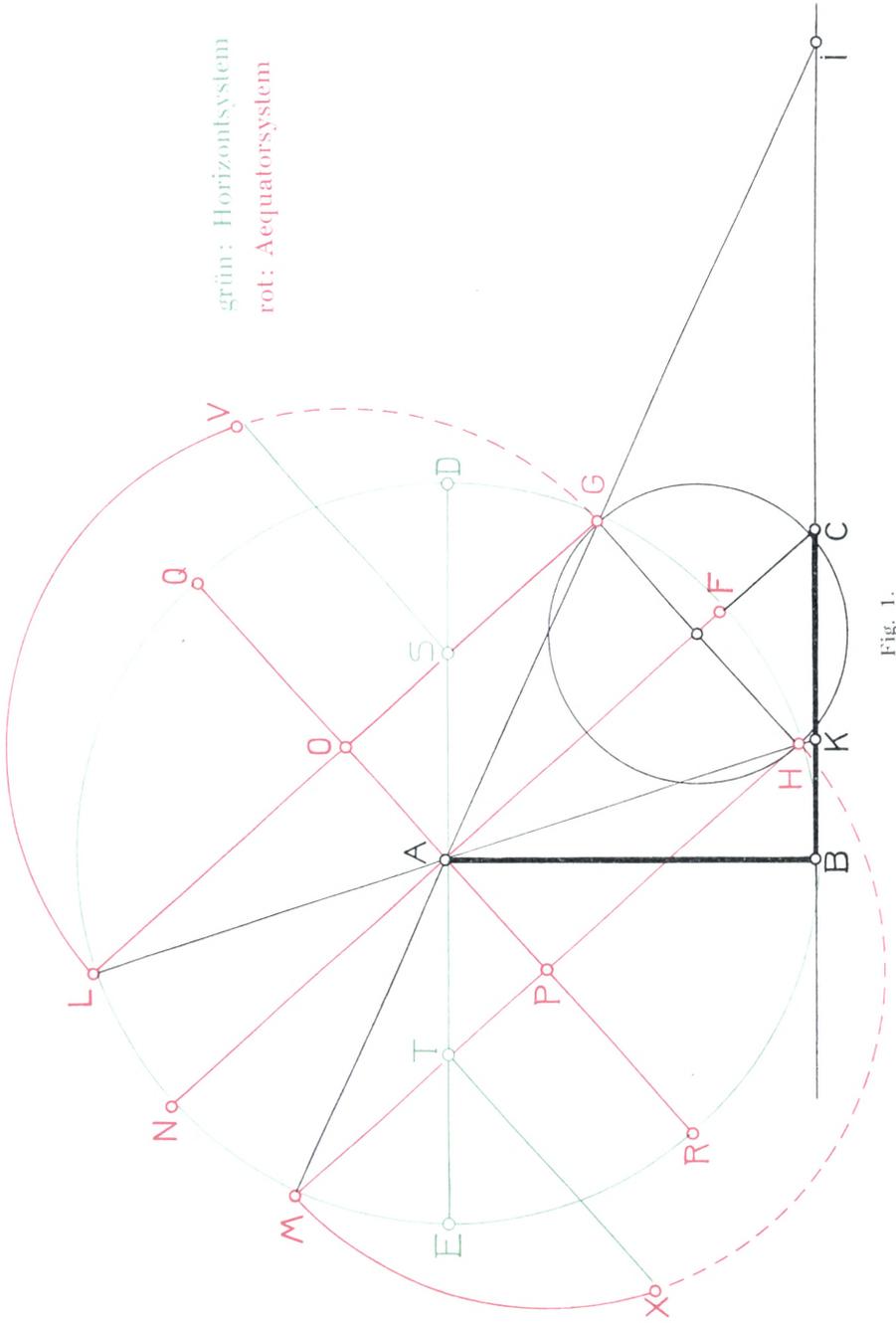


Fig. 1.

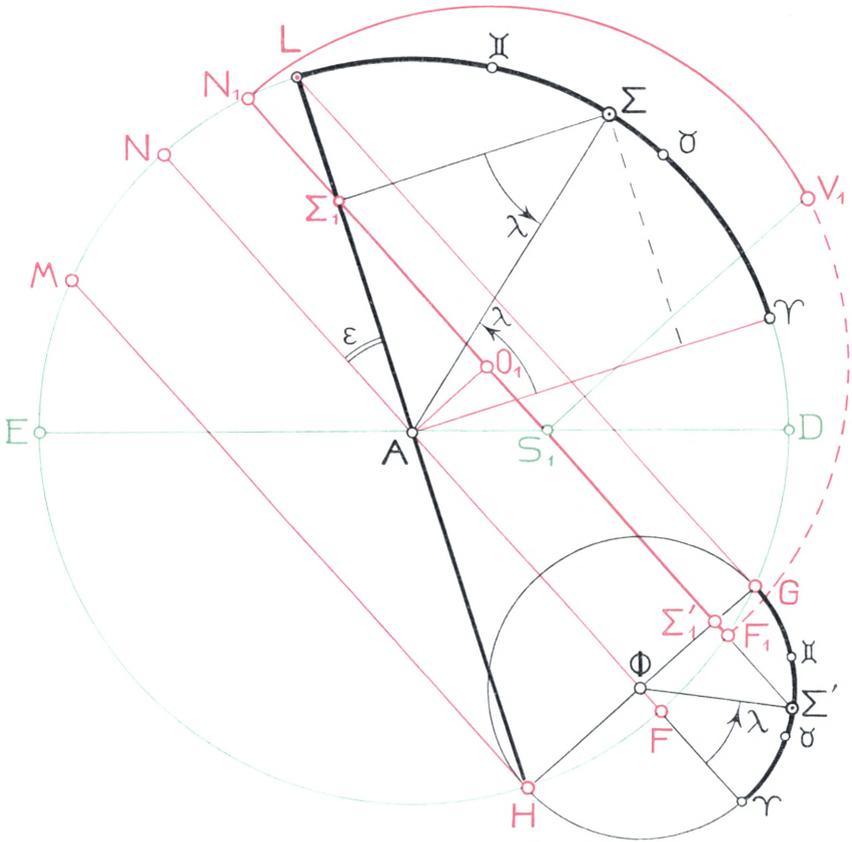


Fig. 2.

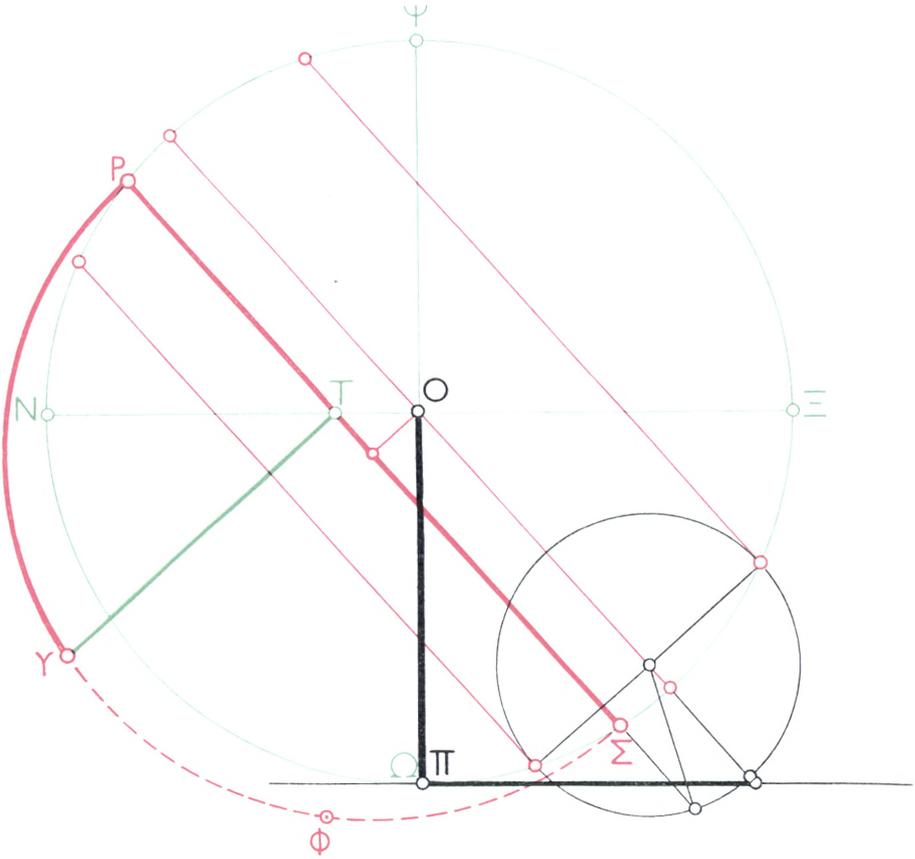


Fig. 4.

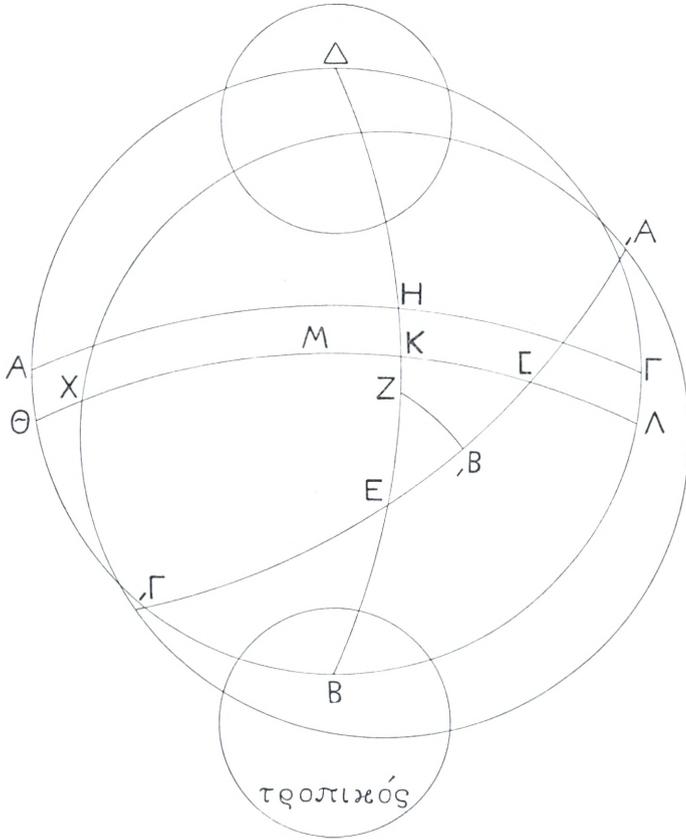


Fig. 5.

HISTORISK-FILOLOGISKE MEDDELELSER

UDGIVNE AF

DET KGL. DANSKE VIDENSKABERNES SELSKAB

BIND XVI (KR. 14.80):

Kr. Ø.

1. HJELMSLEV, LOUIS: Principes de grammaire générale. 1928... 15.00
2. NYROP, KR.: Études de grammaire française. (29. Notes lexicographiques. 30. L'imparfait du subjonctif. 31. Négation explétive. 32. Étymologie de *Gord*. 33. Tutoiement). 1929..... 2.25
3. WESTRUP, C. W.: On the Antiquarian-Historiographical Activities of the Roman Pontifical College. 1929..... 2.50

BIND XVII (KR. 17.25):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Première partie. 1928..... 9.00
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. Dialecte Guilākī de Recht, dialectes de Fārizānd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. 1930..... 14.00

BIND XVIII (KR. 15.00):

1. RANULF, SVEND: Gudernes Misundelse og Strafferettens Oprindelse i Athen. Studier over ældre græsk Mentalitet. 1930.... 7.40
2. HAMMERICH, L. L.: Visiones Georgii. Visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria. A. D. MCCCLIII. 1931..... 12.60

BIND XIX (KR. 19.10):

1. Faijumische Fragmente der Reden des Agathonikus Bischofs von Tarsus herausgegeben und erklärt von W. ERICHSEN. 1932 3.40
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Les Kayanides. 1932..... 7.00
3. PEDERSEN, HOLGER: Études Lituanienes. 1933..... 2.70
4. JÓNSSON, FINNUR: Den islandske grammatiks historie til o. 1800. 1933..... 6.00

BIND XX (KR. 21.60):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. 2. partie. 1933..... 7.60
2. JÓNSSON, FINNUR: Tekstkritiske bemærkninger til Skjaldekvad. 1934..... 2.00
3. WULFF, K.: Chinesisch und Tai. Sprachvergleichende Untersuchungen. 1934..... 12.00

BIND XXI (KR. 25.70):

Kr. Ø.

1. GÖTZE, ALBRECHT und PEDERSEN, HOLGER: Muršilis Sprachlähmung. Ein hethitischer Text. Mit philologischen und linguistischen Erörterungen. 1934 4.60
2. WULFF, K.: »Musik« und »Freude« im Chinesischen. 1935 2.00
3. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. II. Dialectes de la région de Sëmnan: Sourkhéi, Läs-guerdī, Sängesārī et Chämerzâdi. 1935 9.50
4. WULFF, K.: Sang hyang Kamahāyānan Mantrānaya. Ansprache bei der weihe buddhistischer mōnche aus dem altjavanischen übersetzt und sprachlich erläutert. 1935 2.60
5. DRACHMANN, A. B.: Die Überlieferung des Cyrillglossars. 1936 7.00

BIND XXII (KR. 12.00):

GRØNBECH, VILH.: Friedrich Schlegel i årene 1791—1808. 1935. . 12.00

BIND XXIII (KR. 34.85):

1. JØRGENSEN, HANS: A Dictionary of the Classical Newārī. 1936. 9.50
2. HAMMERICH, L. L.: Personalendungen und Verbalsystem im Eskimoischen. 1936 10.35
3. VOLTEN, A.: Studien zum Weisheitsbuch des Anii. 1937—38 ... 15.00

BIND XXIV (under Pressen):

1. JØRGENSEN, PETER: Nordfriesische Beiträge aus dem Nachlass Hermann Möllers. 1938 7.50
2. Batīsaputrikākathā. The tales of the thirty-two statuettes. A Newārī recension of the Siṃhāsanadvātrimśatika. Edited and translated with explanatory notes by HANS JØRGENSEN. 1938 (under Pressen).

BIND XXV (under Pressen):

1. OHRT, F.: Die ältesten Segen über Christi Taufe und Christi Tod in religionsgeschichtlichem Lichte. 1938 (under Pressen).
2. PEDERSEN, HOLGER: Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen. 1938 (under Pressen).

BIND XXVI (under Pressen):

1. RÆDER, HANS: Platons Epinomis. 1938 (under Pressen).
2. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria — Rom bei Heron. Mit 5 Tafeln. 1938 3.00
3. HAMMERICH, L. L.: The Beginning of the Strife between Richard Fitzralph and the Mendicants. With an Edition of his Autobiographical Prayer and his Proposition *unusquisque*. 1938 (under Pressen).
4. HAMMERICH, L. L.: Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“. 1938 2.25



Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.
Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 3.

THE BEGINNING OF THE STRIFE
BETWEEN RICHARD FITZRALPH
AND THE MENDICANTS

WITH AN EDITION OF HIS
AUTOBIOGRAPHICAL PRAYER AND HIS
PROPOSITION *UNUSQUISQUE*

BY

L. L. HAMMERICH



KØBENHAVN
LEVIN & MUNKSGAARD
EJNAR MUNKSGAARD
1938

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab udgiver følgende
Publikationer:

Oversigt over Det Kgl. Danske Videnskabernes
Selskabs Virksomhed,
Historisk-filologiske Meddelelser,
Filosofiske Meddelelser,
Archæologisk-kunsthistoriske Meddelelser,
Mathematisk-fysiske Meddelelser,
Biologiske Meddelelser,
Skrifter, historisk og filosofisk Afdeling,
Skrifter, naturvidenskabelig og matematisk Afdeling.

Selskabets Kommissionær er *Levin & Munksgaard*, Nørre-
gade 6, København.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 3.

THE BEGINNING OF THE STRIFE
BETWEEN RICHARD FITZRALPH
AND THE MENDICANTS

WITH AN EDITION OF HIS
AUTOBIOGRAPHICAL PRAYER AND HIS
PROPOSITION *UNUSQUISQUE*

BY

L. L. HAMMERICH



KØBENHAVN
LEVIN & MUNKSGAARD
EJNAR MUNKSGAARD
1938

Printed in Denmark.
Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S.

I.

The Pope and the Friars until 1350.

When St. Francis of Assisi had been seized by the idea of exerting the utmost piety by taking no part whatsoever in the world's pursuit of temporal goods, he did not intend, by doing so, to interfere with the existing social order. He only wanted -- for himself and perhaps for a few others -- to withdraw from the evil influence of secular life. -- Therefore he tried to carry out his purpose: by enjoining his companions to gain the wherewithal for living either by manual labour or by humble begging; by enjoining them to own nothing, neither severally, as in the old monastic orders, nor in common (this being something that not even the Dominican order demanded); and finally by enjoining them never to receive or even touch money, never to carry on lawsuits or to seek privileges. Alas! The very success of the movement rendered his intentions impossible, -- as is pathetically evident from his Testament, where he desperately urges on his followers all these injunctions, including that against seeking privileges (*priuilegium autem ordinis mei non habere priuilegia*). But this testament was never acknowledged by the Order; and a few years after his death it was simply declared invalid by the Pope.

A small body of people may withdraw from society without actually damaging it, but when many do so, when

thousands proclaim their intention to be poor, to renounce all property, to live by begging, then a society built on property is shaken to its foundations. Consequently, it becomes necessary to maintain the legal fiction that the property of the Order belongs to the Church and that its possessions are managed by papal proctors, who, however, were totally dependent upon the Order. — A few may live as beggars in the country, but not a great number; consequently, the mendicants removed their convents to the cities. — One man may preach in the open without interfering with the parish priests, but if hundreds want to preach, they must have buildings for their services, and there must be rules as to when they may preach; this becomes dependent on the permission of the bishop. — In spite of the opposition of St. Francis himself these privileges were already obtained during his lifetime.

A few clerics may be excused from taking their place in the rigid hierarchy of the Church, but when it is a question of a large number, their position must be regularized somehow or other; and the only possible way was to exempt the friars from the jurisdiction of the local bishops and place them immediately under the power of the Pope, who exercised his authority through a few bishops appointed *conservatores*.

Already during the lifetime of St. Francis the adoption of the ideal of divine compassion had brought about a gradual decline of the idea of salvation through personal sanctity, in favour of an increasing activity as spiritual guides; at first, this was greeted with joy by the bishops and the secular clergy, because the latter were scarcely sufficient in number and anyway frequently lacked the necessary education to carry out the famous injunction of the Lateran Council of 1215 that *omnis utriusque sexus* should

confess at least once a year. This had two important consequences; for one thing that with the justified aim of making themselves fit to act as spiritual guides the friars gave up the manual labour which St. Francis had considered a necessary part of a humble life, instead of which they devoted themselves to studies — with the glorious result that at the end of the thirteenth century the mendicants not only crowded the benches of the students but also occupied the chairs of the professors; indeed, it may safely be stated that from shortly after the middle of the thirteenth century and until the time of the Great Schism, learning and the universities were dominated by the mendicants. The second consequence was that the friars were in great demand as confessors, especially among the nobility and the rich and thus gained supreme influence in secular politics too. Furthermore, it was quite natural that the penitents should wish to bestow gifts on their confessors, i. e. on the convents and churches of their confessors, and that they should desire to be buried in or near these churches in order that the friars might say masses for their souls. The result of this was that the friars received very large revenues, of which the parish priests were thus deprived.

It is evident that a development that led so far away from the original basis, and which had so farreaching social and spiritual consequences, must cause strong tension, in theory as well as in practice, partly between the mendicant friars on one side, the Church and the State on the other, partly within the Orders themselves, and particularly within the one that was the most asocial of them all, the Minorites.

The controversy within the order itself was of longest duration; it was not settled until the Council of Constance

segregated and legalised the friars belonging to the Rule of strict observance. It was the struggle from the time of St. Francis himself, between *communes*, who wanted to adapt themselves to the society of their day, and *spirituales*, whose aim was to realize the gospel of poverty from the days of St. Francis and from the early Christians. To the latter, the idea that the end of the world was near, had been an indubitable fact, and so it was to many of the most rigorous of the *spirituales*, the *fraticelli* — a name in the most intimate harmony with the ideals of St. Francis. They were apt to let themselves be ensnared by ecstatic prophets such as Joachim of Flora; they often were real communists, and consequently they had followers among the poor and the lay folk who joined the order, the *tertiarii*. But they constituted no actual danger to society, whose powers were all ranged against them: the Pope and the Emperor, the hierarchy and the State, the universities and the Inquisition. They were burned at the stake and hanged and immured, just as the Peghards, the Flagellants, and other fanatics of the time. When, in 1349, Clemens VI. interdicted the Flagellants, who had spread menacingly after the Black Death, this fatal prosecution was made to include the remnants of the Fraticelli too.

Much worse, from the point of view of the Church, were the attacks on the mendicant Order as an institution, because they were backed by the hierarchy and the older Orders. In 1256, the first theoretical attack was made, led by William of St. Amour, afterwards supported by Gérard of Abbeville. Mendicant friars as prominent as the Franciscan St. Bonaventura (*Quare fratres minores predicent et confessiones audiant* and *Contra aduersarios perfeccionis christiane*) and the Dominican Thomas Aquinas (*Contra*

inpugnantes dei cultum) wrote against them, and the struggle goes on for decades in *disputationes* and *questiones de quolibet* at the University of Paris, until it is merged with a controversy of different origin, by which it is temporarily eclipsed.

For while it had not been particularly difficult to direct the weapons of society against the extremist Spirituals, yet within the Order there were many who, for idealistic reasons, looked with misgivings at a too extensive use of the privileges, and these holy men were actively supported by the hierarchy, which might feel itself menaced by these very privileges. In *Exiit qui seminat*, Nicholas III. had authenticated an interpretation of St. Francis's *Regula* in accordance with St. Bonaventura's *Questio de paupertate* and with the mitigated portion of the *communitas*, at the same time forbidding any other glossing. In *Super cathedram*, Boniface VIII. had developed this further, especially by fixing the rights of the friars in relation to the hierarchy. This constitution, however, was revoked by Benedict XI. in *Inter cunctos* of February 17, 1304, which was to replace it, and which was more advantageous to the hierarchy than to the friars. Several of the theoretical and practical questions were discussed at the Council of Vienne, where the friars, i. e. the community, had great influence, with the consequence that immediately afterwards Clement V. gave a supplementary commentation of the Rule in *Exivi de paradiso* and a further glossing in the decretal *Dudum*, which was incorporated into his collection (Clement. tit. III. De sepulturis, Richter—Friedberg II, 1161—64) and which annuls *Inter cunctos*, reaffirming *Super cathedram*. When, however, in *Quorundam exigit* (October 7, 1317) John XXII. gave a further interpretation of the Rule, a con-

troversy broke out, which, because it involved practical as well as theoretical considerations, and politics as well as theology, was kept up until it caused a schism within the Church.

Several of the teachers at the Sorbonne had immediately proclaimed their doubts as to the correctness of *Quorundam exigit*, and in 1319 it became known that the Minister-general of the Franciscans, Michael of Cesena, was also opposed to it. To the practical consideration of preserving the individuality of the Order was added theological doubts as to the proper conception of Poverty: to those Franciscans who were serious in their efforts to imitate the life of Christ, it was a dogma that Christ and his Apostles had lived in absolute poverty, literally owning nothing, neither severally nor in common, and begging for their living. They maintained, further, that a reform of the Church could be attained only if the Church as a whole would adopt the same life in poverty as the Order and — again like the Order — abstain on principle from all attempts to usurp the power of government which belonged by right to the secular authorities. With the Minister-general joining in these views, the rigoristic elements within the Franciscan Order gained the upper hand in the country which was the key position, France. Openly and in secret the rigorists were working against the Pope, and their views were supported by the scholars in Paris.

But now, on July 24, 1321, John XXII. issued his bull *Vas electionis*, condemning three clauses maintained by John of Pouilly, thereby establishing the right of the friars to hear confessions, so that whosoever had confessed to one of them should not be obliged to repeat his confession to the parish priest. This decision was in direct opposition to

the wishes of the leading Franciscans, and they tried to prevent further discussion by adducing the *Exiit qui seminavit*, in which Nicholas III. had forbidden the glossing of the Rule. But the Pope annulled this injunction by the decretal *Quia nonnunquam*, issued on March 26, 1322. Nine months later, on December 8, 1322, he furthermore tried to rob the Order of the very foundation of its power by abolishing, in the decretal *Ad conditorem*, the fiction that property acquired by the friars was to be considered as belonging to the Church, not to the Order; *syndici* were no longer to be appointed to administer the property of the Order on behalf of the Church. And now John XXII. decided to strike at the root of the matter: his decretal *Cum inter nonnullos* (November 12, 1323) categorically declares it a heresy to maintain that Christ and his Apostles had owned nothing *neque in speciali neque in communi!* Finally *Quia quorundam* (November 10, 1324) forbids all opposition to the decretals *Ad conditorem* and *Cum inter nonnullos*.

This move on the part of the Pope had the well-known effect of changing the controversy from a merely internal and theological and ecclesiastic dispute to a major crisis of international politics: the Emperor, Louis of Bavaria, lent his support to the recalcitrant Franciscans and set up one of them, Peter of Corbara, as antipope. Among the chief exponents of the movement may be mentioned, besides Michael of Cesena, Bonagratia of Bergamo, John of Janduno, and Marsilius of Padua (whose *Defensor Pacis* is probably the most brilliant political treatise of the century), and finally Occam, the greatest thinker of them all.

This is not the proper place to enter upon a subject that, though frequently treated, is still fascinating. It is enough here to mention the fact that the successor of John XXII.,

Benedict XII., went very far to bring about a reconciliation with the Emperor, but in fact without any palpable success. After him, Clement VI., within a year of his accession, announced the reopening of the struggle in a remarkable but little known sermon, delivered in the papal Consistory, on Good Friday 1343. Its title is *Contra Bauarum*, and it expounds the text from the Apoc. 11,2 *Atrium quod est foris eice foras* (a copy of it is preserved at the Municipal Library of Treves 596/2038 f. 161 rb—165 rb). The result is wellknown: Charles IV. became emperor, Louis died, and the renitent friars minor — who had not either died or returned-submitted to the Pope; among the more prominent friars the last to do so was Occam, whose absolution was pronounced by the Pope on June 13, 1349. A dangerous strife had finished with the absolute victory of the papacy; this may have contributed to the decision of Clement VI. to proclaim a Jubilee in the year 1350.

Besides this political and theoretical strife, however, there had constantly been practical difficulties between the mendicants on the one side, and the bishops, parish priests, and old monastic orders on the other. At the request of some bishops and an abbot in the south of Italy, John XXII. issued a bull *Frequentes hactenus* (February 28, 1327), which enjoined the mendicants of all four orders as well as all bishops, parish priests, etc. to keep the decretal *Super cathedram*, at the same time appointing *conservatores* to take care that the order was carried out. Both John XXII. and Benedict XII. issued the same bull several times, adressed to various institutions and persons in practically all parts of the domain of the Church, but of course most frequently in France and Italy. There can scarcely be any doubt that in most cases *Frequentes hactenus* was directed

against the mendicants; there are other bulls from the same period showing the same tendency, such as the one adressed to the Archbishop of Nidaros (April 28, 1337). Going so far here as to abolishing the friars' right of appeal to the Pope, Benedict XII orders the Archbishop to intervene, because the mendicants do not keep *Super cathedram*: they are careless about securing the required episcopal approbation of confessions, they do not pay the parish priests their burial fees, and sometimes they employ as preachers persons far too young. *Frequentes hactenus* continues to be issued under Clement VI., although now, to all appearances, less frequently. But the continual publication of this bull through a number of years is a proof that there still existed a complex of unsettled matters of dispute between the mendicants and the hierarchy.

Such is the situation at the moment when Richardus Armachanus joins the contest, not only urged on by the hierarchy of his own country and by his King, but, as he says himself, on behalf of the whole Church. And he does so in reliance upon his personal authority, acquired at the Curia itself.

II.

Richard FitzRalph until 1350.

Manny a mile have I gone,
and manny did I walk,
but neuer sawe a hollier man
than Richard of Dundalk.

We find these lines on f. 115 r of the MS. No. 506 in the Bibliothèque nationale in Brussels — the manuscript which contains the famous *Martyrologium Dungallense*, and which was brought to Brussels and placed in safety there together

with several other valuable Irish MSS., at the time when the officials of James I. were fiercely prosecuting the Irish Catholics. One of these, probably a Jesuit, has added a number of hagiographic notes at the end of the old MS, among them the doggerel quoted above. The Richard of Dundalk, mentioned there, was an Anglo-Irishman to whom attention has recently been drawn by K. BURDACH and particularly by Father AUBREY GWYNN, Professor at the National University of Ireland, who has published a series of fascinating articles on this Richard FitzRalph in the Irish quarterly review: *Studies*, 1933—37, and in the Proceedings of the Irish Academy, October 1937.¹ As in these articles all the known facts have been made available, it is sufficient here to give a brief outline of the most important data of Richard's life until 1350, without reference to contemporary political conditions in Ireland, which are not essential to the edition of the *proposicio* given below.

Richard was born about 1300 into a humble family in Dundalk in the east of Ireland, i. e. within the English domain, which was not very extensive at that time; he tells us so himself, e. g. in his sermon No. 80. In the Brussels MS., Philips 11082 (a miscellany from the fifteenth and sixteenth centuries) f. 14 r we read of him as follows: *Sciendum est quod istum Richardum de nobili prosapia Rex anglicus Richardus levavit de sacro fonte*: this is, however, only a fabrication, based on his Christian name, the patronymic FitzRalph, and the later meaning of Fitz. We may suppose that he came to Oxford about 1315 and took his first degree (as Master of Arts) about 1322. We know that

¹ See also: "L. L. HAMMERICH: Et Bidrag til det 14. Aarhundredes Aandshistorie. RICHARDUS ARMACHANUS" in: Forhandlinger paa det 8. nordiske Filologmøde i København, 12.—14. August 1935 (Copenhagen 1936, pp. 76—81).

he became a Bachelor of Divinity in 1329, a Doctor of Divinity in 1331, and that he was Chancellor of the University in 1332—34. Meanwhile, in 1329—30, he had been to Paris as tutor to one or more young men. In 1334—35 he was back in France, this time at Avignon, in order to take part in the discussions about the beatific vision, which had been so fatefully initiated by old John XXII.; shortly before the death of the Pope, Richard personally submitted his response to him. Benedict XII. appointed him Dean of Lichfield in 1335 (December 17), and he was installed on April 20, 1336; towards the end of August 1337, however, he left Lichfield and spent the years 1337—44 at Avignon to plead for the Chapter of Lichfield against the Archbishop of Canterbury. He succeeded in carrying the case through to ultimate victory in spite of a series of obstacles and dangers: the Archbishop had gone so far as to excommunicate him and seems to have had the King on his side too. Meanwhile, this law-suit was not his only preoccupation during the seven years at Avignon; most noteworthy is the fact that together with the bishop of Traù in Dalmatia¹ he was appointed to confer with the emissaries of the Armenian Church concerning certain of their dogmas; these negotiations began under Benedict XII. († 1342).

He probably left Avignon soon after July 7, 1344, and resumed his work at Lichfield before November 25 of the same year. In the summer of 1346 he was elected Archbishop of Armagh; he received the papal appointment very quickly (July 30), but did not obtain the confirmation of the King until April 15, 1347; he was then consecrated at Exeter on July 8, 1347. The exact date of his arrival in his province is not known: he may have spent part of the

¹ See note to l. 501, below p. 79.

winter of 1347—48 in and about Oxford (see the remarks on sermon No. 27 below p. 27); in any case he was in Ireland from the spring of 1348 until the summer of 1349, and so witnessed the Black Death in the Pale in the autumn of 1348.

The summer of 1349 saw him in Avignon once more: the King of England had commissioned him to seek leave for the inhabitants of Great Britain and Ireland to benefit from the indulgence granted for the Jubilee of 1350, without the customary pilgrimage to Rome, on the plea that such journeys from the distant Atlantic Islands were not only expensive and difficult in general, but at that time encountered particular obstacles on account of pirates, the war with France, the deadly combats between Englishmen on one side, Scots and Irishmen on the other, and last not least because of the Black Death, which until then had been particularly virulent among the English. These considerations, among other things, are set forth in the remarkable proposition "*Domine, salva nos, perimus*", which he submitted to the Pope in August 1349; the proposition has been treated in an interesting essay by Father GWYNN (Studies 1935), but highly deserves a separate edition. He remains at the Curia, "on private business", to quote a mandate from the King, until the end of the winter of 1350—51; at any rate he is known to have been back in Ireland in the late summer of 1351 and to have remained there, apart from a lengthy stay in England in 1353, until the early summer of 1355, when he crossed to England to preach against the mendicants. Finally, in 1357, he went to Avignon, where he remained until his death in 1360, (an unreliable later tradition will make us believe that it was due to poisoning by his adversaries). — It is well known that the last years of his life were wholly taken up with the

great controversy with the mendicants, which has brought his name down to posterity; this part of his career is, however, outside the scope of this article.

Among Richard FitzRalph's works the three principal ones are: the Lectures on the Sentences (from the 1330ies), the *Summa contra Armenos* (from the 1340ies), and the treatise *De pauperie salvatoris* with the supplement *De mendicitate* (from the 1350ies). FATHER GWYNN is preparing an edition of the Lectures on the Sentences. Dr. R. LANE POOLE edited the first four books of *De pauperie salvatoris* as an appendix to Wycliffe's *De Domino Divino* (Wyclif Society, London 1890), because FitzRalph's conception of property and of the State was taken over by Wycliffe; unfortunately, the rest of *De pauperie salvatoris* and the whole of *De mendicitate* (one of the copies of which is found in the MS. Ancien latin 3222 in the Bibliothèque nationale, Paris) are unedited, and the *Summa contra Armenos* has only been printed in Paris in 1512.

The exact date of composition of the latter work is not known; as, however, Richard calls himself *archiepiscopus Armachanus* in the prologue, and as he dedicated his work to Clement VI., it must have been completed between 1347 and 1352. Now, we may safely fix the beginning of this lustrum as the time of its completion, for we know that in 1350—52 Richard began writing his great work *De pauperie salvatoris* at the invitation of Clement VI., whereas the circumstances that caused him to write the *Summa contra Armenos* date as far back as the time of Benedict XII. (see above p. 13). We may then, for the present, venture to assume that the treatise against the Armenians was prepared, at least in part, during his stay at Lichfield, that in all essen-

tials it was completed in 1347 at Oxford, and that after some additions had been made, it was presented to the Pope as late as 1349, during Richard's sojourn at the Curia in 1349—50. In spite of its elaborateness, it is a highly interesting work, for it leads us right into the ecclesiastical discussions of the most important spiritual centre of the time, Avignon. Like other thinkers of the Occident, Richard, during his seven years' residence at Avignon, had had personal intercourse with prominent representatives both of the Armenian Church, such as the Archbishop Nerses and the Elect John, and of the Greek Church, for instance the Abbot Barlaam, who is known also from the life of Petrarch; and the Orientals had furnished him with more minute information concerning the teachings of Mahomet and the doctrines of the Jews.

The first five books of *Summa contra Armenos* deal with the divine and the human nature of Christ, a fundamental problem to the Armenians. The sixth book deals with the matter which principally divides the Greek from the Roman Church, the doctrine of the famous *filioque*, i. e. the assumption that the Holy Spirit emanates from the Son as well as from the Father. The seventh book claims for the Roman Church the position as *caput totius ecclesie christiane*, while the eighth and the ninth books present the Roman teachings concerning Baptism and Holy Communion. The tenth book is partly directed against simony, partly it gives a brief outline of the doctrine that the grace of God is a necessary condition for receiving *dominium*, the subject which Richard treats at length in *De pauperie salvatoris*. The eleventh book deals with Confession, the twelfth with Purgatory (directed against the Greeks) and the thirteenth with Penance. Already in these books Richard had dealt with questions that

had been or still were the subject of much discussion in the Western Church, and the problems taken up in the following books were even more in the focus of interest: the fourteenth book deals with the problem of the Beatific Vision, raised by John XXII., and the fifteenth with the eternal problem of Predestination, which had lately been taken up again by Clement VI. Having treated several other ardent Occidental questions in the sixteenth and seventeenth books, the eighteenth book examines the Alkoran (the numerous quotations are proof that he had actually read it — of course in Latin translation); and finally the nineteenth book treats the doctrines of the Jews.

The whole is a work of impressive learning; it contains a number of views that may seem surprising, and this is the reason why the Roman apologists of as late a time as the seventeenth century find it worth their while to warn against it. On a closer examination it would seem, rather, to be a typical product of its own time, a vivid picture of spiritual life at Avignon in the 1340ies, painted by a man of great originality. His sanctity, his intrepidity, his independence as a thinker, and the ease and beauty of his handling the vivid, expressive idiom of mediaeval Latin, are well illustrated in the autobiographical prayer that terminates the work, and which now follows. — The text is based on the Latin MS. in the Bibliothèque Mazarine, Paris, 895 (440) — here called D —; further have been used the printed edition, (whose text, here called T, is faulty) and the three MSS. in the Bibliothèque Nationale, Paris: Nouv. lat. 12438, 14578, and 15974, here called A, B, and C. Only readings that differ from D are mentioned.

III.

The Autobiographical Prayer.

(Summa contra Armenos, lib. 19, cap. 35.)

Tibi laus, tibi gloria, tibi gratiarum accio, Jesu piissime, Jesu potentissime, Jesu dulcissime — qui dixisti: “Ego sum 5 Via, Veritas, et Vita”: Via sine deuo, Veritas sine nubilo, et Vita sine termino — quod tu te Viam ostendisti michi, tu te Veritatem michi docuisti, tu te Vitam michi promisisti. Via eras michi in exilio, Veritas eras michi in consilio, et Vita eris michi in premio. Tu michi eras Via tuta, Via recta, 10 et Via leta.

Via eras michi tuta, cum exul fugiebam sepius a facie persequencium animam meam, qui te Viam in qua ambulabam, te cohibente, videre non poterant et ob hoc me apprehendere non valebant. Et sic in te Via eis abscondita 15 tutus inaccessi. Tu, Via tuta, Via segura, tu nosti — nouit et puer tuus, qui solus tunc mei itineris comes erat — quociens in publica strata persecutores mei me viderant, quociens in lumine solis odio me habebant, nec tamen nouerant, quid cernebant, quia a te eorum oculi tenebantur, ne rabiem 20 persecucionis inferrent ambulanti michi in te, Via tuta. O quam tuta eras michi Via, cum a predonibus rugientibus, ut me et meos vorarent, captus eram cum hijs pueris quos michi in obsequium prouidisti, nec tamen sinebas eos cuiquam de nobis inferre molestiam, nisi quod pecunie mee sarcinulam 25 abstulerunt, quam me, si eam diucius tunc portassem, tu fortassis videras oppressuram. Et nichilominus, cum amplius me urgebat necessitas, diuersis temporibus per partes eam

21 *inferrent* A B C T *inferrant* D. 23 *vorarent* A B C T *vocarent* D.
26 *quam* A B C T *quid* D.

fecisti restitui, alens me in fame, et me, ut volebas, dirigens

30 *Via tuta.*

Via eras michi recta, cum ego a facie ministrorum regalium fugiens latitarem, qui litteras, quas breuia nominant, plurimas in portubus diuersis regni nostri acceperant, ut me caperent et tenerent, quoniam tu premendo ipsorum insidias
 35 *nunc me interius premonebas ut fugerem, me nunc exterius dirigebas quo pergerem, tandem via breuiori apud homines declinata multo celerius per te, Viam rectissimam, me perduxeras quo tendebam, pedibus carnis errantem utiliter, ne in noxios michi errores inciderem, viatorem tuum a viatoribus*
 40 *sic distinguens, cunctorum viancium sed non exorbitantium Via recta.*

Via eras michi leta, semper michi post tribulacionem meorum criminum purgatiuam exultacionem infundens, ut in tuis operibus erga me cunctis iusticiam simul atque clemenciam sociatas attenderem, quoniam afflictionem et penam mea priora scelera a tua iusticia promerebant, et consolacionem nichilominus fides atque confidencia mee de te a tua clemencia extorquebant. Sic afflictio, quam fingebas michi ambulanti in te Via, leticiam duplicabat, quoniam sic
 50 *gaudebam de euasione periculi, sicut ante letabar de inmissione solacij. Non enim est leciior non afflicto inmissee consolacionis iocunditas, quam sit prius afflicto pristinae sue afflictionis libertas, — sicut sic consolabar peregrinum tuum in isto exilio, Via leta, et me cum locandis meis maioribus*

31 *eras* A B C *erat* D T. 33 *in portubus* A *inportunatibus* (!) D B C T. 46 *mea*] *meam* D A B C T. 48 *affliccio* A B C T *afflicto* D. 50 *letabar* A B C T *gaudebam* D. 51 *inmissee* D *inmissee vel inmissee* A B C T. D at first writes as A B C T, but alters *inmissee* to *mensee*; subsequently this is erased, and *inmissee vel* is taken out by subpunction. Probably, in the archetype of the MSS. examined, *vel inmissee* was a correcting marginal note, which has been acknowledged as such by D.

*ad romanam curiam deduxisti, ubi eras michi Veritas in 55
exilio, Veritas lucida, Veritas valida, Veritas solida.*

*Eras michi in curia Veritas lucida, in tantum quod,
patefacta iusticia questionum mearum et aduersancium michi
calumpnijs denudatis apud palacij apostolici auditores, gratiam
in oculis cunctorum inuenerem. 60*

*Eras michi ibi Veritas valida, cum appellacionibus xvj
contra me interpositis successiue — non propter confugia que
tu Veritas concessisti, sed propter diffugia que tu Veritas
notuisti — veluti baculis arundineis omnino confractis de
potentibus meis aduersarijs omnibus patenter me triumphare 65
fecisti — ymo, ut eloquar apcius, tu, Veritas valida, triumphasti
— et post seruitutem inibi vj annorum vij^o anno — ut lex
tua preceperat — me liberum a loco illo seruitutis abire iussisti.*

*Nec illis sex annis michi, solida Veritas, abfuisti, sed in
tuis sanctis scripturis — que de te Veritate incarnata a te 70
atque propter te erant tuis populis promulgate — me veluti
in quodam radioso speculo illuxisti, qui annis meis prioribus
in philosophorum nugis me quasi ita in quadam tenebrosa
caligine latitasti. Putabam enim antea per Aristotelica
dogmata et argumentaciones quasdam profundas hominibus 75
nonnisi vanitate profundis cum celi tui ciuibus Veritatis tue
me penetrasse abyssos, donec tu, Veritas solida, in tuis
michi litteris splenduisti, fugans huiusmodi mei erroris nube-
culam, michi ostendens quomodo cum ranis et buffonibus in
paludibus crocitabam. Audiueram quippe, sed non noueram 80
nisi te Veritate ductrice, contra te Veritatem gariencium
philosophorum, pertinacium Iudeorum, simigentilium Gre-
corum, carnalium Sarracenorum, atque indoctorum Arme-
norum tumultum, qui fraudulentem et callide decorticabant*

71 me ÷ D A B C T. 76 vanitate] vanitati D A B C T. 82 simigenti-
limum] similitem gencium D A B C T (simi- = semi-).

85 *tuam scripturam, ut ipsa quasi fetus sensus eis coloris varij
parturiret, et peperit eis plurimos abortiuos, quoniam tu,
forcior omnium Veritas, intus latens in litteris, clipeis tuis
vndequaue in eisdem scripturis vibratis huiusmodi conceptus
ante partus exordia peremisti. Tandem, Veritas solida, sic*
90 *michi desuper radiasti, quod exarsi te, Veritatem, Jesum in
lege ac prophetis nobis promissum in eisdem litteris capere
et tenere.*

*Et cum a turbinibus licium vicissitudo aliqua serenitatis
michi arriserat, in ipsis litteris tuis sacris intimis atque*
95 *inportunis non tam leccionis studijs quam oracionis suffragijs
te querebam, donec occurrebas michi in ipsis Vijs tuis hylariter.
Et repperi te Messiam promissum patribus, in quo benedic-
cionem gracie ac glorie sequerentur, deum esse debere et
hominem, a quo sine inicio eternaliter Spiritus Sanctus vnus*
100 *tecum Deus sine mutabilitate nostre comunis nature processit.
Legem tuam nouam, quam per te ipsum tuis apostolis et per
ipsos posteris tradidisti — quos oculos tuos in ipsis scripturis
nonnunquam vocaueras, eo quod per illos Veritatis tue radios
emissurus eras in filios tuos vndequaue per orbem — in*
105 *ipsis litteris prophetarum ac legis sollicite eciam inquirebam,
donec ipsa lex tua in eisdem litteris michi clare prenunciata
occurreret, que vnum ministrum precipuum ipsa lege prodente
quasi tuum heredem in terris haberet, primatem omnino tui
sacri collegij militantis, sicut teipsum tui beati populi trium-
110 phantis vnicum principem statuisti. Inuestigabam conse-
quenter sacramenta tua filiorum veteris Ade renouancia venu-
statem, penas ac premia que tu, Veritas summa, inpijs atque
pijs in statera tua nescia doli ponderanda statueras. Et*

90 *exarsi te*] *exarci te* D B C *exartice*(!) A T. 94 *arriserat*] *irriserat*
DBCT *surriserat* A. 95 *intimis atque inportunis* ('intimate and inaccessible'). 104 *vndequaue* ABC T *unaquisque* D.

tandem ipsius noue legis ac veteris auctoritatem et robur ostendere satagebam. Et sic opus istud in decem et nouem 115 libris distinctum, te Veritate vt estimo me ducente, conpleui.

Sicubi vero de meo, quod non abs te, summa ac solida Veritas, accepi, hic posui — sicuti non ex animo te teste illud egi — sic tu michi Veritas, ignosce, ac tui; que autem de tuo hic sensi, tu, omnium Rectrix ac Doctrix, agnosce, et tui; 120 et anime mee ad te amore languenti, que tui capax absque te saciari non potest, te Veritatem pro operis mercede retribue, quemadmodum illi te ostensuram promiseras, cum nobiscum ambulabas in carne.

Et sicut eras Via peregrinanti in isto exilio et Veritas in 125 consilio, sic michi sis amodo Vita in premio, Vita micasura ignara mortis, Vita segura oblita timoris, Vita beata plena dulcoris, vt in te manens nunquam langueam, tibi adherens nunquam timeam, te amplectens nunquam doleam, sed cum tuis ciuibus in te semper gaudeam, Vita eterna omnium 130 electorum ac Ciuitas amplissima spirituum beatorum, que cum Patre tuo ac Spiritu Sancto tuo vnus es Deus omnipotens, viuens et imperans sine fine. Amen.

In this prayer Richard first gives accounts of three cases of pursuit: once, when abroad (*exul*) he fled, accompanied only by a young monk or a novice (*puer tuus*) and escaped from his pursuers. Another time, he was captured by robbers together with some servants (*pueri . . . in obsequium*), but suffered no injury, except for his money-bag being stolen — and he even got some of the money back later. A third time, a royal brief had been issued to capture him, but he succeeded in reaching his destination by a devious

113—115 *Et — satagebam* A B C T ÷ D (homoteleuton). 118 *animo* A B C omnino D aaron T.

route. During this exile (*in isto exilio*) he came, *cum locandis meis maioribus* (*locandus* is an undergraduate student) to Avignon and won in a lawsuit against powerful adversaries, obtaining sixteen sentences in his favour. He passed more than six hard years at the Curia, but during this period he came to understand that much of the Aristotelian philosophy, which he had formerly admired so deeply, was idle vanity. Through the noise of babbling philosophers, obstinate Jews, lustful Saracens, semi-pagan Greeks, and ignorant Armenians he came to see that Truth is to be found only in the Holy Scripture. Through the Bible and through the force of prayer he was led, in a later, more quiet period of his life, to see the Nature of God, His law, the Church, and the Sacraments, and he laid down his convictions in the nineteen books of the *Summa contra Armenos*. —

It is not quite clear to what events he is alluding here, but there can be no doubt that the six or seven years spent at the Curia were those from 1337 to 1344, when he was conducting the lawsuit against the Archbishop of Canterbury, and that the following, more tranquil period refers to the subsequent years at Lichfield 1344—47, during which the larger part of the *Summa contra Armenos* must have been written.

The first of the three accounts of pursuit (l. 12) must refer to an event during his residence at Avignon, for l. 54 *in isto exilio* probably alludes to l. 8 *exul*, and l. 55 mentions his stay at Avignon. The second account of pursuit (the locality of which is unknown) and the third one (which evidently happened in England) may seem difficult to fix. In the spring of 1357 the King forbade Richard to leave England, without special permission, "for parts beyond the sea, to which, as the King has learned, he intends shortly to cross"

(Calendar of Close Rolls, April 1, 1357): as we have actual evidence that, in spite of this order, Richard was in Avignon in the autumn of 1357, one might be justified in assuming, that this is what is alluded to, as he may thus have left England against the King's will; on the other hand, we do not positively know that he was a fugitive in 1357.

Again, one might suppose that Richard was alluding to events of 1349—50. According to the Calendar of Patent Rolls a license was issued on October 7, 1350 "for Richard Archbishop of Armagh to stay at the court of Rome until the Purification [February 2, 1351] over the prosecution of his business there; and it is the king's will that all processes against him by reason of his stay there and any contempt put upon him because he has not returned to his own parts, *persuant to the king's mandates*, shall be stayed entirely . . .". We do not know, whether there was also an order to capture him among these mandates, as the mandates are neither preserved nor recorded in any registers. It seems unlikely, however, that Richard should have been pursued by the King in 1349—50, for although the quotation above shows that the King was displeased with Richard's long absence, it is an established fact that he went to Avignon in 1349 in compliance with the wish and command of the King, so that he can hardly have left Ireland or England at that time against the injunction of the King.

The only reasonable conclusion must be that such a *breve* (cf. l. 32) from the King had been inspired by the Archbishop of Canterbury, when the latter excommunicated Richard, i. e. at the beginning of the law-suit against the Chapter of Lichfield (1337—44). Consequently, the third account dates from this time, and so, probably, does the second one. Now, on this assumption, there seems to be no absolute

necessity for assuming, as Father GWYNN has been inclined to do, that the epilogue should have been composed at a later date than the rest of the work. In fact, the last part to be written was probably not the epilogue but the prologue. It may, perhaps, be added that silence on several points (e. g. regarding the mendicants, Ireland, and especially the Black Death) speaks against fixing a late day for the epilogue. Especially it seems incredible and inconceivable that in such a retrospective prayer, which renders thanks for escape from dangers, he should not have been grateful for having escaped the danger which, according to the descriptions of the ravages of the pestilence, had been far greater than *predones* and *ministri regales*.

The beautiful prayer, whose place in the history of literature may be discussed in another connection, may, then, be taken to be a true expression of Richard's conception of himself at the zenith of his life (about 1348—49), before he was embittered and hardened by his many conflicts with his colleague in Dublin, with the avid and rough settlers in the Pale, and with the mendicants, whose anti-social power he tried to break by the Sisyphean labour of his last years.

IV.

The Sermon-Diary until 1350.

Besides the three works mentioned above, (the Lectures on the Sentences, the *Summa contra Armenos*, and the treatises on the poverty of the Saviour), his Collection of Sermons must be reckoned among his principal works; he did not, however, succeed in getting it published — or even prepared for publication — before he died. This collection has been described in detail by Father GWYNN

in the article in the Proceedings cited above, so that a brief summary and a few supplementary remarks will be sufficient here. Richard himself had planned, towards the end of his life, a division of the book into three sections: (1) sermons preached in England and Ireland while he was Dean of Lichfield and Archbishop of Armagh, (2) sermons preached in Avignon, and (3) pleadings before the Curia.

Part I, comprising 68 sermons, he arranged in chronological order, which, on the whole, has been fairly well preserved, although he himself made some mistakes and a few more have been added in the course of transmission. An error which he discovered himself, is that the sermons Nos. 50—51 should be inserted between Nos. 43 and 44. For to sermon No. 50 we find the following note, e. g. in the copy in the British Museum, Lansdowne 393 (and it can be proved that it dates back to the archetype and was probably made by the author): *Verte ante 6 fol. et quere tale signum o+ quia isti duo sermones debent ibi collocari*. Probably, the mistake must be ascribed to the author too, when the Nos. 62 and 63 are erroneously placed in this order; for to No. 62 he made the note *in festo sancti Luce evangeliste 1356* and to No. 63 this one: *dominica tercia mensis octobris 1356*, apparently not remembering that in 1356 this Sunday fell on October 16, i. e. before the day of St. Luke (October 18). A similar explanation would seem to apply to the inversion of the undated sermons No. 5 (a sermon on St. Catharine, i. e. from November 25, probably 1344) and No. 4 (presumably from November 28, 1344); there is, however, some confusion at this point, as No. 3 is dated November 25, 1345, and at the same time is designated as preceding No. 5; however that may be, the Nos. 3, 4, and 5 may all be assigned to the Lichfield

period. Chronological errors in the archetype which cannot be ascribed to the author, are, as pointed out by Father GWYNN, the misplacing of No. 38 (March 25, 1357), which should follow after No. 68 (March 12, 1357), No. 34 (February 7, 1352), which should follow after No. 39 (December 18, 1351), and No. 42 (March 4, 1352), which should follow after No. 34. — No. 27, a sermon on the Epiphany, is either from January 6, 1348, and if so, is correctly placed in the MSS., or from January 6, 1347, and in that case should be interchanged with No. 26 (April 11, 1347). The heading *sermo Richardi decani Lichfeldensis* is incorrect in either case, for in 1347 Richard was *electus Ardmachanus* and in 1348 he was *archiepiscopus Ardmachanus*; as a matter of fact, the first five sermons that he preached as an archbishop have only the heading *sermo eiusdem*. The dating on the MSS. of No. 27: *A. D. M.° CCC^{mo} XLVII* (as with all dates from January 1 until March 24) is ambiguous, since the Curia computed the New Year from January 1, whereas the English (and the Anglo-Irish) Church fixed it at March 25. Richard expressly dates sermon No. 14 *secundum computationem curie romane* and uses the same computation in Nos. 6, 15, 82, 88; on the other hand, in Nos. 33, 34, 38, 42, 44, 45, 46, 50, 51, 66, 67, and 68, he employs the computation of the English Church. Probably he has done so in No. 27 too, and then its chronology is correct, i. e. its date can be fixed as January 6, 1348. — Besides the erroneous heading of No. 3, we find also a wrong year in the case of No. 59, which is ascribed to 1355 (June 23), but actually belongs to 1356 (Father GWYNN).

Leaving out of consideration, for a moment, the three first sermons, the probable chronology of the Anglo-Irish

sermons is thus the following: Nos. 5, 4, 6—33, 35—37, 39, 34, 42, 40—41, 43, 50—51, 44—49, 52—61, 63, 62, 64—68, 38, Nos. 6—33 comprising the period from March 1345 to March 1349, while No. 35 and the subsequent ones are from Sept. 1351 until March 1357.

Father GWYNN has pointed out quite correctly that most of the errors are to be found in the middle section (between Nos. 33 and 43), and he has made the conjecture that the undated Nos. 1 and 2 really belong here, i. e. to the years 1353 or 1354. In No. 2 there is hardly any clue to the date, except for the fact that it seems likely to have been preached at some provincial council, but whether in Lichfield or in Drogheda it is impossible to decide; in the case of No. 1, however, Father GWYNN puts forward two arguments: 1°, that it contains an allusion to the visit of George of Hungary to the Purgatory of St. Patrick during the autumn of 1353, 2°, that it mentions the mendicants in a way which would be impossible until the 1350ies. To the latter argument may be objected that taking into consideration the observations given below in regard to the sermons from the 1340ies, this does not seem cogent; indeed, one might even call attention to the strongest attack on the mendicants in No. 1: *unde dampnant se confessores religiosi, si qui sunt, et alii, qui receptis paucis denariis non inducta restitutione homini de furto aut de usura aut de injusto lucro proximi absolucionem inpendunt*. It will probably be conceded that this seems rather to belong to a period, when the fight against the mendicants was dawning, but was not yet fully ablaze. — To the first argument one may object that in No. 1 Richard says that at the end of the sermon he gave an *exemplum* about the knight who *solus post Patricii tempus eius purgatorium intrauit*. This *solus* proves that the sermon must

have been preached before the visit of George of Hungary, since it is scarcely credible that Richard should have been ignorant of the account of St. Patrick's Purgatory, which was famous over all Europe, and which related how the knight Owein descended into Purgatory in 1153 as the only visitor after St. Patrick. On the contrary, it is evidently this very Anglo-Irish legend which Richard uses as his *exemplum*. — Meanwhile, the difficulty of establishing the date of No. 1 remains; yet it does not seem improbable that it might have been one of the first sermons preached in Ireland, for it has a striking inner resemblance to No. 27, the date of which was fixed above (p. 27) as January 6, 1348.

The second section of the sermons, viz. those preached in Avignon, comprises the Nos. 69—88, the probable chronological order of which is the following: from 1335: 74; from 1338: 71—72, 77—78, 83—84; from 1340—44: 87, 70, 75, 86, 73, 76, 85, 79; from 1349—50: 80—82; from 1359: 69, 88. As no other principle of classification has been used, we may doubtlessly conclude that Richard had intended to arrange them chronologically, but did not live to carry out his plan.

The third, short, section of this work, the pleadings, is chronological and comprises three *proposiciones*, No. 89 *Domine, salua nos* from August 1349 (unedited, see above pp. 14,) No. 90 *Unusquisque* from July 5, 1350 (edited below p. 53), and No. 91 *Nolite iudicare* from November 8, 1357. The latter is preserved in numerous MSS. and in several printed editions (for which see A. J. PERRY'S edition of some of JOHN TREVISA'S translations; Early English Text Society 1925 p. LIV, and Father GWYNN in Proceedings I. c., p. 46). To this section belongs, finally, No. 92, his pleader's duply, probably from 1359, which begins *Quoniam in*

proposicione nuper facta and is later than *Nolite judicare*. It has been printed in the edition of *Nolite judicare*, Paris 1533, an edition, based on a Victorine MS. and containing further interesting material concerning the mendicant controversy.

To sum up the chronology of the sermons, then, the case is this: prior to the great mendicant controversy in its more well-known phases after 1350, we have all the Avignon sermons, with the exception of two (Nos. 69 and 88), further the sermons of the first section which were preached in England and Ireland, i. e. until No. 33 (Nos. 1 and 2 being dubious). As the mendicant controversy is opened by the proposition *Unusquisque* from July 5, 1350, printed below,¹ we shall examine the sermons dating from before that year, in order to try to throw some light on the still unsolved problem of why FitzRalph did raise the great controversy against the mendicant orders.

If one should volunteer — with every due acknowledgment to the articles of Father GWYNN in “Studies” and especially in “Proceedings” — to offer a characterization of these sermons, the first fact to point out must be the obvious difference between the Latin sermons, preached in Avignon, before the Pope himself, or before the Vice-Chancellor, or in some convent church (belonging to the Franciscans, the Dominicans, or the Carmelites), which are frequently given in full, and the sermons in English, preached in England and Ireland, which are sometimes only brief summaries.

In an Avignon sermon, No. 80 *Michi mundus*, delivered on October 4, 1349 in the Franciscan church, where he

¹ Cf.: Forhandlinger paa det 8. nordiske Filologmøde i København 1935, p. 80 and Proceedings l. c., 1937.

was particular anxious to secure the favour of his audience, he begins, after an introduction, by saying: — — — *accepta pluribus quod sermonum prolixitas dominos hic sepe accedat, sermonum difficultas eorum animos sepe perturbat, sermonum curiositas eos aut alios(!) nunquam edificat, sed loquentem ostentat.* Although such criticisms need not have been especially directed against FitzRalph's sermons, yet there seem to be cases, where these typical reproaches might apply to them, too. Such sermons as, for instance, No. 78 *O mulier magna* (November 25, 1338) on St. Catharine, and No. 75 (August 4, 1341) *Creuit in vineam laciorem* on St. Dominicus, are very longwinded panegyrics of the same kind as several of the sermons preached by the later Clemens VI. Still, both of them contain interesting passages: the former e. g. the strong assertion of the authority of the Scriptures and the indignation against those *qui habent in cauernis magnam copiam librorum legum aut medicine, et non est inter omnes vna parua biblia quam possent in fine diei respicere.* Or, again, the second allocution, which was preached in the church of the Dominicans, contains an attack on the incompetent and indolent *viri ecclesiastici*: with a bold, even tactless allusion to the old pun of the *dominici* being *domini canes*, he calls them *canes muti non valentes, aut, vt verius proferam, non scientes.* No. 84, (December 6, 1338) is an example of a long, rhetorical, and subtle sermon; it deals with the Advent of the Lord, and it is built up in 27, viz. $3 \times 3 \times 3$, paragraphs, with systematical titles: I. *Humanitatem iudicis indicat localis descensio*; II. *Equitatem examinis preconizat legalis decisio*; III. *Mortalitatem plasmatis reformat corporalis resurreccio.*

I, *the descent* is described as (1) *terrificus*, (2) *mirificus*, (3) *magnificus*; II, *the judgment* is regarded in relation to

(1) *locus*, (2) *modus*, (3) *effectus*; III, *the resurrection* is described (1) *in omnibus naturalis integritas*, (2) *in eisdem etatis equalitas*, (3) *in bonis supernaturalis nobilitas*. Finally, each of these nine subdivisions consists of three subdivisions so that e. g. I, (2) (*descensus mirificus*) is divided into a) *corusca viuifice crucis promissio*, b) *stupenda super nube iudicis delacio*, c) *horrenda tube clangentis resonacio*. II, (2) (*iudicij modus*) is divided into a) *peccatorum allegacio sine accancio rigorosa*, b) *allegatorum examinacio seriosa*, c) *examinatorum decisio seu condempnacio luctuosa*. III (*resurreccio*), (3) (*in bonis supernaturalis nobilitas*) is depicted as a) *inpassibilitas*, b) *claritas*, c) *subtilitas*. The tripartition has always been admired, but when it is carried out so systematically as here, its influence on the lucidity and the simpleness of the exposition is necessarily unfortunate. Yet, even in this sermon, a certain common sense does not belie itself: under heading III (*resurreccio*) (1) (*integritas*) mention is made of the problem, discussed by others, how the resurrection of the flesh may be combined with *integritas* in the case of a person who has been completely devoured by cannibals (the resurrection of whose flesh must also come to pass with concomitant *integritas!*); FitzRalph, however, simply dismisses the question as *nimis absurda*.

However, the majority of the Avignon sermons are constructed far less elaborately. In a number of cases, the same subject (e. g. St. Catharine) is treated in the learned Avignon sermons as well as in the more popular English ones, and, consequently, there is of course a difference in the style. Similarly, the representation of a dogma looks different in the Avignon sermons (e. g. Nos. 71, 73, 74, 76, 85) and in the English ones (e. g. Nos. 8, 9, 12, 13, 14, 22).

With few exceptions, FitzRalph only employs *exempla* in the popular sermons, such as that of the knight Owein in No. 1 (see p. 28 above); in No. 5 he relates of a man who revered St. Catharine, and when he fell into temptation, was warned in time, as her picture in the church turned away. No. 11 gives an account of an avid *clericus advocatus*, who, however, venerated the Virgin Mary, and so was saved from condemnation when lying seemingly dead. Nos. 19 and 25 relate of a knight who had entered a convent, but found life there unbearably hard, until the Virgin Mary appeared to him and made him dip dry, hard bread into blood, which trickled from the cross, so that the bread became soft and sweet. No. 29 is the tale of the bird that leaves its nest in a tree, under which *luxuria* is committed.

Still, the subjects of the learned and the popular sermons are to a great extent the same, and in both categories they go to show what were the preoccupations of FitzRalph during these years (1335—50). The first thing to catch the attention is perhaps a certain interest in eschatological matters: cf., among the Avignon sermons, No. 84 (mentioned above p. 31, on account of its structure of 27 divisions) and Nos. 83 and 86 (all three are Advent sermons), and among the popular sermons Nos. 10, 12, 13, 17, 18, 19, and 30. But most particularly one may point to the subjects that are of importance to the subsequent anti-mendicant campaign.

The principal dogmatical question of *pauperies Christi* is treated very warily in sermon No. 17, which was preached on Palm Sunday 1346 at Burton-on-Trent, possibly to an audience which contained students from Oxford; we may draw this conclusion from the introduction, where he says: *a scolaribus siue discipulis, cum in studijs generalibus in*

inicijs anni aut termini cuiusquam ad scholas accedunt, tria racionabiliter queri possunt: quem magistrum audient, quam doctrinam addiscent, et quomodo proficient. The dogmatical portion of this sermon is feeble, as is often the case in the popular sermons, for of course he could not consider all dogmatical material well-suited to such an audience; as he says himself: *dubia fuerant cogitata, sed non dicta.*

He frequently denounces simony, nepotism, the greediness of the clergy, the chase after prebends, the insolent begging from the Pope, the all too numerous litigations, the corruptible judges — in short, the well-known, deplorable economical conditions of the Catholic Church during that period. We find this in Avignon sermons from 1341 (No. 70), 1344 (No. 79), and 1349—50 (80—82), as well as in Lichfield sermons from 1345 (Nos. 6 and 7). The keynote, however, is somewhat different in the two cases. He certainly did not mince matters in the disposition for the English sermon on St. Mark (No. 7, April 25, 1345): St. Mark sold everything to live on alms — whereas the prelates of present times sell the possessions of Christ to enrich themselves *et suos fortassis nimis propinquos*; St. Mark cut off his thumb to become unfit for posts of honour — whereas, to seize upon honours, the prelates of present times try to multiply their fingers, viz. by securing themselves patronism, and by *petitionibus inportunis in Curia Romana*. But, he probably did not actually say much of this in his sermon, for he adds, as if to check himself: *sed non placet causam tractare, quia iam loquor ad populum!*

In contrast to this, he speaks without modification in the sermon (No. 72), preached in the chapel of Benedict XII. on Ash Wednesday (probably 1338), where, among other things, he complains of the way scholars are slighted:

laborant in studio modernis temporibus doctores in theologia, doctores in decretis, et alij probi viri omni laude digni. Et eis reiectis, eis oblitis seu spretis, ita ut in mendicitate miserrima finiunt dies suos, beneficia pingua et canonicatus ac prebende talibus conferuntur, qui nesciunt declinare "prebenda", et frequente pueris, qui leciores fiunt ex hoc quod ferulam et virgam effugiunt, quam quod prebendam accipiunt. — In the Avignon sermon, No. 70, which probably dates from 1341, he chastises the sacerdotal audience, but at the same time he displays a relieving sense of humour: *Audiui a quodam prelato, qui vnum pingue beneficium dederat vni iuueni de suis nepotibus; cum quidam ab eo quesierat, cur illud non contulit vni doctori, cum in sua diocesi plurimos valentes haberet, ipse respondit: "Grauem lapidem non possum ad remota proicere, sed nec¹ ad genua mea levare."*

It goes without saying that in the popular sermons several questions of morals are treated, such as the obedience of children and servants and their seemly behaviour towards parents and superiors (e. g. in No. 20). In No. 10, he uses this as an illustrating example: . . . *sicuti nec mater carnalis aut pater filium inpetendo cibum exaudit, si facie fedata expostulat, quin potius respondebit: "Laua tibi faciem et manus, et sic cibum accipies!", ymmo fortassis, quia sic deformis postulat, primo verberibus emendatur et postmodum se lauare compellitur.*

However, the subject to which he returns again and again, is avarice; thus in No. 11 with the exemplum, quoted above (p. 33), and with a quotation from *versificator Viridicus*:

Crescit amor nummum, quantum pecunia crescit.

Or, again, in the highly characteristic sermon No. 20 from May 21, 1346, he speaks with obvious common

¹ »only«; cf. French *ne — que*.

sense of those that trust too little and those that trust too much in the Lord's pity, and of those that sin from arrogance and those that sin from despair. The same sermon contains an emphatic passage about faithless stewards, who cover the deficits in the accounts of one year by items from the subsequent one, and by doing so fall ever more deeply into debt. — In No. 26, (April 11, 1347) he attacks the merchants who make profit of dearth, the lawyers who demand exorbitant fees (*panem comedunt alienum*), and corruptible judges. And in No. 32 (May 11, 1348), preached in Mansfieldstown in Ireland, he denounces usury, maintaining on principle: *nemo debet lucrum reportare, cum de alieno mercatur, sed de suo bono lucrum iuste reportat*. We find parallels to this view in other sermons; still, it is a characteristic feature that he by no means condemns wealth as such. As early as in No. 9 (May 15, 1345) he states quite clearly: *non autem reprehendo homines iustos, licet diuites, multas diuicias, sed tamen eis et suo statui necessarias, possidentes, quoniam ipsi de dei voluntate et non contra legem eius, sed conformiter legi sue talia eis necessaria retinent*. And two years later he explains in a similar way (in No. 26) that *viri sancti et iusti* are justified in keeping the riches which are necessary to them. — The significance of this statement will appear from the final summing up of the proposition *Unusquisque*.

Richard is an upholder of society: in No. 26, he emphasizes his view that incapable priests may lead not only to *subuersio status ecclesie*, but even(!) to *pericula imminencia hoc regno* (i. e. England). At the same time, he leaves it perfectly clear that the one and only important thing is that all actions shall be in accordance with the law of God, in such

a way that in all cases of conflict, His law is given precedence to that of the King. He finds an opportunity for touching on this in one of his sermons on St. Thomas a Beckett (No. 79, July 7, 1344), when, with a sigh of relief, he terminated his seven years' residence at Avignon with a remarkable sermon on a text which could be applied to that saint with singular aptness: *Contempnit timorem nec cedit gladio*. In this sermon there are probably also hidden allusions to his own recently finished struggle, and sometimes a little self-irony, as in the following clause: *Domini reuerendi! sustinete modicum quid insipientie mee, vt iocose seu quasi yronice pauca loquar. Ecce enim videri possunt hec et omnia conuenire Thome ex nomine. "Thomas" enim anglice idem est quod "Thom-as", id est "Thom asinus"; "as" enim in anglico idem est quod "asinus" in latino . . .* And after having described the stubbornness of the ass, its strength, its courage, its willingness to carry loads, he goes on . . . *unde veraciter, quamuis tamen yronice, possumus affirmare quod nec mulus Yspanie, nec destrarius Apulie, nec buredo Ethiopie, nec dromedus Arabie, nec elephantus Asie, nec camelus Sirie hoc asino nostro apcior Anglie siue audacior inuenitur ad prelia, qui "contempnit timorem nec cedit gladio."* — In the sermon, No. 77, on St. Martin (preached in Avignon on November 11, 1338) he denounces, for one thing, exaggerated joy of fighting, for another *oppressio per principes seculi . . . propter quod omnes dies festi viuuntur in luctu, et pro consueto tripudio* (St. Martin's Eve frolics) *populus ubique suspirat et gemit . . . sed frustra loquor absentibus*. His treatment of the subject is, however, particularly interesting in the three sermons which he preached in the presence of the King in London on the occasion of the big public processions: No. 10, from June 26, 1345, No. 23, from

September 1346 (to celebrate the victory of Crecy), and No. 26, from April 11, 1347. In No. 10, he declares that one must pray for the King, that he may live justly, that he may be governed by wise councillors, and that his wars may end speedily, happily, and justly; but one should not pray that he may shed the blood of his enemies! The same injunction is repeated, only more emphatically, in No. 23, with the addition that one must pray for the King *vt non superbiet de triumpho iam habito, sed illum adscriberet summo deo*. Finally, in No. 26 (which, by the way, is illustrative of his conception of constitutional law) the same ideas are worked out in detail, and with new and interesting arguments: *et ibi fuit ostensum de recipientibus predas ac spolia tempore guerre, quia, quamuis guerra quoad iura regnorum sit iusta, potest tamen esse iniusta quoad iura diuina, et quia reges non possunt absoluere a peccato, ideo licencia regum non sufficit ad transferendum dominium in casu huiusmodi*. This is in close accordance with his teaching of dominion through the grace of God; but probably the King was not particularly pleased to listen to it.

In sermon No. 33, preached in Drogheda on March 25, 1349, he mentions several cases of *crassa ignorancia* among the population of Anglo-Ireland: . . . *Primus casus est quod, cum est guerra communis inter Anglicos et Hibernicos, cuiuscumque culpa prouenerit, credunt quod liceret eis non tantum rapere et spoliare, sed et aduersarios occidere* . . . Yet, the law of God is above that of man: *Ideo tales inuasores hominum sunt inexcusabiles apud deum, et similiter raptores, donec satisfecerint*. — This intrepid insistence on the supremacy of God's law, asserted against the King as well as against the English settlers and merchants in the Pale, have scarcely

procured him much favour; in any case, it was a contrast to the clemency often shown by the mendicant confessors.

A subject to which he returns again and again, is his conviction that a man cannot obtain salvation by giving gifts *post mortem*. He mentions it in No. 85, a dogmatically remarkable sermon, preached on December 8, 1342 in the church of the Carmelite friars at Avignon; its chief subject however, is the Immaculate Conception, which he treats not only in a dogmatical sense (*aue*), but also in a moralising one (*ve*). Similarly, in the Pentecost sermon No. 9 (May 15, 1345 in Lichfield) he proceeds, after a dogmatical introduction (about the *filioque*) to moralising speculations, emphasizing the necessity of total purification from sin: . . . *nec per distributionem illorum bonorum post mortem iuuantur in purgatorio, cum non vadant in purgatorium, sed in profundum infernum!* We find a parallel to this in No. 17 (April 9, 1346), mentioned above (p. 33): . . . *amplius vobis proderit vnus quadrans datus in vita quam totus mundi thesaurus per executores vestros post mortem distributus.* And in the *Pater noster* sermon (April 11, 1347): . . . *quoniam factum quodcumque per ipsos in vita, si ex caritate fieret, mereretur premium eternum in celo, omnia data post mortem saltem inminucionem purgatorij merentur, et minimum gaudium in celo melius est quam inminucio aliqua pene temporalis carnis . . .* this, however, must probably be considered a mitigation of the attitude of No. 9 which menaced those that trust in death-gifts, with Hell! As it is, these constant warnings against testaments must have been unpleasant to the mendicants, for they owed the majority of their riches to this very practice of donation by testament.

With or without connection with the subject of testaments he continually warns against an *absolutio*, the premiss of which is not the returning of unjustly acquired goods. Thus in No. 9 (May 15, 1345), mentioned above (p. 39), . . . *non fit vera sanacio, set verius aposchemacio* (cf. ἀπόσκημμα the "isolating of suffering to one part of the body"), *sanato vulnere exterius, ferro interius remanente*. In No. 1 (of unknown date(!): . . . *non est contricio nisi pretereat restitucio, si assit facultas, aut saltem vera voluntas restituendi cum poterit, si desit facultas. Non enim potest homo penitere, quod alium deceptit vel eius bona sic habuit, et cum hoc velle retinere quod rapuit*. We find a similar trend of thought in No. 27 (probably from January 6, 1348; cf. p. 27). And in both these sermons the reproach is directed against those who seek such *absolutio* as well as against those who confer it. As it says in No. 1 (cf. p. 28): . . . *dampnant se confessores religiosi, si qui sunt, et alij, qui receptis paucis denarijs, non inducta satisfaccione, hominem de furto aut de usura aut de iniusto lucro proximi absolucionem inpendunt*. In the same two sermons he warns against confessing some sins to one priest, others to another; in No. 27, again, he says: . . . *cum quis de vno crimine confitetur tacens de alio, aut vnum peccatum vni ostendens et aliud alteri, de quorum neutro veniam accipit*. Again, in No. 1 (in which the soul is likened to a laundry-maid): . . . *transgressio . . . concensa voluntate vsque ad lacrimas cordis saltem exprimenda est, instar lotricis, ita vt non diuidatur confessio, quia sic de nullo haberet remissio*. — It is obvious that the reproaches (in any case as time goes on) are directed more against the mendicants who confer the censured absolution, than against the members of the congregation who try to obtain it.

A similar treatment is given to another question of

far-reaching economical importance, viz. the wish to be buried in or near one of the mendicant churches, i. e. away from the parish church. As early as in No. 10 (June 26, 1345), the excellency of the latter is stressed, and in No. 20 (*Estote*, May 21, 1346) he says still more emphatically, in speaking of some *se male agere ignorantes*: . . . *sicuti audio aliquos de vobis agisse de sepultura exigenda extra parochialem vestram ecclesiam in cimiterio ecclesie aliene. . . . Ibi de iure nostro dictum fuit; nec dubium, quin tales nullatenus excusantur, quia sicuti sine lege peccarunt, sic sine lege peribunt(!)*. The sermon is in English, so in this case the reproach is still adressed directly to the members of the congregation.

In August 1349 Richard had presented his proposition *Domine, salua nos* to the Pope, and two months later, on October 4 of the same year, he delivers a sermon (No. 80) in Avignon at the feast of St. Francis, in the church of the Franciscan friars, on the text *Michi mundus crucifixus est et ego mundo*. This very remarkable sermon may be characterized as the last attempt to obtain a peaceful solution of a long-smouldering conflict, a final urgent warning, before the gage of battle is thrown down; when, at a later epoch, he speaks of *precaros meos amicos fratres*, he is not sincere.

In the introduction (see p. 30 above) he at once sets out to win the favour of his audience, using beautiful words about the *antiquitas(!)*, the *auctoritas*, and the *stabilitas* of the Franciscan Order, and also about his own filial affection for it, dating from the days of his childhood in Dundalk. At the same time, however, he directs an attack against the friars who live in obvious opposition to the sayings and the intentions of St. Francis himself, by trying to acquire ecclesiastical honours, by disregarding the injunctions con-

cerning poverty and obedience, and by roving the country far away from their convents and for long periods; both the Order — and here he is speaking to its leaders — and the Curia — there were cardinals present among the audience — ought to intervene and command their return to their convents and especially their leaving the papal court. For here, most of all, one finds *illi miseri vagabundi* who try to obtain the favour of the Pope by means of royal mandates, a scandal to themselves and to their Order, for:

*culpa horum ribaldorum
redundat in ordinem*

(a quotation from a poem?).

The description is very amusing: . . . *dominus papa nunquam alicui talium prouideret, si eorum fraudes agnosceret. Set quia venit adulando cum literis principum recommendatijs quod "talis est noster karissimus . . . nobis veraciter diu seruiuit sancte conuersacionis apud deum et homines . . . cui sumus plurimum obligati . . . ideo etc."* *Nec est vnum verbum veridicum in tota continencia literarum, set sunt litere inpetrate aut ex fauore alicuius mediatoris a latere principis aut (comunius!) per pecuniam datam tali procuratori, quales sunt multi a lateribus principum facti per talia lucra de simplicibus gloriosi. Ideo dominus papa ex causa motus sancta et bona, volens acquiescere precibus principum, vt nos sub eorum tutela tranquillam vitam agamus, talibus precibus principum annuens prouidere talibus [debere credit].*

Although the style does not lack sharp satirical touches, one feels at the same time the author's disarming sense of humour, which presupposes goodwill and mutual sympathy. No doubt FitzRalph believed that he would find in some of the leading Franciscans a responsive audience, for this sermon treats fundamental problems of the Order.

V.

FitzRalph and the Curia 1350.

Alas! the words fell on stony ground, or they were trodden down by busy feet. So it came about that Richard opened the campaign by his proposition *Unusquisque* (July 5, 1350), which demands the total abolition of the privileges of the mendicants, to wit preaching without the permission of the parish priest, hearing confessions, admitting lay people to be buried in their convent grounds, and non-submission to the jurisdiction of the local bishops. From an ecclesiastico-political point of view, this radical proposition appears in the middle of the Jubilee year, when the Curia was receiving large revenues, shortly after the final victory of the Papacy in the dangerous thirty-years' war against the Franciscans (p. 10), and at a moment when the decimation of the clergy by the Black Death in any case would necessitate a reorganisation on several points. FitzRalph himself must have been convinced that he was in favour at the Curia just then. A short time before, he had presented his big work *Summa contra Armenos* to Clement VI., the outcome of the negotiations which he and his collaborator, the bishop of Traù,¹ as the two representatives of the Holy See, had carried on with the emissaries of the Armenian Church. In this *Summa* he had not only completed the task that had been imposed upon him, viz. to give a survey of the Catholic point of view in the dogmatical conflict with the Armenians; he had also upheld the position of the Curia in occidental matters of contention, such as for instance (in the seventeenth book) its attitude towards the diverging doctrines which had quite recently spread at the University of Paris. The most characteristic feature of the *Summa contra Armenos*

¹ See p. 13 above and note to l. 501, p. 79 below.

was the emphasising of the view that truth could not be discovered through philosophical quibbles, but only by means of the Scriptures; and it was to be expected that this would be particularly well received by Clement VI., whose exceptional knowledge of the Holy Writ he points out — and with good reason, too, judging by several of Clement's sermons.

Even if we do not know exactly, what were the results of his proposition *Domine, salua nos* from August 1349 (in Proceedings l. c., Father GWYNN has given his reasons for the assumption that it was not granted), still this document itself proves that FitzRalph was justified in counting on being firmly established in the good graces of Clement VI. It is not surprising that he should flatter the Pope, but he does it in a curiously intimate way. In the beginning of *Domine, salua nos* (Lansdowne 393, f. 240 r) he says: . . . *domini nostri correccioni me eciam subicerem, si non esset iudex meus, sed tantum frater et iustus. Quia locuturus sum de sacris scripturis, quas amplius habet inpectoratas quam alius quiuvis viuencium meo iudicio, et suadeo ex lege clemencie ob reuerenciam nominis ipsius, et racionibus vtor in numero senario ob reuerenciam eius cognominis.* — And towards the end (l. c. f. 243 r): *Et vt breuiter concludam: gratis accepistis, gratis date! Si tibi multum fuerit, habundanter tribue! Eratis, pater Clemens, a paruo, vt accepi, liberalissimus, vt non dicam prodigus, in distribucione carnalium que facilius consumuntur. Absit quod quisquam vobis suadeat; et si suaserit, absit quod suadeat vobis parcitatem in distribucione spiritualium que ex distribucione nullatenus minuuntur.*

Considering what kind of man Clement VI. was — *il avait les moeurs et les vices d'un grand seigneur*, says one of his biographers, and another one reminds us that he issued orders to the angels — this bold and jocular allusion

to his notorious prodigality can only have been possible for a supplicant who feels that he may permit himself considerable freedom of speech.

The preceding fragmentary characterization of the sermons up to this time has attempted to show among other things that a number of the subjects which FitzRalph treats in his proposition *Unusquisque* had interested him for a long time: the danger caused by the position of the mendicants outside the solid structure of society (see p. 36 above), the privileges concerning confession and burial (see p. 40—41 above). On the other hand, he possibly had not realized the danger of the privilege of preaching, until he began his activities as Archbishop of Armagh; and he certainly had not realized the danger of the exceptional legal position of the mendicants (cf. note to l. 417 p. 77 below) until then.

But he did not speak for himself alone. When FitzRalph delivered his expostulation *Unusquisque* to the Pope, emphasizing that Bartholomew, Bishop of Traù, would subsequently explain its practical and legal aspects in greater detail (*seriosius*), he acted as the spokesman of a number of prelates who were present at the Curia, and to whom he frequently alluded in his proposition. Its title also states it to be presented *ex parte prelatorum et omnium curatorum totius ecclesie*. We know nothing, it is true, concerning the justification of this statement. Still, it is an undeniable fact, that the unfortunate usages to which Richard calls attention, and which on the whole he describes in restrained expressions, were found not only in England, let alone Anglo-Ireland: to a certain degree they prevailed everywhere in the Catholic world; cf. also chapter I above. Thus, it is a wellknown fact that the Black Death

had the same consequences in large parts of Europe. We may, for instance, point to the statements of V. DE FUENTE in his large *Historia ecclesiastica de España*. IV, 366; here he describes how, in 1348, the pestilence depopulated the Spanish convents, so that they were obliged to admit young and unfit persons and to mitigate the rules, especially those of the Franciscan friars, who now obtained *tantas rentas, bienes, privilegios y exenciones como los Cluniacenses y Cistercienses*. All things considered, there was certainly reason enough for the hierarchy of the whole Church to wish for an intervention against the mendicants.

We have no knowledge of Bartholemew of Traù's subsequent statement. Nor do we know whether FitzRalph is correct in stating, in the introduction to *Unusquisque*, that the mendicant Orders (all of them together?) had submitted a proposition to the Pope, demanding an interpretation of *Super cathedram* (cf. p. 7). The solving of these questions must be left for future investigation, which should probably take in the whole of FitzRalph's anti-mendicant campaign. On this subject there exist a large number of MSS., mostly unknown or at least unedited, especially in English and French libraries (but also e. g. in Brussels, Munich, Rome). These MSS. deal mainly with the later, better known phases of the controversy (1355—60), but they probably also contain items of information as to how the campaign was opened by the proposition *Unusquisque*.

One fact may be pointed out already: *Unusquisque* led to no papal interference with the privileges of the mendicants. It seems more likely that the Pope's answer was an invitation to FitzRalph to make a detailed exposition of the theoretical basis of the problem. Such an exposition was given in his third big work *De pauperie saluatoris*

(above p. 15); he composed it in the beginning of the 1350ies, and in the introduction he states that it was written at the instigation of Clement VI.

VI.

The Manuscripts of the Proposition *Unusquisque* and of the Sermon-Diary.

The subsequent edition is based on five MSS.:

H = The (formerly ducal) Library of Wolfenbüttel,
Helmstedt MS. 1006.

J = St. John's College, Oxford, MS. 65.

L = British Museum, Lansdowne MS. 393.

B = Bodleian Library, MS. 144.

N = New College, Oxford, MS. 90.

The four latter are the only known MSS. of the complete sermon-diary of FitzRalph, and have been described by Father GWYNN (Proceedings, pp. 2—9). The first manuscript has been described (under No. 1108) by v. HEINEMANN, Die Hss. der Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel, I. Abt. Die Helmstedter Hss., Bd. III, Wolfenbüttel, p. 3 seq.; this description was reprinted by BURDACH, Vom Mittelalter zur Reformation, II, 2 (Briefwechsel des Cola di Rienzo II), pp. 292—297. The provenance of the manuscript is the monastery of Aberbrothock (Arbroath, Co. Forfar, Scotland). It is a miscellany of the fourteenth and fifteenth centuries; ff. 50—59 have certainly been written in Scotland, as they contain notices of local Scottish interest. But ff. 1—49 contain various small items, which (when datable) go back to the middle of the fourteenth century: thus ff. 10—27 is a report on a *Processus contra fratres Johannem Gudulchi de Castellione et Franciscum de Archata hereticos factus per . . . dominum*

Guilielmum episcopum Tusculanum . . . cardinalem tempore Innocentii pape VI a. d. 1354. Further, ff. 34—39 there are two letters from Cola di Rienzo: No. 27, the patent letter on the sovereignty of the Roman people from August 1, 1347 (ed. BURDACH p. 101 seq.), and No. 43, a letter to Clement VI. from October 11, 1347 (ed. BURDACH p. 158 seq.). Finally, on ff. 42 r—49 r, we find the present proposition, from July 5, 1350.

BURDACH assumes that this first part of the MS. goes back to Richard FitzRalph himself, and that the Irish Archbishop had possessed a collection of letters from Cola di Rienzo. Based upon this supposition he makes some very ingenious speculations on the probable influence of Cola di Rienzo on Richard FitzRalph, and, through him, on Wycliffe — alas! all in vain, as the assumption that the Aberbrothock MS. should go back to Richard FitzRalph is wholly unfounded. Only one hypothesis is probable, namely that this miscellaneous collection was made in Avignon after 1362 (f. 41 contains a bull by Urban V.) — thus after the death of FitzRalph — and was brought to Scotland about 1380, without our knowing how this came to happen. But if the hypothesis of the Avignon origin, indicated by the contents of the collection, is correct, the possibility arises that the text of the proposition in this MS. might go back, not to a transcript of the whole sermon-diary, but to a copy made in Avignon, perhaps even to the very copy that was presented by FitzRalph to the Pope after he had delivered his speech (l. 499). As a matter of fact, the text of the MS. H, although not without errors of its own, is appreciably better than that of the MSS. J, L, B, N, and clearly points to an original which was superior to that of the four other MSS. This is easily understood, if we suppose that H goes back to an

Avignon original of the proposition *Unusquisque*, whereas the original of J, L, B, and N was a manuscript, comprising the whole sermon-diary.

Consequently, the present edition of the proposition *Unusquisque* has taken the MS. H as its base, and only deviates from it, where it is manifestly erroneous.

That J, L, B, and N go back to the same source and that this source is inferior to the source of H can be seen from examples such as the following:

34 *iura et*] *iura* H *iuxta* JLBN; 81 *mihi videtur* H *modo videtur* JLBN; 185 *seculares* H ÷ JLBN (cf. 131); 196 *Ita enim inportune vexarunt . . . quod quilibet Romanus pontifex ex hoc fuerat fatigatus* H; for *quod quilibet* the reading of JLBN is *pro quibus*: that is to say that the source of these MSS. has misread *quilibet* as *quibus* and has therefore made an erroneous correction; 254 *statum perfectionis et paupertatis altissime* H *s. professionis et p. a.* JLBN (cf. 274, 356); 311 *tunc* H *cunctos* J *cunctis* LB ÷ N; 447 . . . *quam suus socius carens huiusmodi facultatem, et ita ipse non habet altissimam paupertatem, cum suus socius habeat ampliorem* H *quam suus socius id non habens* JLBN; 460 *ratio premissa firma videtur* H *r. p. prima v.* JLBN; 510 *practica* H *predicta* JLBN; In 493 the marginal note *minor* has been inserted in the source of JLBN (cf. 494).

The errors of H are omissions of single words or misreadings such as 44 *scilicet*] *sanctam*. But we have also to reckon with the possibility of smaller alterations in H, made deliberately. Most conspicuous is the fact that H sometimes replaces *iste* by *ille*. This is proved by two passages, where the source of JLBN has misunderstood the original *iste*: 225 *istud ius siue ista facultas*] *istud ius siue illa facultas* H *istud ius siue iusta facultas* JLBN; 423 *petitionem istam*]

petitionem illam H *petitionem vestram* J *petitionem nostram* LBN. Thus, in the use of these pronouns H is not to be trusted; on the contrary, here it is safer to follow the usage of JLN or of their source. We may also have our suspicions regarding other stylistic phenomena of minor importance; thus, in cases of differences in the order of words, it is not always certain that H has the correct rendering. But on the other hand, for want of definite proof, we generally have no reason for rejecting the order adopted by H.

As, in this text, the four MSS. JLN together have no greater authority than the one MS. H, the mutual relations of those four MSS. are of minor importance to the text of the proposition *Unusquisque*. Moreover, it is impossible to determine exactly the relations of the four big MSS. of the sermon-diary on the basis of this short text alone.

Nevertheless, as a preliminary to the future edition of the sermon-diary, some remarks may not be out of place.

N — the MS. that has transposed the original order of the sermons — has a vile text: a glance at the readings at the foot of the text pages will suffice to prove this. Misreadings and omissions are very frequent. More interesting is the fact that N has many errors in common with B, e. g. the omissions of 65 *predicari*, 78 *per*, 89 *dicuntur*, 112 *penitus*, 276 *fratrum*, 359 *ipsorum*. Or such misreadings as 116 *autem*] *secundam*, 143 *propter*] *preter*, 163 *vulnera*] *verbera*, 243 *tunc*] *inter*, 390 *predicacio*] *predicta*. This fact appears in its proper light, when we observe that whereas N has many errors of its own, the inverse is not the case; on the contrary, N shares the errors of B. Thus, N seems to be a mere transcript of B.

Notwithstanding this, N, in some places, comes nearer to the original than B; thus 214 *consilij desiderari* H *consilij considerari* JLB (*consilij ÷*) *considerari aut desiderari* N; 308 *semel tantum aut bis in anno* HN *s. tamen a. b. i. a.* JLB; 334 *sepultus est in sepulcro patrum suorum* HN *s. e. i. s. fratrum s.* JLB. But doubtlessly such cases are due to corrections in N, as is clear in other places, e. g. 347 *habebant gratuita* H *gratis* JLB *metant carnalia gratis* N.

Especially instructive are places where B has an error that is presupposed by the correction of N. Thus 241 *pocius* HJL *possunt* B *penitus* (twice) N. 254 *sicut et ordinis] et ordinis* H *sive ordinis* JL *sancte ordinis* B *sancte sancti ordinis* N; 330 *ipse* HJL *scilicet ipse* B *sibi* N.

This means that if N should not prove better in other parts of the sermon-diary, an edition of the latter can completely disregard N, (cf. the opinion of Father GWYNN (l. c. p. 8) that N is in no sense an independent witness to the original text).

It is also clear that B, the original of N, has many errors.

L, on the contrary, is a very good manuscript, with few errors of its own, and these generally insignificant or quite obviously silly, e. g. 30 *vocatus] natus*; 117 *vocacione] locacione*; 140 *quem] quam*; 163 *vulnera] verbera*; 384 *que] qui*; 464 *necessariarum] necessariorum*.

Now, as Father GWYNN has justly observed, L is intimately related to B; indeed, we find lacunae in exactly the same places in L and B. Thus on f. 13 of L and f. 3 of B "there is a blank half-page, followed by a blank whole page on the reverse of the folio" (Proceedings p. 20). Similar observations can be made throughout the MSS., and Father GWYNN has ingeniously used the lacunae — which are, partly, reflected in J too — to explain the actual

order of the sermons. In this connection, the most important question is that of the interrelation between L and B. That they are closely related, is proved also by the common errors (shared by N, see above), e. g. 108 *particulam] personalem*; 118 *maneant] moueat*; 142 *assequitur ÷*; 259 *indicta] inducta*; 297 *quos] quod*.

We may combine this observation with the preceding ones, namely that B has rather many errors of its own, which we do not find in L, whereas L has few errors, which are not found in B too, and that the errors of L which are not found in B, are of a type that can be corrected by any scribe. The consequence is that B has no value of its own. It may have been copied from L. It may be a parallel but less careful transcript of the same source. It may be partly one thing and partly the other. This can only be decided after a close examination of a series of sermons. But, at any rate, we cannot expect to find more of the original text in B than in L.

If we turn to J, we find that this manuscript has a considerable number of errors, not only omissions and misreadings, but also corrections of its own, e. g. 52 *resecentur] recensentur*; 91 *duplici ÷*; 233 *idem] non*; 309 *frater] frater talis*; 330 *sepulture] sepulcri*; 331 *sara vxor] cum sara eius vxore*; 351 *capitibus] causis*; 366 *pauperum ÷*; 395 *cognouerit] cogitauerit*; 411 *consequi ÷*; 424 *ostendo] ostendi*; 459 *de ea ÷*, 462 *arta] arte*. On the other hand, J sometimes has a better reading than LBN, thus 142 *assequitur* HJ ÷ LBN; 259 *indicta* HJ *inducta* LBN; 297 *quos* HJ *quod* LBN. It even happens (but very seldom) that J alone has the correct reading, e. g. 419 *vindicarem* J *iudicarem* HLBN: the difference between *uin* and *ui/iu* is only a thin horizontal line which certainly has been in the source of H as well

as in that of JLB N, but it has only been noticed by the scribe of J.

The result of these observations, then, is that whereas N is dependent upon B and B upon L (or perhaps upon the source of L), J and L are mutually independent (but not necessarily direct) copies from a manuscript which must have comprised the whole collection of sermons and which, probably at the instigation of FitzRalph himself, had been copied from the original MSS. of the single sermons at the time when he made up his mind to publish the collection. Consequently, the future editor of the sermon-diary has to investigate carefully the existing MSS. of single sermons, because they might offer a better text than that of the collected edition. This is luckily the case with the MS. H of the proposition *Unusquisque*. If, in the rest of the sermon-diary, no separate MS. of independent value is found, the text has to be based on L, but with complete use of the readings of J. N can be almost neglected, and B need be consulted only if the text of LJ is incomprehensible.

VII.

The Proposition *Unusquisque*.

Proposicio domini Richardi, archiepiscopi Ardmachani, Hibernie primatis, solempnis in sacra theologia doctoris, ex parte prelatorum et omnium curatorum tocius ecclesie coram domino Clemente papa VI^{to} in publico consistorio, anno domini millesimo ccc^{mo} l^{mo} mensis julij die quinta.

3-7 *Proposicio* — *quinta* ÷ N *domini* ÷ LB *Richardi archiepiscopi* ÷ J *Ardmachani* H *Armachani* JLB 4 *Hibernie* — *doctoris* ÷ J *solempnis* — *doctoris* ÷ LB 5 before *ex parte*: *contra fratres et eorum priuilegia* JL 6 *Clemente* H ÷ JLB *sexto* H ÷ JLB 7 *mense* JB

A. *Vnusquisque in quo vocatus est frater, in hoc maneat apud deum. I. ad Cor. VII. capitulo [.,24]. Pater Sanctissime, loqui prohibeor et tacere non possum. Loqui pro-* 10
hibeor, quia timeo precaros amicos meos fratres offendere, et tacere non possum, quia votis reuerendorum dominorum meorum presencium prelatorum in curia debeo ac teneor obedire. Qui patres reuerendi ac mei domini acceperunt, quod fratres ordinum mendicantium super decretali quadam felicis 15
recordacionis Bonifacij VIII. in Clementinis titulo de Sepulturis capitulo Dudum incorporata, que sic incipit: Super cathedram, in presencia Vestre Sanctitatis et istius sacri collegij proposicionem quandam fecerunt, decretalis eiusdem tres particulas in genere distinguendo: partem vnam 20
dicunt obscuram, alteram affirmant superfluum, et terciam asserunt rigo-ram — humilibus precibus postulantes per Vestram Sanctitatem eiusdem decretalis obscura seu dubia declarari, superflua resecari, et eius rigida mitigari. Hoc autem postulant (vt debemus supponere, quod perfeccionis 25
viam tenentes apostolicis monitis cupiunt obedire), qui vt verba premissa concluderet in eodem capitulo I. ad Cor. VII. [.,17f.]: vnumquemque sicut vocauit deus, ita ambulet: cum circumcisis quis vocatus est, non adducat prepu- 30
cium; in prepucio aliquis vocatus est? non cir-
cumcidatur.

Nos autem ecclesiarum prelati maiores atque minores in prepucio sumus vocati, quia temporalia bona matris nostre

8 *frater* ÷ N 9 *permaneat* J 10 *prohibior* B et — *prohibeor* ÷ N
 11 *timeo* H 12 *votis*] *vocatis* N *dominorum meorum reuerendorum* BN
 13 *debeo* B ac] *aut* J 14 *qui*] *qua* L 15 *ordinum* ÷ N 16 *Bonofacij* B
 in *Clementinis titulo*] *incliti* N *titulo*] *ti.* HJLB(N) 17 *sepulturis* H
sepultura JLBN 21 *alteram* ÷ N 22 *asserunt*] *assererunt* B *asserue-*
runt N 25 *quod* HJL *quia* BN 26 *qui* HBN *quia* JL 27 *concluderet* H
concluderent L *concludent* BN ÷ J 29 *cum* H ÷ JLBN 30 *vocatus*] *natus* L

militantis ecclesie dispensamus et iura et leges quibus nobis
 35 *debentur habemus. Fratres vero quatuor ordinum mendi-*
cancium sunt in circumcissione vocati: sanctam enim atque
deuotam paupertatem altissimam profitentes ex sua per-
fectione sunt temporalibus et huiusmodi legibus, quibus eis
debentur talia temporalia, circumcisi. Ex quibus consequitur
 40 *quod, sicut nos habentes ex vocacione prepucium non de-*
bemus nobis circumcissione fratrum adducere huiusmodi tem-
poralia seu leges quibus nobis debentur, vt fratres in sua
vocacione faciunt abdicando, sic nec fratres in circumci-
sione vocati, scilicet paupertatem altissimam profitentes ac
 45 *leges quibus ista temporalia debentur ex professionis sue*
regula abdicantes, a nobis tollere nec eis adducere debent
prepucium. Vnde petitionem ipsorum premissam — tanquam
iustam et sanctam et prefate apostolice doctrine conformem
atque regule suorum ordinum congruentem (quam eis cre-
 50 *dimus esse diuinitus inspiratam), scilicet quod huiusmodi de-*
cretalis dubia (intelligo, si qua sint que non debent computari
inter superflua) declarentur, superflua resecentur, et rigida
mitigentur — omnes concorditer tam maiores quam minores
prelati presentes, vice nostra ac omnium absencium, quanto
 55 *valemus, deuocius atque humiliter petimus adimpleri, sic enim,*
vt credimus, in eis implebitur vnusquisque in quo voca-
tus est frater, in hoc maneat apud deum.

B I. *Vt autem ad materiam ipsam descendam et quod dico clarius elucescat, ecce est in predicta decretali obscura vel*

34 *desponsamus* N *iura et*] *iura* H *iuxta* J L B N *nobis* ÷ J
 36 *enim* ÷ J 37 *perfectione* H J N *profectione* L B 41 *circumcisionem* L
 41 *circumcissione fratrum nobis* J L B N 42 *in* ÷ N 44 *scilicet*] *sanctam* H
 45 *ista* ÷ H *debentur ista temporalia* J L B N 47 *prepucium* ÷ N 50 *esse*
 H ÷ J L B N *inspiratam diuinitus* J *diuinitus*] *diutius* N 52 *resecentur*]
recensentur J 53 *mitigantur* B N 55 *et sic* H 59 *elucescat* H *eluceat*
 J L B N *est* H *enim* J L B N *vel* H ÷ J L B N

*videtur illa particula Ordinamus, ut dictorum ordinum 60
fratres in ecclesijs et locis eorum ac in plateis
comunibus libere valeant clero et populo predi-
care ac proponere verbum dei, hora illa duntaxat
excepta in qua locorum prelati predicare vo-
luerint vel coram se facere solempniter predicari, 65
in qua eciam predicare cessabunt, preterquam si
illud de prelatorum ipsorum voluntate proces-
serit et licencia speciali.*

*Quoniam dicitur quod fratres ibi per prelatos non in-
telligunt indistincte quoscunque maiores atque minores pre- 70
latos curatos, quin potius inuitis rectoribus, vicarijs, seu
parochialibus capellanis, cum ipsi predicant, fratres eciam in
suis locis et in plateis comunibus, eciam prope ecclesias pa-
rochiales, nonnunquam tunc populo predicant, a matrice
ecclesia populum subtrahendo, licet sit preceptum ecclesie quod 75
parochiani hora misse ad ecclesiam parochialem confluant
ecclesie monita audituri. Nos vero e contrario affirmamus,
scilicet quod per prelatos quicunque maiores et minores ibi
debent intelligi. Quod triplici via suadeo: ex grammatica, ex
scriptura sacra, et ex ratione certa. 80*

*Ex grammatica hoc michi videtur, quoniam verbum pre-
latus aut descendit a verbo preest aut a verbo prefertur,
et ex utroque consequitur, quod competit quibuscunque qui in
cura alijs presunt siue alijs preferuntur. — Ex scriptura sacra,
quia ad Ebreos xiiij. cap. [17] dicitur Obedite prepositis 85
vestris et subiaccete eis, ipsi enim peruigilant,*

65 *predicari* ÷ BN 69 *per* ÷ J *per prelatos* ÷ H 70 *prelatos* LBN ÷ J; in H *prelatos* has been cancelled (and so probably the archetype, with or without restoration) 72 *ipsi* H ÷ JLBN 78 *per* ÷ BN 79 *suadeo*] *sua deo* N 81 *michi* H *modo* JLBN *verbum* ÷ H 84 *cura* HJ *curijs* L *curis* B *terris* N *alijs* (1) *alij* N 85 *xiiij.* N

quasi rationem de animabus vestris reddituri. Ex qua causa satis apparet quod omnes curam animarum habentes dicuntur prepositi et per consequens dicuntur vere prelati.

90 *Vnde alibi dicit Apostolus Qui bene presunt presbyteri duplici honore digni habeantur 1. Tim. V. [,17], omnes curatos intelligens, qui, quoniam duplici honore sunt habendi, merito hijs siue ipsorum a quibus honorantur dicuntur esse prelati. — Item videtur idem ex ratione manifesta, quia*

95 *iustum est quod semper maior preferatur minori, si ad eundem actum velint concurrere: constat autem, quod curati quicunque maiores sunt in ordine ecclesiastico, quam sint fratres ex ordine, cum fratres in ordine non habeant nisi ordinem leuitarum et sacerdotes eorum ordinem simplicium sacerdotum;*

100 *igitur videtur quod omnes curatos volebat (quia debebat) intelligere in illa particula exceptiua nisi prelati locorum. Item, ex quo fratres toto residuo diei tempore possunt predicare pro voto et curati nunquam predicant nisi tempore missarum, iniquam esset quod vnus fructus inpediretur per*

105 *alium, cum populus posset vtraque consequi horis diuersis, sic quod vtilitas populi videtur exigere quod nomine prelatorum maiores et minores debent ibi intelligi. — Constat igitur istam particulam dubiam esse in puncto, et ob hoc, si non debeat inter superflua computari, iuste petitur declarari. Intendo*

110 *tamen infra ostendere quod ista tota particula, qua fratribus auctoritas legis ad predicandum conceditur, est omnino superflua et ab eis penitus amputanda.*

87 *racioni* N *de* H J *pro* L B N 88 *habenti* N 89 *dicuntur* (1) ÷ B N *vere*] *viri* N 91 *duplici* ÷ J *habeantur* J L B N *habentur* H *Tim.*] *Thi.* H *ad Thym.* J *Thim.* L N *Themo.* B 92 *curatos*] *creatos* N *intelligens*] *intelligimus* H 98 *in*] *ex* H 102 *iterum* N *tempore* H ÷ J L B N 105 *cum*] *tamen* N *vtrumque* N 107 *maiores et minores* H *minores sicut maiores* J L B N 108 *particulam*] *personalem* L B *puncto*] *parte* B *et* ÷ H 109 *intento* N 110 *infra*] *in facto* B 111 *predicandum* N 112 *et* ÷ N *penitus* ÷ B N

C II. *Secunda particula decretalis illius videtur omnino superflua, videlicet illa que fratribus ipsis concedit confessiones alienorum parochianorum audire et eis penitencias 115 iniungere et eos absoluere. Hanc autem particulam esse superfluum et circumcidendam in fratribus, vt in sua vocatione maneat apud deum, triplici via suadeo: videlicet ex sufficiencia precedentium legum ecclesie, ex fratrum ipsorum regula seu professione, et ex confitentium iactura seu 120 discrimine.*

C II, 1. *Primo videtur illa absoluendi potestas esse superflua propter sufficienciam precedentium legum ecclesie, quoniam mille cc annis ante constitutionem alicuius istorum ordinum predictorum leges comunes seu iura comunia suf- 125 ficiebant congruo regimini totius ecclesie. Cur igitur non ita sufficient istis temporibus, ratio non videtur. — Item si non ad hoc sufficerent iura comunia, cur non potius ordines amplius approbati et amplius incorporati ecclesie, scilicet ordines possessionatorum, qui non solum sunt confirmati, sed 130 instituti ab ecclesia — isti autem sunt solummodo approbati — et alij doctores theologie et decretorum in partibus, si hoc insufficiencia curatorum exigeret, hanc facultatem habent? Ratio non videtur quin potius deberet magis incorporatis ecclesie committi quam minus incorporatis ecclesie. — Si vero 135 dicatur quod, quia curati plures sunt minus sufficientes ad illud officium et fratres multi sunt sufficientes, ideo videtur*

113 videtur] est H 116 secundam particulam BN 117 circumcidendam esse LBN vocatione] locacione L 118 maneat] moueat LBN (B corrects to maneat) sua deo N videlicet ex HL ÷ JBN 120 ipsorum fratrum H seu ÷ N 124 constitutionem H institutionem JLBN istorum H ÷ JLBN 126 igitur] ergo J 127 ratio H ÷ JLBN 128 hoc] hec H ad hoc sufficerent H sufficerent ad hoc JLBN 129-131 amplius incorporati — approbati et ÷ N 130 non sunt J 132 decretalium L hoc HJ hec LB 133 qui hanc H (erroneous correction!) 134 deberet JL debent HBN magis ÷ N 135 committi — ecclesie ÷ N 137 illud] istud H

*valere regimini populi christiani quod fratres habeant cum
 curatis istud officium, videtur michi ex hoc sequi contrarium,
 140 et facio ad hoc huiusmodi rationem: Si fructus ille, quem
 modo populus per legem comunem restrictam et per istam
 facultatem fratribus concessam assequitur, regularius et
 honestius proueniret in populo quam modo prouenit et propter
 hoc multa incomoda vitarentur que modo contingunt, conse-
 145 quitur quod magis expediret istam facultatem circumcidere
 in fratribus quam permittere eam manere. Sed hoc constat,
 ergo etc. — Probatur minor, quoniam ordinarius singulis
 annis visitans suam dyocesim, si reperiret insufficienciam in
 curatis, posset fratres quos ad hoc iudicaret idoneos, quando
 150 et ubi expedire videret, vocare in partem solitudinis cura-
 torum. Et si fratres essent sub lege comuni, tenerentur episcopo
 obedire, ymo obedirent gratanter (ex quo modo currunt pre-
 cipitanter ad istud officium), et esset multo honestius et
 regularius quod ordinarius loci vocaret sic de sibi subiectis,
 155 quando expedire videret, quam quod vnus extraneus qui
 nullam habet iurisdictionem, sicut minister seu vicarius fra-
 trum, parochianis episcopi tales preficeret, sicut fit modo. Et
 sic idem fructus qui modo prouenit in populo tunc regularius
 proueniret, et propter hoc multa vitarentur incomoda que
 160 modo proueniunt: Modo enim quia a curatis tollitur ius suum*

138 *valere regimini*] *velle regimen* B *quod christiani quod* N
 139 *istud* H J B *illud* L N 140 *quem*] *quam* L 141 *modo* H ÷ J L B N
restrictam] *recitatam* N 142 *assequitur* H J ÷ L B N 143 *prouenire* N
propter] *preter* B N 144 *hoc*] *hec* N *que*] *qui* N 145 *istam*] *illam* H
 146 *manere*] *remouere* N 148 *annis*] *sinus* N *reperiret*] *reciperet* N
 149 *curatis*] before this word *prelatis* has been written, cancelled, and
 restored H *quos ad*] *quo ad* N 150 *ubi*] *ibi* N *vocare* ÷ N 153 *ad* H
 ÷ J B L N *et esset* H L ÷ J B N 154 *quod* H *quando* J L B *admittere*
quando N 155 *expedire videret*] *expediret* N *extraneus*] *extrinsecus* N
 155 *quia*] *qui* N 156 *sicut* H N *sic* L *sive* J B *seu* H *sicut* J L B N
 157 *parochianum* N 160 *suum*] *comune vicissim* N

per fratres, oriuntur inter ipsos et fratres dissensiones ac odia ac contumelia, ita quod nonnunquam per verba peruenitur ad verbera, ymo ad hominum occisiones et vulnera. — Item magnum videtur inconueniens quod curatus, qui in persona sua ad curam admissione oneratur a suo episcopo, vt pro 165 omnibus sibi commissis reddat rationem in die iudicij, per totam vitam suam plurimum sibi subditorum non potest vitam agnoscere, ymo illis subditis est in hoc magna iactura, vt infra ostendam. — Constat igitur, quod comoda illa que modo proueniunt, circumcisa ista facultate absoluendi a 170 fratribus, per sola iura comunia regularius prouenirent, quam modo proueniunt, et nichilominus multa incomoda que modo ea occasione eueniunt, vitarentur. Consequitur igitur ex illa sufficiencia precedencium legum ecclesie, quod ista facultas absoluendi concessa fratribus tanquam in toto superflua est 175 penitus amputanda.

C II, 2. *Secundo hoc idem videtur ex ipsorum fratrum regula seu professione, tam quoad huiusmodi facultatis assecucionem quam quoad eius execucionem; quoniam assecucio videtur contra diuinum consilium et contra diuinum 180 preceptum; et constat, quod fratres ex sua professione et regula tenentur seruare precepta atque consilia; ergo etc. Probatum assumptum. Et primo accipio quod fratres ad hanc facultatem habendam non erant vocati ab ecclesia, quoniam pocius ecclesia vocasset, vt dixi, doctores seculares, curatos, 185 et religiosos possessionatos, qui sunt ab ecclesia instituti et*

161 *dissensiones* N 162 *contumelie* BN 163 *verbera*] *vulnera* L
vulnera] *verbera* BN 165 *ad*] *in* J 167 *subiectorum*] *subditorum* N
169 *igitur* H *ergo* J LBN 170 *ista* J LBN *illa* H 173 *igitur*] *ergo* J
illa H *ista* J LBN 174 *ista* J LBN *illa* H 175 *est*] *est et* J 178 *tam*
quoad] *tamquam ad* N *huiusmodi*] *huius* BN 180 *contra* ÷ L 181 *pro-*
fessione N 183 *accipio*] *accipio ad hanc* J L (*hunc*) BN ÷ H 185 *eccl-*
esia vocasset pocius J 185 *seculares* H ÷ J LBN *curatos* ÷ N

*incorporati ecclesiastice yerarchie ante aduentum fratrum
 per mille cc annos aut circiter, quam vocaret fratres aduen-
 ticios, quorum ordinem non instituit, sed ad institutorum
 190 ipsorum ordinum petitionem humilem approbavit. Quod quia
 ecclesia non fecit, consequitur, quod ad istud officium non
 erant vocati. Nec puto, quod ipsi valeant hoc negare, cum
 opera ipsorum presencia et preterita id affirmant: Ita enim
 inportune vexarunt quasi quoscunque Summos Pontifices sui
 195 temporis, a tempore quo ad huiusmodi negocia habebant
 ingressum, vt ampliaretur in eis talis facultas, quod quilibet
 Romanus Pontifex ex hoc fuerat fatigatus, nec idem Vestre
 Sanctitatis tempore omiserunt, cum super hoc instent eciam
 in presenti. Clarum est ergo atque patens, quod ad peti-
 200 cionem et aspiracionem eorum, non ad vocacionem Ecclesie
 istud curatorum officium acceperunt.*

*Petere vero siue desiderare illam facultatem fuit, vt videtur,
 contra diuinum consilium atque apostolicum: Cum, inquit
 Christus, inuitatus fueris ad nupcias, recumbe in
 205 nouissimo loco, vt, cum venerit qui te inuitauit,
 dicat tibi: 'amice, ascende superius!' Luce xiiij. [8—10].
 Et Paulus apostolus, qui ewangelium a Christo reuelante non
 ab homine, vt ad Gal. [1,1] scribit, accepit, dicit expresse
 Nemo sumat sibi honorem, sed qui vocatur a Deo,
 210 [Hebr. 5,4] et quis ambigit quin facultas illa absoluendi sit
 magni honoris? — scilicet habere reges, principes, comites, ba-
 rones, reginas, comitissas, ac dominas, filios ac filias spirituales:
 Igitur non potuit absque transgressione diuini atque apostolici*

188 vocaret H vocasset J LBN fratres ÷ N 193 et] sicut N 194 in-
 portune attendentes BN vexauerunt J 195 tempore quo ÷ J 196 am-
 plieretur B quod quilibet H pro quibus J LBN 199 ergo] igitur J atque
 patens H ÷ J LBN 200 aspiracionem H affirmacionem J LBN 201 illam
 H istam J LBN 203 cum H dum J LBN 207 apostolus ÷ H 209 su-
 mat J sumit H LBN 210 quin H quod J LBN illa H ÷ J LBN 211 reges
 et J 213 absque H sine J LBN

consilij desiderari a fratribus. Vnde duo filij Zebedei, quia petebant a Christo gradum honoris, audire ab eo meruerant: 215 Nescitis quid petatis! Mat. xx. cap. [,20]. Super quo verbo dicit Crisostomus omelia xxvij. in Imperfecto Opere super Matheum: Desiderium primatus ex iactancia cordis nascitur; qui enim est humilis corde, nunquam desiderat superior apparere. — Item istud de- 220 siderium videtur esse contra diuinum preceptum Exod. xx. cap. [,17] Non concupisces domum proximi tui, nec desiderabis uxorem eius, non seruum, non ancillam, non bouem, non asinum, nec omnia que illius sunt. Cum igitur istud ius siue ista facultas tunc fuerit curatorum, 225 non potuit sine transgressione huius diuini precepti a fratribus concupisci, nisi quis affirmet quod quis licite potest rem talem spirituales proximi sui desiderare et non potest rem corporalem illius concupiscere, quod minus prudenter diceretur, cum ista res spiritualis multum sit proximo suo utilior quam 230 res huiusmodi corporalis. Consequitur ergo quod assecutio huius facultatis fuit in fratribus graue peccatum.

Item idem videtur de executione facultatis istius, primo quidem, quoniam maculat statum persone et ordinis, cum sit notum quod questus est huius executionis causa precipua, 235 cum fratres non querant facultatem ministrandi alia sacramenta quibus nullum comodum est annexum, sicuti sacramenta baptismi et extreme vnctionis. Item ceteri homines

214 *consilij desiderari* H *consilij considerari* JLB *considerari aut desiderari* N a *fratribus a fratribus* N 215 *meruerunt* N 217 *opere super matheum* ÷ N 219 *cordis nascitur* H *nascitur cordis* JLB *vescitur cordis* N 220 *superior* ÷ J 221 *esse* H ÷ JLB N 222—224 *non seruum non ancillam non bouem non asinum* H *nec s. nec a. nec b. nec a.* JLB N 225 *ista*] *illa* H *iusta* JLB N *presbiterum siue curatorum* N 227 *licite potest* H *potest licite* JLB N 230 *ista* JLB N *illa* H 231 *res* ÷ H *huiusmodi*] *huius* B 233 *idem*] *non* J 234 *ordinem* N 235 *huius*] *huiusmodi* B

deuoti et sancti de possessionatorum ordinibus ac eciam
 240 *seculares non solum non querunt istud officium, sed oblatum*
pocius reiciunt. — Est ergo in fratribus aliqua causa latens
interius, cur ipsi se ad officium istud precipitant; nec talis
causa potest esse deuocio, quia tunc reperiretur saltem in
 245 *aliquibus alijs viris deuotis vt in fratribus, quod tamen nun-*
quam contingit. Constat ergo questum esse in causa precipua.
Vnde Aristoteles Primo Posteriorum docens inuenire sub-
stanciam primam cuiuscunque passionis seu immediatam
causam ipsius dicit, quod est id 'quo posito ponitur passio, quo
remoto remouetur seu tollitur.' Sic est hic in fratribus de
 250 *comodo temporalis huic facultati annexo, quod illo posito*
ponitur ista grata executio, quo remoto remouetur. Igitur
non est dubium, quin questus sit causa precipua executio-
facultatis istius; et cui dubium, quin hoc maculat statum
personarum, sicut et ordinis, qui statum perfectionis et
 255 *paupertatis altissime profitentur? Vnde dicit dominus Nicolaus*
ij. in decretali illa 'Exijt qui seminat' libro vj.: Ista tamen
sic faciant quod semper in eis et eorum actibus
paupertas sancta reluceat, prout ipsis ex eorum
regula inuenitur indicta.

260 *Item ista facultas in fratribus, quia fuit acquisita mediante*
peccato, non videtur posse exerceri ab eis sine peccato me-
diante quo fuerat acquisita, quoniam illud peccatum in
acquirente semper manet, quamdiu retinetur res mediante

241 *pocius* HJL *possunt* (in the margin to *pocius* corrected) B
penitus penitus N *reiciunt* H *eiciunt* JLBN *Est* HLN *Et est* J *Et B*
 242 *se* H ÷ JLBN 242 f *istud — causa* ÷ N 243 *tunc*] *inter* BN 246 *sub-*
stanciam primam] *philosophicum principium* N 247 *passionis*] *possessionis*
 N 248 *est* ÷ N *id*] *illud* J *passio seu possessio* N 249—251 *seu—remoue-*
tur ÷ BN 254 *sicut et*] *et* H *sive* JL *sancte* B *sancte sancti* N *per-*
fectionis H *professionis* JLBN 257 *faciant*] *perficiant* N *eis et* ÷ N *et*
 H *et in* JBL 259 *indicta* HJ *inducta* LBN 260 *ista* JLBN *illa* H
 263 *mediante* H ÷ JLBN

illo peccato illicite acquisita — intelligo, cum peccatum fuit causa mouens precipua acqusicionis illius. — Racionem huius 265 sepe dixi in publico. Quoniam nunquam penitet quis de tali peccato acquisitio rei talis, quamdiu res illa tenetur: non enim stant simul in animo penitencia male acquisitionis rei cuiuscunque et voluntaria rei illius detencio; et ob hoc, qui vere penitet de tali peccato, rem abicit quam mediante isto 270 peccato nequiter acquisiuit. Vnde e contra sequitur quod, qui rem illam retinet, nequaquam de peccato mediante quo illam acquisiuit veraciter penitet. Vnde videtur quod fratres contra statum sue perfeccionis faciunt in exequendo hanc facultatem et in assequendo similiter, vt ostendi. Et ita ex 275 fratrum regula et professione apparet quod ista facultas absoluendi est in eis superflua et circumcidenda ab eis.

C II, 3. *Tercio idem apparet ex confitencium iactura siue discrimine. Primo, quia, sicut in medico et medicinis carnalibus non posset vnus homo apte sanari per diuersas 280 medicinas et diuersos medicos, quorum vnus vnam eius partem aut eum eciam in parte sanaret et alius aliam eius partem aut eum eciam in alia parte sanaret, vno illorum factum alterius penitus ignorante, sic in medicis et in medicinis spiritualibus nunquam possunt duo medici eidem homini adhibentes 285 medicinas diuersas, scilicet sacramenta diuersa quibus anima vnaquaque sanatur, (sicut sunt curatus et frater) ita apte animabus mederi vno ignorante quid alter efficit, sicuti posset vnus medicinas omnes, scilicet sacramenta omnia, ministrando,*

264 illo] illa N 265 illius J LBN ipsius H 268 in animo H vera J LBN (penitencia vera N) 268 rei H ÷ J LBN 273 acquisiuit illam J vnde e contra veraciter N 274 perfeccionis H professionis J LBN 276 fratrum ÷ BN professione H professione (profeccione) status J LBN 277 absoluendi ÷ J 280 sanari N per] et N diuersa H 282 eciam H ÷ J LBN 282—283 et alius — sanaret ÷ H 284 medicinis] medicis J 285 duo ÷ N

290 *videlicet baptismum, penitenciam, eucaristiam, et vncionem
extremam. Ecce penitencium vna iactura.*

*Item Christus dicit Mat. 19. [4—6]. An non legistis,
quia, qui fecit eos ab inicio, masculum et feminam
fecit eos, et dixit propter hoc 'dimittet homo pa-
295 trem et matrem et adherabit vxori sue, et erunt
duo in carne vna'. Itaque iam non sunt duo, sed
vna caro. Quos ergo deus coniunxit, homo non
separet. Cum igitur separatur confessio viri et vxoris, vnus
coniuncti separatur confessio, quod fieri constat illis esse
300 nociuum, quia satis est notorium, quod vnus sciens vtriusque
morbum congruencius posset eis mederi quam duo. Ecce alia
satis grauis iactura.*

*Item tollitur omnino verecundia aut multum minuitur,
que tamen est penitencie pars magna; quoniam nemo am-
305 bigit, quin quiscunque maiorem verecundiam haberet con-
fiteri illi qui eum quasi per singulos dies esset visurus, sicuti
curatus per singulos dies conspicit oues suas, quam illi qui
fortassis semel tantum aut bis in anno eum videret, qualis
est frater.*

310 *Item cum homines sepe infirmentur, ita quod oportet
confiteri, et curatus tunc audiat — sicut oportet fratre con-
fessore absente — confessionem talium, multo posset eis vtilius
consulere in articulo mortis, si vitam eorum precedentem
agnosceret, quam potest in presenti, quando vitam *ouium*

292 dicit ÷ H 293 ab inicio ÷ H 293 f ab — eos ÷ J 296 itaque]
atque N 297 quos HJ quod LBN iunxit N 298 igitur H ergo J LBN
303 omnino H modo J LBN 304 ambigit ÷ N 306 dies ÷ N sicuti H
sicut J LBN 307 curatus H curato JLB creator N 308 tantum HN
tamen JLB 309 frater talis J 310 sepe H sepius J LBN oportet H
oporteat J LBN 311 confiteri — fratre ÷ N tunc H cunctos J cunctis
LB oportet H oporteat J LBN 312 talem N 313 eis consulere in arti-
culo mortis vtilius J LBN eis ÷ H eorum H illorum J LBN 314 potest
÷ N quando] qua H J N quam LB ouium] quia H J LBN

*non cognoscit. Constat quod confitens patitur in hoc magnam 315
iacturam.*

*Alia plura possent hic dici, sed videntur hec tres vie suf-
ficere, scilicet precedencium legum ecclesie sufficiencia, fratrum
regula seu professio, confitencium discrimen seu iactura
patenter ostendere, quod ista facultas in fratribus est omnino 320
superflua et ex toto circumcidenda in eis.*

D III. *Tercia particula huius decretalis videtur nimium
rigorosa curatis, fratribus, et sepultis, que facultatem fratribus
ipsis parochianos alienos sepeliendi concedit.*

D III, 1. *Primo videtur hec facultas sepulture fratribus 325
concessa rigorosa curatis ex parte sepulture, quia est contra
legem nature, qua filius naturaliter appetit cum parentibus
sepeliri quia habet corpus de corpore eius. Vnde Adam sepultus
est in Ebron, ut dicitur Josue 14. capitulo [,15]; et ibi Abraham
emit sibi ius sepulture, scilicet speluncam duplicem, ubi ipse 330
sepultus est, Sara vxor, Ysaac, et Jacob; et Joseph mortuus
in Egipto adiuravit ossa sua in locum patrum adduci, Gen.
ultimo in fine [50,24]; et iij. et iiij. Regum de regibus quasi
omnibus dicitur sic: et sepultus est in sepulchro patrum
suorum vel appositus est ad patres suos aut dormiuit 335
cum patribus suis. Vnde constat hanc esse legem nature. —
Item est contra legem ecclesie que statuit parochiales ecclesias
ad hoc, et facta est continuacio per m cc annos et amplius,
quod, ubi homines recipiant sacramenta, ibi habere debent*

317 hic ÷ H 319 regula seu professio H professio seu regula JLB N
321 eis H ipsis JLB N 326 curatis H rectoribus JLB N 327 qua HLB
quia J N 328 sepeliri cum parentibus J habet H ÷ JLB N corpus suum J
329 est ÷ H 330 sepulture] sepulcri J ipse] scilicet ipse B sibi N
331 Sara vxor] cum Sara eius vxore J Josep L 332 locum H loca JLB N
333 ultimo ÷ N quasi] quasi de H 334 patrum HN fratrum JLB
335 vel H aut JLB N 336 legem esse N 337 ecclesias ÷ H 338 et (1)]
quod N 339 debent H debeant JLB N

340 *sepulturam. — Item iusticia exigente ibi remanere debet con-*
modum temporale, ubi recipitur precipue commodum spiri-
tuale. Vnde Apostolus dicit Si nos vobis spiritualia se-
minamus, non magnum est, si nos carnalia vestra
metamus 1. Cor. 9. [11]. Constat autem, quod in ecclesia
 345 *parochiali recipitur precipue commodum spirituale, quia omnia*
sacramenta; ergo et commodum sepulture debet habere; et
fratres, si seminauerint spiritualia, habeant gratuita oblata
atque legata. — Item magis est rigidum istud negocium
propter recuperacionem porcionis debite rectoribus, quoniam
 350 *sepius fratres sunt executores, et non audent eos curati conue-*
nire coram prelatis ex multis capitibus, tum quia e contra
faciunt eos ex alijs causis conuocari coram suis conseruatoribus,
tum quia e contra faciunt eos accusari de heresi, sicut dicitur.

D III, 2. *Secundo videtur ista facultas rigorosa fratribus*
 355 *ex fratrum professione, quoniam obligat fratres ad lites, et*
contra perfeccionem suam; nec dicunt iuxta illud 1. Cor. 6. [7]
Omnino delictum est in vobis quod iudicia habetis.
Item ditat fratres contra altissimam paupertatem. Item
distrahit a contemplacione contra institutorum ipsorum
 360 *ordinum intencionem. Item famam maculat personarum et*
ordinis, cum constat questum esse in intencione precipuum
iuxta philosophicam regulam supradictam, quoniam nec in
alijs ordinibus inuenitur ista facultas aut eius voluntas, tum
quia, vt in precedenti articulo alia sacramenta ita deuote non

344 metuamus N autem] igitur J 346 ergo] gratie H 347 si ÷ N
 habeant gratuita H gratis JLB metant carnalia gratis N 350 curati eos
 JLBN 351 capitibus HLBN causis J 352 conuocari H vocari JLBN
 353 e contra ÷ H sicut H vt JLBN 356 perfeccionem H professionem
 JLBN nec H vt JLBN 357 omnino] omne J est ÷ J iudicia H iu-
 dicem JLBN 359 ipsorum ÷ BN 361 constet N 363 ista JLBN illa H
 364 vt JL ÷ HBN precedenti H presenti JLBN sacramenta ita deuote]
 ita deuota H sacramenta JLBN

*curant, scilicet baptismum et unccionem extremam, item non 365
ita sollicitantur, ut habeant sepulturam pauperum, sicut
diutum. Unde nullus ambigit, quin anclacio ad ista est
precipue propter conmodum temporale annexum.*

D III, 3. *Tercio videtur hec facultas rigorosa sepultis ex
animarum utilitate, que consistit in oblacionibus et in ora- 370
cionibus pro eis factis post mortem. — Primo videtur quod
substrahitur mortuis in oblacionibus ibi factis, quoniam
magis acceptantur a deo in loco sibi magis accepto: talis est
parochialis ecclesia, non oratorium fratrum. Probatur per
illud Deuteronomij 12. capitulo [5] Ad locum quem elegerit 375
dominus deus vester, de cunctis tribubus vestris
venietis et offeretis in illo loco holocausta et victimas
vestras, decimas et primicias manuumstrarum,
et vota atque donaria. Locus enim fratrum quamvis
approbatus tamen non est ab ecclesia vice dei electus, sicut 380
sunt parochiales ecclesie et monasteria illorum ordinum qui
sunt ab ecclesia instituti. Igitur parochiales ecclesie sunt
magis deo accepte pro votis atque donarijs offerendis, et ita,
cum oblaciones, que ibi fierent, alibi fiunt, minuitur fructus
oblacionis ipsius sepulti. Et ille est rigor pergrandis. 385*

*Item idem patet de oracionibus, scilicet quia in loco deo
magis accepto amplius acceptantur oraciones. Hoc constat ex
illo dicto Christi Domus mea domus oracionis vocabitur
Mat. 21 cap. [13] et Luc. 19. [46]. Et ex oracione Salomonis*

366 *sepulturam*] in *sepultura* N *pauperum* ÷ J 367 *anclacio* H
hauelacio JL *auelacio* BN *ad ista* JLBN *illa* H 370 *consistit* H
constat JLBN 371 *factis pro eis* JLBN 372 *in* H *de* JLBN *quoniam*
H *quantum* JLBN 373 *est* ÷ H 375 *elegerit* H *elegit* JLBN 377 *loco*
illo N 379 *enim* H *vero* JLBN 383 *deo magis* JLBN 384 *que*] qui L
fiunt] *sint* N 385 *illius ipsius* N 385 *Et ille est* HJ *Et est ille* LBN
386 *quia* H *quod* JLBN 389 *ex oracione* H *eo quod oracionem* JLBN

390 (*que non solum videtur oracio sed potius predicacio*) *ijj. Regum*
vijj. cap. [37—39]. Domine deus, fames si aborta fuerit
in terra aut pestilencia aut corruptus aer aut
erugo aut locusta aut rubigo, et afflixerit eam et
inimicus eius obsidens portas, omnis plaga, vni-
 395 *uersa infirmitas, cuncta deuoracio, si quis cog-*
nouerit plagam cordis sui et expanderit manus
suas in domo hac, tu exaudies in celo. Et infra
eodem capitulo [III. Reg. 8, 48 f.] Eciam si captiui ducti
fuerint et orauerint contra viam terre sue et
 400 *ciuitatis et templi quod edificauit nomini tuo, tu*
exaudies in celo et in firmamento solij tui. — Ex isto
triplici rigore palam sequi videtur, quod talis debet fieri eius
mitigacio quod curati habeant illud quod de iure comuni eis
debetur.

405 **E** *Item ex alio priuilegio concesso fratribus videtur*
dominis meis prelatis presentibus sequi magna absurditas,
videlicet quod quecumque persona potest consequi iusticiam
in partibus de episcopis — qui apostolis Christi in ecclesiastica
yerarchia succedunt — si episcopi in eos deliquerint, scilicet
 410 *penes suum archiepiscopum, et nemo in partibus potest*
iusticiam consequi de aliquo fratre istorum ordinum, qui non
habent in ecclesiastica yerarchia nisi gradum leuitarum aut
ad plus simplicium sacerdotum ex sui ordinis instituto. Vnde
cum volebam semel facere iusticiam cuidam in ista mortalitate
 415 *super quibusdam bonis amici sui defuncti, a fratribus, vt*

390 *que non solum* twice J *potius* H ÷ J L B N *predicacio* H J L
predicta B N 391 *si fames aborta* N *aborta* H J L B N *oborta* Vulgata
 392 *corruptus* L 393 *eam* H *eum* J L B N 394 *obsidendo* N 395 *cog-*
nouerit] *cogitauerit* J 397 *Et* ÷ N 403 *comuni* H ÷ J L B N 409 *scilicet*
 ÷ H 411 *consequi* ÷ J 412 *nisi statum nisi gradum* H 413 *ad plus*]
ad amplius N *instituto*] *institucione* J 414 *semel volebam* J L B N
 415 *quibusdam*] *quibus* N

asseruit, usurpatis, fratribus coram me vocatis, quorum fueram conseruator, fratres responderunt in publico, quod non eram nisi conseruator eorum, non positus vt iudicarem de eis, sed vt vindicarem pro eis.

F. *Verum quia predixi vnā particulam huius decretalis 420 dubium continere, cuius declaracionem domini mei cum fratribus ipsis a Vestra Sanctitate deprecant, et dixi petitionem istam nos ita accipere, quod, si illa particula non veniet sub superfluis amputandis, illam declarari vellemus, ideo ostendo duplici racione illam particulam de potestate predicandi 425 de lege esse in eis superfluam et penitus circumcidendam in eis (sicut et facultatem absoluendi et aliam quamcunque, qua spiritualiter laboranti de lege dei necessaria vite debentur) — quoniam in quadam decretali domini Gregorij ix., sicut allegat dominus Johannes xxij. in decretali Quia 430 quorundam, dicitur quod fratres predicatorum et minores in altissima paupertate Christo pauperi famularentur, et dominus Johannes illud tenet et contrarios obiectus dissoluit. E contra vero accipio, quod talis facultas legis in proprio non stat cum altissima paupertate, 435 et per consequens talis facultas predicandi a lege fratrum professioni repugnat. Probatur istud assumptum: quoniam nullus ambigit, vt videtur, quin habens ius quo est securus de vite necessarijs exigendis minus pauper est, quam qui caret — ceteris paribus — tali iure. Quilibet autem habens a 440 lege auctoritatem predicandi habet ius exigendi necessaria*

419 vindicarem J iudicarem H LBN 420 particulam J LBN partem H
 421 domini mei (sui N) declaracionem J LBN 421 cum ÷ H 422 fra-
 tribus ipsis (et ipsis B vel ipsis N) J LBN dictis fratribus declaracionem H
 sanctitate vestra J LBN 423 istam] illam H vestram J nostram LBN
 veniet H veniat J LBN 424 ostendi J 431 ibi dicitur J 434 e H et J
 et e LBN vero ÷ N 435 in proprio H in fratre J LBN 439 minus
 twice N 440 partibus N 441 ius ÷ H

vite ab hijs quibus habet predicare, quia illa potestas secundum omnes sanctos et secundum ipsos fratres per virgam intelligitur, quando Saluator noster mittens apostolos ad predicandum precepit, vt nichil secum ferret in via de multis rebus in ewangelio numeratis nisi virgam.

Igitur quilibet habens tale ius minus est pauper quam suus socius carens huiusmodi facultatem, et ita ipse non habet altissimam paupertatem, cum suus socius habeat ampliorem.
 450 *Et si quisquam dixerit: 'sic possum arguere, quod robustus corpore non habeat inter eos altissimam paupertatem, quoniam habet facultatem laborandi, quam debilis non habet, et laboranti merces non inputatur secundum gratiam sed secundum debitum, vt dicit Apostolus ad Rom. iij. cap. [4]', respondeo: Ista facultas corporis naturalis est, et ideo eius abdicacio sub voto sancto cadere omnino non potest, vnde ad voluntariam paupertatem abdicacio eius non pertinet. Alia vero facultas est aduenticia et gratis accepta que potuit acceptari et respui, et ob hoc de ea ratio premissa*
 455 *firma videtur.*

Preter hoc eciam dominus Nicholaus iij. in decretali illa declaratiua regule fratrum minorum, descripta fratrum arta paupertate que consistit, vt dicitur, in simplici usu rerum necessariorum ad vitam — de quo usu simplici non habeo
 465 *modo tractare —, mouet vnum dubium et soluit hoc modo: Nec quisquam ex hijs insurgat erronee, quod taliter propter deum proprietatem omnem abdicantes, tamquam homicide sui vel temptatores dei,*

444 quando] quod N 446 recitatis siue numeratis N 447 quam suus] quod suus quod N 448—449 carens — ampliorem H id non habens JLBN 451 inter eos non habet JLBN 453 et ÷ N 454 dicit ÷ H 455 ista JLBN illa H 456 non H ÷ JLBN 458 vero H autem JLBN 459 de ea ÷ J 460 firma H prima (Prima J!) JLBN 462 arte J 464 necessariorum L 466 quicquam N 467 propter deum propter B

*viuendi discrimini se committant: sic enim seipsos
 committunt diuine prouidencie, vt viam non con- 470
 temptant prouisionis humane, quoniam vel de hijs
 que offeruntur liberaliter, vel de hijs que men-
 dicantur humiliter, vel de hijs que conqueruntur
 per laborantium opera, sustentantur; qui triplex
 modus viuendi in regula prouidetur expresse. — Hec 475
 in decretali predicta, vbi constat, quod labor corporalis est
 fratribus non tantum concessus ex regula, sed prouisus et ob
 hoc professioni fratrum in nullo repugnat. Facultas vero a
 lege predicandi non potuit a Sancto Francisco in regula
 prouideri, et ob hoc ista facultas aduenticia eis videtur, contra 480
 professionem altissime paupertatis.*

G. *Pater Sanctissime! Ista omnia dicta atque dicenda
 proponendo exprimo, vt est moris, nulla penitus affirmando.
 Vt igitur vtar vnico argumento, quod pro toto negocio videtur
 dominis meis prelati sufficere, dico, quod potestatem meretur 485
 amittere qui sibi concessa abutitur potestate. Hoc enim deus
 summus iudex atque iustissimus facto nobis ostendit, cum
 fructuum lignorum paradisi dominium nostro primo parenti
 abstulit, eum de paradiso eiciens et cherubin statuens ad
 custodiam ligni vite, eo quod potestate sibi data abusus fuit 490
 comedens de ligno prohibito. Sic Hely sacerdos; sic Saul et
 Nabugodonosor reges, et alij plurimi, qui fuerant potestate eis
 a deo data abusi, ipsis potestatibus sunt priuati. Assumo*

470 *contempnent* H 472 *que]* qui LN 474 *laborantium* HBN *laborantium* JL *opera* H ÷ JLBN 475 *viuendi modus* JLBN *prouidentur* N *hec* H *hoc* JLBN 476 *decretis* B *corporalis* H ÷ JLBN 477 *tantum]* tum J 480 *ista* JLBN *illa* H 483 *proponendo exprimo* H *propono* JLBN 484 *quod* ÷ H 485 *quod dico quod* H 486 *hoc* H *hic* JLB *hec* N 490 *potestatem* B *datam* B 492 *eis potestate* JLBN 493 *after abusi: minor* JLB *minorum* N ÷ H; this is a marginal note unduly inserted into the text.

minorem, quam non intendo astruere, licet eam compellor
 495 *exprimere, scilicet quod tam facultate predicandi et absoluendi*
quam facultate sepehendi et alijs eciam priuilegijs eis con-
cessis fratres istorum iij ordinum in singulis diocesibus
abutuntur, vt domini mei presentes et alij contestantur, et
ad hoc probandum exhibent hunc librum mortis non vite,
 500 *saluo iure addendi, in quo continentur amaritudines maris*
magni, sicut dominus meus Traguriensis statim exponet. Ex
quibus non ego, sed domini mei prelati presentes vice eciam
cunctorum absencium patenter, vt dicunt, possunt concludere,
quod tota predicta facultas a fratribus debet auferri, et a
 505 *Sanctitate Vestra, que non tantum Paulo, sed Petro et Paulo*
succedit, execucionem fieri postulant supradicte Pauli sen-
tencie professioni fratrum tam congrue, quam deuote: Vnus-
quisque in quo vocatus est frater, in hoc maneat
apud deum.

510 *Cetera, que ad practica pertinent et ad iura, dominus meus*
Traguriensis hic presens Vestre Sanctitati seriusius, si Vestre
Sanctitati placuerit, propalabit.

VIII.

Explanatory Notes to the Proposition.

8. The comparison, which to our notions seems grotesque when carried out in greater detail, is used also by St. Paul in his Epistle to the Galatians (Ch. 1).

496 *et alijs eciam*] *eciam et alijs* J 501 *Traguriensis* HJL *Drauguri-*
ensis B *Draugutiensis* N 502 *eciam* ÷ N 504 *et* ÷ H 505 *Vestra Sanc-*
titate JLBN *tantum* ÷ N 507 *profeccionem* N *quam* H *tam* JLBN
 510 *practica* H *predieta* JLBN 511 *Traguriensis* HJ *Tragrutensis* LB
Draugutiensis N 511 f *Sanctitati Vestre* JLBN 512 *propalabit*] *pro-*
palabit. Expliciunt proposita per dominum ardmachanum contra peti-
ciones fratrum quatuor ordinum mendicancium tempore pape Clementis
vji H.

10. FitzRalph employs the same passage (a quotation?) in sermon No. 75 *Creuit* on St. Dominic (August 4, 1341 in Avignon).

11. Cf. the sermon No. 20 *Michi mundus* (October 4, 1349) in the church of the Franciscan friars in Avignon; p. 41 above.

18. Corpus juris canonici, II, Decretalium collectiones, Clementinarum lib. III, tit. VII *De sepulturis, cap. II* (ed. RICHTER-FRIEDBERG, Leipzig 1879, col. 1161 seq.); cf. p. 7 above.

19 Such a document does not seem to exist in the current collections.

60. RICHTER-FRIEDBERG I. c. col. 1162.

217. PS.-CHRYSOSTOMUS [PS.-ULFILAS], homilia 35 [!] in *Inperfecto Opere super Matheum: . . . corde, nunquam . . .] corde, et indigniorem se alijs arbitratur, secundum illud præceptum apostolicum quod dicit: "Alter alterum æstimans superiorem se, nunquam . . ."* (cf. Phillip. 2, 3) MSG 56, 829.

246. Analytic. Posterior. I, 13, 78 a (Aristolelis Organon Graece, ed. TH. WAITZ. II. Lpz. 1846). . . ἡ δὲ τοῦ διότι ἐπιστήμη κατὰ τὸ πρῶτον αἴτιον . . . οὐ γὰρ διὰ τὸ μὴ στίλβειν ἐγγὺς εἰσιν, ἀλλὰ διὰ τὸ ἐγγὺς εἶναι οὐ στίλβουσιν . . . 78, b . . . καὶ ἔστι τοῦ διότι ὁ συλλογισμὸς . εἴληπται γὰρ τὸ πρῶτον αἴτιον . . . οἷον διὰ τί οὐκ ἀναπνέει ὁ τοῖχος; ὅτι οὐ ζῶν. εἰ γὰρ τοῦτο τοῦ μὴ ἀναπνέειν αἴτιον, ἔδει τὸ ζῶν εἶναι αἴτιον τοῦ ἀναπνεῖν, οἷον εἰ ἡ ἀπόφασις αἰτία τοῦ μὴ ὑπάρχειν, ἡ κατάφασις τοῦ ὑπάρχειν, ὥσπερ εἰ τὸ ἀσύμμετρα εἶναι τὰ θερμὰ καὶ ψυχρὰ τοῦ μὴ ὑγιαίνειν, τὸ σύμμετρα εἶναι τοῦ ὑγιαίνειν. ὁμοίως δὲ καὶ εἰ ἡ κατάφασις τοῦ ὑπάρχειν, ἡ ἀπόφασις τοῦ μὴ ὑπάρχειν, ἐπὶ δὲ τῶν οὕτως ἀποδεδομένων οὐ συμβαίνει τὸ λεχθέν. οὐ γὰρ ἅπαν ἀναπνεῖ ζῶν.

My colleague, Professor V. KUHR¹ has kindly called my attention to the fact that this is the one place in the Second Analytic, where Aristotle proffers an argument corresponding to the one cited by FitzRalph. Here mention is made of the "first cause", and here the fixed relation is put up, which can be stated, in case there is an adequate cause, viz. the fact that the effect takes place if the cause is stated, whereas the effect does not occur, if the cause is not stated (so that from the non-occurring effect we may infer the absence of the cause). In the current translation of the Middle Ages, which we may suppose that Fitz Ralph used, the passage goes as follows: (*Dialectica Aristotelis; Boethio Severino interprete. Lugduni 1554. Part I cap. 10*) p. 247 . . . *quæ Propter quid scientia est secundum primam causam . . .* p. 248 . . . *non enim ex eo quod non scintillant [planetæ], prope sunt, sed propter illud quod prope sunt, non scintillant erit propter quid syllogismus: accepta enim est prima causa vt: Propter quid non respirat paries? p. 249: quia non est animal: si enim respirandi causa est hoc, oportet esse animal causa respirandi, Vt si negatio causa est ipsius non esse, affirmatio causa est ipsius esse: sicut si sine mensura esse calida et frigida, causa est non sanandi: et mensura huius causa erit sanandi. Similiter autem, et si affirmatio est causa ipsius esse, et negatio ipsius non esse. In his autem sic demonstratis non contingit quod dictum est: non enim omne animal respirat.*

Here, then, the wording is quite different from that of FitzRalph. This may be due to one of three causes: (1) that he quotes the manual from memory, (2) that he uses

¹ Also to Professor JØRGEN JØRGENSEN I am indebted for kind information on this point.

some commentary to the Analytics, (3) that his indication of the passage quoted is erroneous, so that his source is actually some other work by Aristotle, or perhaps some pseudo-Aristotelian work.

Of special interest, however, is his use of the word *passio*. As is well known, in Aristotle this word (*πάθη*) is either one of the ten categories or is used to define an attribute in general (see e. g. Dictionary of Philosophy and Psychology ed. I. M. BALDWIN, London 1902, Vol. II, 266). In this epistemological sense it is used in the scholastic discussion about the relation of *ens* to *passiones entis*, and the Aristotelian argument quoted in the sermon is valid only when *passio* is taken in this sense. Still FitzRalph probably was not sorry that his audience was inevitably reminded of the psychological sense of *passio* too, viz. Eng. *passion!*

256. Sexti decretalium l. c. V. tit. XII *De verborum significacione* cap. III. RICHTER-FRIEDBERG II, 1109; cf. p. 7 above.

265. cf. p. 40 above.

268. here L has the marginal note: *nota terribilem conclusionem!*

279. cf. p. 40 above.

336. cf. p. 41 above.

350. *conuenire* t. t. jur. "to sue at law".

362 cf. 246.

367. *anclacio*, cf. *anclare* "clepere, rapere, manticulare, furari, subriperere" (DU CANGE); *anclacio ad ista* "the rapacious angling for these things"; FitzRalph ends this explanation with an abusive term.

391. This reference to *fames, pestilencia, corruptus aer* etc. must have been of great effect in the year after the Black Death.

416. When, by means of his confirmation (July 21, 1245) of the bull *Nimis iniqua* (cf. ad 429), Innocent IV installed such *conseruatores* to protect the friars against encroachments from the hierarchy, the Archbishop of Dublin and the Bishops of Ossory and Kildare became the conservators of the Friars Minor in Ireland (A. G. LITTLE, *Studies in English Franciscan History*, London, 1917, p. 102). The office could alternate between various bishops, however. The conflict concerning the primacy of Ireland had — at the time of FitzRalph, at any rate — led to such strained relations between Dublin and Armagh that it is out of the question that the Archbishop of Dublin could exercise any authority in the province of Armagh. As, on the other hand, a conservator was always a bishop, FitzRalph cannot have been a conservator, before he was elected Archbishop of Armagh. There seem to exist no documents relating to the conflict he alludes to.

420. cf. 107 seq. above.

429. Gregorij IX. Decretal. Lib. V. tit. 31 *De excessibus prelatorum et subditorum* cap. 16 *Nimis iniqua* (RICHTER-FRIEDBERG l. c. col. 842).

430. Extravagant. tit. 14 *De verborum significacione* cap. 5 *Quia quorundam* (RICHTER-FRIEDBERG, l. c. col. 1230); cf. p. 9 above.

443. Mark 6.8 *Et precepit eis, ne quid tollerent in via, nisi virgam tantum; non peram, non panem, neque in zona æs*. In the parallel passages Matt. 10,10 and Luke 9,3, however, *virga* is not excepted, but expressly (*neque virgam*) included among the things which are not permitted. The divergence has of course been noted by the old glossists, who either — e. g. Beda, *Glossa interlinearis*, Nicolaus de Lyra — try to eliminate it, by decreeing that *virga* is used

partly in a direct, partly in a metaphorical sense, or make a desperate attempt to carry through the metaphor both in Mark and in Matt.-Luke; thus Walafrid Strabo (Glossa ordinaria) in commenting on Luke 9,3: *neque virgam* “. . . *In Marco legitur, ut nihil tollerent in via nisi virgam tantum. Sed sciendum est, quia utrumque preceptum est a Domino, ut nihil nisi virgam ferrent, et ut nec virgam ferrent. “Non ferre virgam” est non esse sollicitum de his que necessaria sunt humane sustentationi, quia hec debentur predicatoribus ab his quibus predicant, quando sine scandalo possunt accipi. “Nihil ferre nisi virgam” est uti illa potestate accipiendi necessaria, que data est predicatoribus.*” (As for this, see one of the big glossed editions of the Scriptures, e. g. *Biblorum Sanctorum cum glossa ordinaria*, Venetijs 1603 (Fol.) Vol. 5 to the passages quoted).

So FitzRalph is right: when a metaphorical meaning of *virga* is assumed, this is done by explaining it as the preacher's competence to receive from his audience what is necessary to support life.

461. *Exiit qui seminat* (cf. 256), which most minutely describes what the *usus simplex* of the friars may comprise.

483. Cf. e. g. the sermon No. 85 *Aue* (December 12, 1342 in Avignon) on the Immaculate Conception: *Ego vero non sum talis qui debeam in ista questione aut alia aliquid affirmare, et ob hoc protestor, quod in hijs que sum dicturus in ista materia nichil pretendo pertinaciter construere, sed tantum illud recitare quod michi probabilius videtur sub sanctissimi patris nostri et sub correccione dominorum meorum cardinalium hic presencium ac prelatorum et doctorum ac eciam cuiuscumque melius sapientis, quia non vereor a quoquam addicere.* — In the proposition, however, he uses the ex-

pression *ut est moris*, which seems to indicate a certain irritation and inner reluctance.

491. Gen. 3,24.

491. 1. Reg. 3—4; 1. Reg. 16.

492. Dan. 4,28 seq.

500. An allusion to Clement IV.'s constitution *Virtute conspicuus* (1265), which reaffirmed all the privileges that had hitherto been issued to the Franciscans, and which became known from about 1292 under the name of *Mare Magnum* (K. BALTHAZAR, *Geschichte des Armutsstreites*, Münster, 1911, p. 57).

501 From January 30, 1349 and until his death in 1361, a certain Bartholemew was Bishop of Traù (*Tragurium*) in Dalmatia; he was transferred to this post from the See of Cattaro, to which he had been appointed in July 14, 1348. EUBEL, *Hierarchia catholica medii avi* gives us these items of information in vol. I, 517 and I, 184, adding in the latter place: *canonicus Constantinopolitanus, jam consecratus apud sedem apostolicam*. As the Roman Pope could exercise no authority in Constantinople, *canonicus Constantinopolitanus* (just as *episcopus Constantinopolitanus* — for which see EUBEL, l. c. and GAMS, *Series episcoporum*, under the city name) is a title which — perhaps combined with an income — was bestowed on prelates who stayed at the Curia, e. g. as officials; probably Bartholemew, being a lawyer, has been such an official at the Curia.

Since *episcopus Traguriensis* was no empty title (ecclesiastically Traù belonged to the *Provincia Spalatinensis*, while politically it belonged still at that time to Venice, from 1358 to Hungary), it is hardly credible that the "*episcopus Traguriensis*" who together with Richard was the representative of the Curia in the negotiations with the Armenians (cf.

p. 13 above) can have been anybody else than this very Bartholemew. So, if this was the case, Richard, in presenting his proposition, had allied himself with a former companion in arms. One thing is especially important, however: the fact that a second plaint was added to his proposition *Unusquisque*, put in by a lawyer like Bartholemew of Traù, who was certainly known at the Curia and probably held an appointment there, shows us that in its beginning the big mendicant controversy was not an English, let alone an Anglo-Irish affair, but that there is a reality behind the words of the title *ex parte . . . totius ecclesie*.

IX.

Retrospect of the Proposition. Epilogue.

A. "Let every man, wherein he is called, therein abide with God"; this is the conservative text on which the sermon is preached, and which contains the characteristic expression *apud Deum*, i. e. "in, under, with the mercy of God"; here it is used in the particular sense that it is the *prelati* who are in rightful possession of the temporal goods of the militant Church; consequently, the friars are not justified in depriving them of these goods.

B. I. As for the friars' privilege of preaching, the *prelati* must be taken to comprise all superiors appointed by the Church, including the lowest: the *capellanus parochialis*; in this case, then, the friars must all obey the *prelati*. This is an obvious consequence of the existing order of rank within the Church.

C. II. 1. As for the privilege of hearing confessions, it is a fact that for twelve hundred years the Church subsisted without the friars, and that if anybody were now to be

appointed to assist the parish priests, they should preferably be members of the older Orders; further, that if anyone wanted to employ the friars, this could be done quite regularly in accordance with the general rules of the Church, viz. so that the bishop of the diocese should elect those friars to be confessors whom he found suitable; on the other hand, the friars' independent right to hear confessions only caused misfortunes. — 2. The fact that the friars have made and still make efforts to obtain the honour of becoming confessors, goes against God's commands that one must not strive to get the best seat, one must not covet one's neighbour's goods. The fact that they exercise this function must probably be ascribed to coveting, since there are temporal advantages connected with it but not with other similar functions (such as baptism and the sacrament of the extreme unction), which they do not attempt to usurp. Just as they have obtained this function through sin, so they exercise it in sin, and in case they regret its sinful acquisition this is no use, for such compunction has no value if that which has been obtained through sin is not given back. — 3. This privilege is positively detrimental to the parishioners, since it is more natural that they receive all sacraments from one and the same person, and that those who belong together (particularly man and wife) confess to one and the same. Further, confession becomes much too easy if it can be made to someone who perhaps turns up once a year, instead of to the ecclesiastic residing on the spot, viz. the parish priest. Finally, it is most unfortunate, if the latter has no knowledge of the past life of the penitent, when listening to the last confession before administering the extreme unction.

D. III. 1. As for the privilege of burying, it is emphasised

that it is the natural order of things that all members of a family in the course of the ages seek the same burial ground, and that for about twelve hundred years the Church has reserved the parish church for this purpose. As the Church distributes the spiritual goods, the temporal goods connected with burials ought to remain its privilege too — most of all, because it causes the parish priests excessive trouble (in some cases even danger of being accused of heresy!) to collect the fees which the friars are obliged to pay in cases of burials in their churches. — 2. Moreover, this privilege has consequences that go against the Rules of the friars: it leads them into law-suits, it gives them riches, it keeps them from sanctity, and altogether leads them into sin, for it is obviously the outcome of coveting. — 3. Finally, this privilege is detrimental to the buried, since they only get the full advantage of offerings and prayers for their souls, when these acts are performed in the place chosen by God for this purpose, viz. the parish church.

E. Wholly absurd is the privilege that allows the friars to be exempted from the jurisdiction of the bishop of the diocese, for in practice this means that nobody — not even the bishops — can vindicate legal rights against the friars.

F. As a matter of fact, the privilege of preaching, too, ought to be totally abolished, because the very existence of such a privilege, connected with temporal advantages, is opposed to the friars' vow to live in extreme poverty, and because it has been prescribed for the friars to get the wherewithal for living by means of voluntary gifts, by begging, and — last not least — by manual labour, whereas the activity as preachers was not included.

G. A general reason for abolishing these privileges is the fact that they are grossly abused; this being so, the

friars should be deprived of them, just as the Lord had Adam chased out of Paradise, when he abused the advantages he enjoyed there.

As is evident, the whole argumentation is founded on strictly conservative principles: the ancient organisation of the Church being at the same time the argument and the aim. Yet the consequences are radical. If the suggestions of this proposition were followed, the mendicants would simply be cast out of the organisation of the Church; they would have no possibility of gaining their living within the Church, nor would they be able to exercise any independent functions outside it. This would undeniably mean a real return to the ideals that led St. Francis to found his Order as a means to personal salvation through humbleness and compassion. The consequence of this would be that the number of mendicants must be greatly reduced, viz. to so small a band of incorrigible idealists, that they would constitute no danger to society as a whole.

There is, however, another and even more important consequence: considerable stress is put on the alternative that the friars might gain their living by working. When we consider this in conjunction with the views that have slowly taken shape in the preceding sermons (see p. 33 above) and in the *Summa contra Armenos*, and which FitzRalph expounds conclusively in *De pauperie Salvatoris*, based upon his practical experiences, this means that begging in itself is not recognized as a necessity, either in the Church or in society, — indeed, poverty is not considered agreeable to God, and the idea that the poor should be particularly dear to him is repudiated. On the contrary, it is agreeable to God that those who are *iusti et sancti* have riches.

All stress is put upon the natural and necessary combination of God's mercy and temporal *dominium* — as is evident from the last example of all in *Unusquisque*, viz. Adam who is deprived of *fructuum lignorum paradisi dominium*, because he no longer has the grace of God.

But from a conservative point of view, this is far more dangerous than the institution of mendicants itself. One is tempted to define it as the first germs of a system of capitalistic welfare morals, which, if carried out, would dissolve the whole medieval, feudal, hierarchic conception of society; for in this case the foundation of society would no longer be the various traditional classes of society, but the profits of work done under the mercy of God.

And this is no mere supposition. For, even though this proposition led to no practical reforms, Richard FitzRalph's doctrine of *dominium* was taken over by Wycliffe (as R. L. POOLE was the first to prove). And as a result of this, it becomes a decisive factor — with several peripathies — in the fundamental principles of the conception of society in the rich capitalistic and Calvinistic countries, viz. in England, Scotland, Holland, Switzerland, the older parts of U. S. A.

In this proposition *Unusquisque*, then, which is no edifying sermon, nor a learned treatise, but rather an ecclesiastico-political document, and the ideas of which its author attempted to carry into effect in the centre of Christianity, i. e. in the centre of Europe, we find in embryo far later developments; but the conservative, warmhearted, and intrepid Richard FitzRalph had never dreamt of that and would certainly never have approved of it.

CONTENTS

	Page
I. The Pope and the Friars until 1350	3
II. Richard FitzRalph until 1350	11
III. The Autobiographical Prayer	18
IV. The Sermon-Diary until 1350	25
V. FitzRalph and the Curia 1350	43
VI. The Manuscripts of the Proposition <i>Unusquisque</i> and of the Sermon-Diary	47
VII. The Proposition <i>Unusquisque</i>	53
VIII. Explanatory Notes to the Proposition	73
IX. Retrospect of the Proposition. Epilogue	80

Forelagt paa Mødet den 3. December 1937.
Færdig fra Trykkeriet den 23. Juni 1938.

HISTORISK-FILOLOGISKE MEDDELELSER

UDGIVNE AF

DET KGL. DANSKE VIDENSKABERNES SELSKAB

BIND XVI (KR. 14.80):

Kr. Ø.

1. HJELMSLEV, LOUIS: Principes de grammaire générale. 1928... 15.00
2. NYROP, KR.: Études de grammaire française. (29. Notes lexicographiques. 30. L'imparfait du subjonctif. 31. Négation explétive. 32. Étymologie de *Gord.* 33. Tutoiement). 1929..... 2.25
3. WESTRUP, C. W.: On the Antiquarian-Historiographical Activities of the Roman Pontifical College. 1929..... 2.50

BIND XVII (KR. 17.25):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Première partie. 1928..... 9.00
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. Dialecte Guilākī de Recht, dialectes de Fārizānd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. 1930..... 14.00

BIND XVIII (KR. 15.00):

1. RANULF, SVEND: Gudernes Misundelse og Strafferettens Oprindelse i Athen. Studier over ældre græsk Mentalitet. 1930.... 7.40
2. HAMMERICH, L. L.: Visiones Georgii. Visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria. A. D. MCCCLIII. 1931..... 12.60

BIND XIX (KR. 19.10):

1. Faijumische Fragmente der Reden des Agathonikus Bischofs von Tarsus herausgegeben und erklärt von W. ERICHSEN. 1932 3.40
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Les Kayanides. 1932..... 7.00
3. PEDERSEN, HOLGER: Études Lituanienes. 1933..... 2.70
4. JÓNSSON, FINNUR: Den islandske grammatiks historie til o. 1800. 1933..... 6.00

BIND XX (KR. 21.60):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. 2. partie. 1933..... 7.60
2. JÓNSSON, FINNUR: Tekstkritiske bemærkninger til Skjaldekvad. 1934..... 2.00
3. WULFF, K.: Chinesisch und Tai. Sprachvergleichende Untersuchungen. 1934..... 12.00

BIND XXI (KR. 25.70):

Kr. Ø.

1. GÖTZE, ALBRECHT und PEDERSEN, HOLGER: Muršilis Sprachlähmung. Ein hethitischer Text. Mit philologischen und linguistischen Erörterungen. 1934 4.60
2. WULFF, K.: »Musik« und »Freude« im Chinesischen. 1935 2.00
3. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. II. Dialectes de la région de Sèmnān: Sourkhēi, Lās-guerdī, Sāngesārī et Chāmerzādi. 1935 9.50
4. WULFF, K.: Sang hyang Kamahāyānan Mantrānaya. Ansprache bei der weihe buddhistischer mōnche aus dem altjavanischen übersetzt und sprachlich erläutert. 1935 2.60
5. DRACHMANN, A. B.: Die Überlieferung des Cyrillglossars. 1936 7.00

BIND XXII (KR. 12.00):

GRØNBECH, VILH.: Friedrich Schlegel i årene 1791—1808. 1935. . 12.00

BIND XXIII (KR. 34.85):

1. JØRGENSEN, HANS: A Dictionary of the Classical Newārī. 1936. 9.50
2. HAMMERICH, L. L.: Personalendungen und Verbalsystem im Eskimoischen. 1936 10.35
3. VOLTEN, A.: Studien zum Weisheitsbuch des Anii. 1937—38 ... 15.00

BIND XXIV (under Pressen):

1. JØRGENSEN, PETER: Nordfriesische Beiträge aus dem Nachlass Hermann Möllers. 1938 7.50
2. Batīsaputrikākathā. The tales of the thirty-two statuettes. A Newārī recension of the Siṃhāsanadvātriṃśatika. Edited and translated with explanatory notes by HANS JØRGENSEN. 1938 (under Pressen).

BIND XXV (under Pressen):

1. OHRT, F.: Die ältesten Segen über Christi Taufe und Christi Tod in religionsgeschichtlichem Lichte. 1938 (under Pressen).
2. PEDERSEN, HOLGER: Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen. 1938 (under Pressen).

BIND XXVI (under Pressen):

1. RÆDER, HANS: Platons Epinomis. 1938 (under Pressen).
2. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria — Rom bei Heron. Mit 5 Tafeln. 1938 3.00
3. HAMMERICH, L. L.: The Beginning of the Strife between Richard FitzRalph and the Mendicants. With an Edition of his Autobiographical Prayer and his Proposition *Unusquisque*. 1938. 4.50
4. HAMMERICH, L. L.: Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“. 1938 2.25

Printed in Denmark.

Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser **XXVI**, 4.

DER TEXT
DES „ACKERMANNNS AUS BÖHMEN“

VON

L. L. HAMMERICH



KØBENHAVN

LEVIN & MUNKSGAARD

EJNAR MUNKSGAARD

1938

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab udgiver følgende
Publikationer:

Oversigt over Det Kgl. Danske Videnskabernes
Selskabs Virksomhed,
Historisk-filologiske Meddelelser,
Filosofiske Meddelelser,
Archæologisk-kunsthistoriske Meddelelser,
Mathematisk-fysiske Meddelelser,
Biologiske Meddelelser,
Skrifter, historisk og filosofisk Afdeling,
Skrifter, naturvidenskabelig og matematisk Afdeling

Selskabets Kommissionær er *Levin & Munksgaard*, Nørre-
gade 6, København.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser **XXVI**, 4.

DER TEXT
DES „ACKERMANNNS AUS BÖHMEN“

VON

L. L. HAMMERICH



KØBENHAVN

LEVIN & MUNKSGAARD

EJNAR MUNKSGAARD

1938

Printed in Denmark.
Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S.

In dem Schmerz, den wir empfunden haben bei dem frühen Tode ARTHUR HÜBNERs, der einen so empfindlichen Verlust für die deutsche Philologie bedeutet, mag uns das einigermassen trösten, dass er die wichtigste von ihm geplante Arbeit am »Ackermann«¹ leisten konnte.

Sehr bedeutungsvoll ist die erste Akademieabhandlung. Das ist Neuland der »Ackermann«forschung: sie eröffnet den Blick in Gebiete, die bisher wenig beachtet wurden, weil BURDACH in berechtigter Entdeckerfreude sich zu sehr vom Licht aus Italien blenden liess. HÜBNER hat die Bodenständigkeit des »Ackermann«-dichters nachgewiesen. JOHAN VON SAAZ ist nunmehr nicht in erster Linie ein vom Fremden her bestimmter Scholast, sondern steht fest verwurzelt da neben deutschen Meistersängern, in der klar erfassbaren Welt der bürgerlichen (nicht adligen und nicht geistlichen!) deutschen Dichtung. Das ist der ganz grosse und bleibende Gewinn dieser Arbeiten HÜBNERs.

- ¹ 1. Das Deutsche im Ackermann aus Böhmen (S. B. der Preussischen Akademie der Wissenschaften. Philologisch-historische Klasse. 1935, XVIII, 323—398.)
2. Zur Überlieferung des Ackermanns aus Böhmen (S. B. d. Preuss. Ak. d. Wiss. Ph.—h. Kl. 1937, VIII, 22—41); zitiert: Überl.
3. Deutsches Mittelalter und italienische Renaissance im Ackermann aus Böhmen (Zeitschrift für Deutschkunde 51, 1937, 226—239.)
4. Der Ackermann aus Böhmen, Textausgabe von ARTHUR HÜBNER (Altdeutsche Quellen, hg. ULRICH PRETZEL. Heft 1, Leipzig 1937), mit einem Geleitwort von EDW. SCHRÖDER und einer Einleitung von HELMUTH THOMAS.

Von den Übertreibungen des Renaissance-einflusses und von dem Wahn einer Bindung an die Sphäre des PIERCE PLOUGHMAN befreit muss der »Ackermann« jetzt als deutsche Dichtung neu interpretiert werden. Dazu wäre ARTHUR HÜBNER berufen gewesen, das ist ihm leider nicht vergönnt worden.

Allein diese Arbeit setzt einen verlässlicheren Text voraus als den BERNT'schen,¹ und einen solchen hat HÜBNER, nach der Vorbereitung durch die 2. Akademieabhandlung, in seiner Textausgabe gegeben, denn diese ist, mit der BERNT—BURDACH'schen gemessen, ein sehr beträchtlicher Fortschritt. Er hat den Text sorgfältigst bearbeitet, alle Möglichkeiten reiflich erwogen und hat an mehreren Stellen sogar gegen alle Handschriften glücklich geändert. So

18,13 *Darium* Hübner, *dar under* HL, *dar jnn* A, *do jnn* B, geändert $a \div \gamma$.

20,27 *ascherfar(b)* Hübner, *abgefarb* γ , *bleib* $a \div$ HAB.

20,33 *seniglich* Hübner, *sene dich nach* H, *solchen* a *den* $\gamma \div$ AB.

32,21 *durchfaren* Hübner, *durchgrunden* Bernt \div die Hss.

25,19 *in gotes twange wesende* Hübner, *in got zwang wesen* H, *gottes zwangwesen* A, *in gottes zwange wessen* B, *in gottes gelwang (gezwang) gewesen* a *in gotes zwang gewesen* K, *die in gotes zwang wesen* I, *in gotes twangwesen* Bernt.

Man kann, vielleicht nicht so sehr gegen HÜBNER als

¹ »Der Ackermann aus Böhmen«, hg. A. BERNT und K. BURDACH, Berlin 1917 (= Vom Mittelalter zur Reformation III, 1); nach dieser Ausgabe wird zitiert.

gegen seinen Herausgeber Herrn HELMUTH THOMAS, einwenden, dass die Konjekturen nicht als solche typographisch gekennzeichnet sind. An einigen Stellen zweifelt man auch an der Richtigkeit der HÜBNER'schen Konjekturen. Einige sind einfach unnötig. So

26,25 *fewrwurkerin*] *aus dem fewer wurkerin* Hübner;

30,9 *geilheit vnd vor vnkeuscheit*, sowie 30,12 *vnd guft* nach *itelkeit*: das ist ein gar zu ängstlicher Parallelismus;

31,18 *das ist wider gote geredet und* Hübner; höchst überflüssig;

32,47 *vnd trit*] *trit* Hübner; warum?

21,11 hat HÜBNER richtig gesehen, dass etwas nicht in Ordnung ist, aber sein Besserungsvorschlag *Doch seit das nie so boser man wart, er were an etwe gut: ratet, helfet und steuret . . .* hat wohl die Schwierigkeit, dass dann *ratet, helfet, steuret . . .* ein Nachsatz wird, der ein einleitendes *so* schwerlich entbehren kann. Man kann vielleicht einfach das überlieferte *das* in *doch* ändern: *Doch nie so boser man wart, er were an etwe gut. Ratet, helfet, steuret . . .* Hat das Original vielleicht das mitteldeutsche *dach* gehabt?

16,16—19 sagt der Tod selbstsicher und höhnisch: »Wir sind ein Geschick, das alle Leute befällt: die Riesen mussten vor uns fallen, alle Lebewesen vernichten wir — mit vollem Recht richtet man Beschuldigungen gegen uns« (*in hohen schulden werden wir gezigen*). Gegen die gesamte Überlieferung stellt HÜBNER diesen Satz vor den über die Lebewesen und konjiziert *in hohen schulden werden wir gesiger*, d. h. »in den Disputationen der Universitäten werden wir den Sieg davontragen«! — auch abgesehen von dem schiefen *werden* (*sein* wäre logisch) eine wenig glückliche Idee.

24,18 *ein gemalte begrebnus* hat HÜBNER in der Ausgabe gut verteidigt. Aber ist die Änderung nötig? Kann das über-

lieferte *ein gemalt betrubnus* nicht »ein geschminktes Elend« bedeuten?

26,20 *in zwirch* HABab, *in synnenreicher* CON ÷ γ, verändert HÜBNER gewaltsam zu *in gotlicher*, wobei also das Gebiet der Philosophie, das zu Recht die Naturphilosophie und die praktische Ethik umfasst, auch um das der Theologie bereichert wird: *Philosophia, acker der weisheit, in gotlicher vnd in naturlicher erkantnuss vnd in guter siten wurkung geackert*. Die Entstellung wäre rätselhaft. Dem Sinne nach erwartet man (vgl. Bernt zur Stelle!) einen Ausdruck, der etwa »kreuz und quer« bedeuten kann. Nun hat man im Mittelhochdeutschen *die lenge und die twer* (Jeroschin, BMZ¹ 3, 167 a), *nu die lenge, nu die twer* (Albrecht von Halberstadt, Lexer s. v.). Man darf deshalb für unsere Stelle vermuten: *Philosophia, acker der weisheit, in zwirch vnd in leng in naturlicher erkantnuss vnd in guter siten wurkung geackert*.

31,22 *wie got alle ding(e) beschaffen hab(e) (hat* CO) HaCONM Bernt, *wie alle dinge beschaffen habe* B, *wie alle ding got beschaffen habe (hat* A) Ab, *wie got alle ding nach nutz vnd eren beschaffen (geschaffen* I) *habe* γ, *wie alle dinge got gut beschaffen habe* Hübner; besser: *wie got alle ding gut beschaffen habe*; das ist weniger kakophonisch; aber HÜBNER wird mit dem Einsetzen von *gut* wohl recht haben; vgl. 25,6.

34,12 *schein, zu des achtung alle licht sind als finsternus, licht, in dem aller schate erscheint] schein zu des achtung alle liecht sind als vinsternü* (Zeilenende) *liecht im dem aller schaden erscheint* H, *schein zu des achtunge alle licht sind (vnd* B) *finsternusse (-nisse* B) *licht (÷* AB) *, zu dem aller*

¹ BENECKE-MÜLLER-ZARNCKE, Mittelhochdeutsches Wörterbuch.

schate erscheint ABab, schein zu des achtung sind alle licht finsternuss licht zu dem aller schad ein schein(e)t ON, schein zu des (daz M) achtung alle licht enbrinnen (enprennet M, enprennent D) γ, schein zu des achtung alle licht sint finsternuss, zu dem aller schein ein schate ist, dem aller schate erscheint Hübner, also mit einer Ergänzung gegen die Hss., und zwar unter Berufung auf die Quelle, die jedoch vom Dichter allerdings wörtlich, aber mit Überspringungen ausgeschrieben wird, wie das folgende Citat, in dem das im »Ackermann« Benutzte gesperrt ist, beweist: Liht, das niht siht ein ander liht, schein, der niht siht ein andern schein, liht, das vervinstert ein ander liht, vnd liht, das verblendet ein iczleich auswendig liht. Liht, von dem alles liht, schein, von dem aller schein, czu dem vnd czu des achtung alle liht sein ein vinsternusz, czu dem aller schein ein schat ist, dem alleu vinsternusz liht sein, dem aller schat erscheint! Das (nach H) überlieferte licht, in dem aller schate erscheint ist nicht »sinnlos« (Hübner), sondern das erforderliche Komplement zu schein, zu des achtung alle licht sind als finsternus.

34,31 (49) *aller warheit liebhaber Bernt, aller worheit liebhaber H, alte welt warheyt A, alt(e) warheit BM ÷ a.* Da als Komplement *hasser aller unfstetigkeit* folgt, hat HÜBNER scharfsinnyng erkannt, dass *warheit* falsch ist, und liest sinngemäss *aller reinigkeit liebhaber*. Das ist aber philologisch unstatthaft, denn die Entstellung von *reinigkeit* zu *warheit* wäre unbegreiflich. Zu lesen ist *aller suberheit liebhaber*, wobei zu beachten ist, dass der Archetypus hier — wie oft — *w* statt *b* geschrieben haben wird, also **suwerheit*; dann können wir die Entstellung zu *warheit* begreifen. Das Wort findet sich sonst nicht im »Ackermann«, aber

der Stamm ist im Böhmisches-deutschen bekannt, vgl. *subern*, vb. in Dalamil (Jelinek).

Dass ein Herausgeber eines mittelalterlichen Textes neben richtigen Konjekturen auch falsche bringt, ist kein gewichtiger Vorwurf gegen ihn, wenn er nur die Handschriftenverhältnisse richtig erkannt und ausgewertet hat. — Vor HÜBNER war nachgewiesen worden¹, dass der Zweig *a* das ihm von BERNT-BURDACH entgegengebrachte Vertrauen nicht verdient, und HÜBNER hat hieraus die Konsequenzen gezogen, dass er an zahlreichen Stellen die von BERNT aufgenommenen *a*-Lesarten aus dem Text verweist. Überl. S. 27 f nennt HÜBNER zwanzig Musterfälle, in denen BERNT zu Unrecht der Lesart von *a* traute. In den Nummern 3, 4, 5, 6, 7, 8, 12 erkennt HÜBNER an, dass H oder H + den richtigen Text hat. Dasselbe gilt aber auch — gegen HÜBNER — für die Nummern 1, 10, 16 und 18, denn was diese Stellen von H entfernt, sind nur unrichtige Konjekturen:

6,20 *oder durch* vor *alfanzes* (6,19 O HABE *a*L »ho!« ist natürlich richtiger als *oder* γ Bernt Hübner); 19,7 *widertun* statt *vdertan sein*; 31,18 *das ist wider gote geredet vnd* (vgl. oben S. 5); 34,13: der Anschluss des Dichters an die Quelle ist bei weitem nicht so eng, dass deshalb *anbeginn . . . HB a*, vor *begin . . . A* zurücktreten müsste. Nichts beweisende Kleinigkeiten sind die Nummern 14 und 15 mit der Verwechslung von *vn-* und *vnde* in H, 13 mit einer möglichen kleinen Umstellung in H, sowie 11 und 20, in denen H wegen Flüchtigkeitsfehler (leichter Homoteleuta) ausfällt. Nr. 9 (18,13) mit der sehr schönen Konjektur

¹ in meiner Rezension des Burdach'schen »Ackermann«-Werkes, Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 53, 189ff; zitiert: Rez., Vgl. hierzu die Antwort BERNTS ebda. 54.

HÜBNER'S *Darium* ist in allen Hss. gleich falsch und beweist über das Handschriftenverhältnis nichts.

Dasselbe gilt für Nr. 19 (34,45 fl), eine im Archetypus verderbte und von HÜBNER nicht ganz richtig gedeutete Stelle. Zu lesen ist: *aufhalter vnd volmechtiger des wesens, vnd vernichter des wesens auch*. Dabei steht *vnd volmechtiger* (mit *w* statt *v* in *vol* wie öfters) nur in H. Statt des zweiten *wesens* steht *wesen* HAB; das wird also wohl dem Archetypus entstammen, wie vielleicht auch das danach fälschlich eingeschobene, aus dem Folgenden stammende *vnd abnemen(s)* HM.

In Nr. 2 (9,2) ist die Lesart von HABL unanfechtbar: *sol ich nicht wesen traurig vnd jamerig? muss ich bis an mein ende harren entweret aller freuden?* BERNT und HÜBNER machen aus dem zweiten Satz eine Begründung oder Behauptung, indem BERNT mit *a wann ich muss . .* schreibt, und HÜBNER nach E das *vnd* streicht und *jamerig* zum Folgenden zieht. — — In Nr. 17 endlich ist ebenfalls der Text von H + richtig: 34,2 *almechtiger aller geist(e)* H γ »der über alle Geister allmächtig ist«, *aller geiste* B, *almechtigister aller geyste* A Hübner, *almechtiger geist aller geiste* abGF Bernt, *almechtiger geist ob allen geisten* NO: *a* setzt die H-Lesart, nicht die A-Lesart voraus. Zu vergleichen ist 34,22 *planete, gewaltiger aller planeten* HAB γ »der über alle Planeten Gewalt hat«, *gewaltiger planete aller planeten a* Bernt Hübner.

HÜBNER hat mit seinen Musterbeispielen insofern recht, als sie meistens ganz klar gegen *a* zeugen, aber er hat nicht beachtet, dass diese 20 Fälle gleichzeitig — soweit sie überhaupt beweiskräftig sind — für die Überlegenheit der Vorlage von H zeugen.

HÜBNER hält mit BERNT daran fest, dass *a* einen un-

mittelbar auf den Archetypus zurückgehenden Überlieferungsast darstellt. Er kann aber dafür nur drei »einwandfreie« Beweisstellen anführen: 16,28 *doch*, 32,15 *fleuchet*, 32,21 *schechte*.

Allein 16,28 ist wahrscheinlich zu lesen . . . *slugen vnd wurfen den man auf dem ochsen in vnser bedeutunne: bestreit sie der Tod und begrub sie alle!* — also mit einer höchst wirkungsvollen und emphatischen Inversion. Die Lesarten sind: *bestritten sie den Tod und begrub sie alle* H *bestreit der Tod vnd begrub sie alle* (÷ L) ABL, *do* (K ÷ MD1) *bestreit vnd begrub der Tod sy alle* γ, *doch bestreit der Tod vnd begrub sie alle* abCON, *aber der Tod bestrait sy vnd begrueb si alle* GF. Wahrscheinlich sind eben *doch* abCON, *aber* GF, *do* K(!) Neuerungen.

32,15 *ir leib, ir weib, ir kinde, ir ere, ir gut vnd alles ir vermugen fleusset alles da hin* HABγ, *fleuchet alles da hin* abCON; warum sollte hier »fliehen« besser sein als »fliessen«?

32,21 *schecht* steht allerdings nur abN (*slecht* A *stecht* O *sich* B *stain* γ; *wie sie schechte stollen* fehlt (durch Homoteuton!) in H), aber die ganze Stelle ist im Archetypus so tief verderbt gewesen, dass der Umstand, dass der Schreiber von *a* das Wort richtig herausgebracht hat, mehr für seine Intelligenz als für die Ursprünglichkeit seiner Vorlage zeugt.

Nein, wahrlich! diese drei Stellen können gegen die Masse der Stellen, an denen *a* ganz unursprünglich ist, nichts beweisen. Und es bleibt ein Wagnis, einer Lesart zu trauen, die nur in *a* vorliegt, wie HÜBNER es tut, wenn er 22,1 *lamm! lamm! spricht der wolf a* ÷ HABγ in seinen Text aufnimmt — obschon es doch recht unwahrscheinlich ist, dass der Tod den armen Ackermann mit einem reissenden Wolf vergleichen würde!

Da nun aber HÜBNER doch im Allgemeinen anerkennt, dass *a* eine minderwertige Hss.-Gruppe ist, so wäre es erwünscht gewesen, wenn er gesehen hätte, dass dadurch die Hs. A, die so oft mit *a* zusammengeht, einigermaßen diskreditiert ist. Er sagt vielmehr (Überl. S. 37) »Eine sehr zuverlässige Kombination ist *Aa*; als Beispiele mögen dienen: 15,5 *erenvollen durchschonen*; 20,16 *iezunt leben(d)*; 24,16 *ein betriegender tockenschein*; 27,14 *finde wene und gelaube*; 28,20 *allzeit*; 32,21 *stollen*; 33,8 *brechte und zechte*.« Allein die Sache liegt doch anders, wenn man die Lesarten betrachtet:

15,5 *der erenvol- vnd schonen* HBL γ , *der erenvollen durchschonen* A, *der erentreichen durchschonen* *a*; die eigentümliche Ersparung in HBL γ kann doch unmöglich selbständige Neuerung in drei Zweigen (H, B und L γ) sein!

20,16 *iezunt haben* (mit unbedeutenden orthographischen Schwankungen) alle Hss; *mit leben* HB, *leben* *a* γ (ausser D), *lebend* A, *lebendig* D: wo bleibt hier die Übereinstimmung *Aa*?

24,16 *betryeglicher* H, *betriegender* *Aa* (ausser GF), *betriegter* B, *betrogener* γ GF; hier ist allerdings eine Übereinstimmung *Aa*, aber wo ist der Beweis, dass diese Lesart die richtige ist? und im folgenden Wort gehen A und *a* auseinander: *tockenschein* H*a*, *totenschein* AB γ .

27,13 *In meinem sinne wene (meine γ) vnd gelaube ich furwar* (\div H γ), *das nie so reines gotliches nest vnd wesen kume nimermere* HB γ ; *Aa* haben *finde* vor *wene*; warum soll das richtig sein?

28,20 *geboten dinge nicht tun, verboten dinge tun fleisset si sich vil: vil* H, *allzeit* *Aa* \div B γ ; warum soll die Lesart von *Aa* die richtige sein?

32,21 *stollen*: das ist die oben S. 10 erwähnte im Archetypus verderbte Stelle, wo H durch Homoteleuton ausfällt.

33,8 *der herbest sprach, er brechte vnd zechte ein beide in stedel vnd in heuser vnd in keller alle frucht*; die entscheidende Lesart ist *zechte ein A*, *zechte in a zucke sie H*, *züchte in B ÷ γ*. Statt *ein A* hat der Archetypus (der die Diphthongierung nicht immer durchgeführt hat) offenbar mit *Ba* das von H missverständene und deshalb geänderte *in* gehabt. Auf die Frage, ob *zechte* richtig ist, kommen wir später zurück. Jedenfalls ist aber festzustellen: diese Stelle ist unter allen von HÜBNER genannten Beweisen für die Zuverlässigkeit der Kombination *Aa* die einzige, die eine notwendige Eigenschaft eines solchen Beweises hat, nämlich dass die betreffende Kombination eine richtige Lesart bietet, die von Fehlern anderer Handschriften vorausgesetzt wird. Allein eine (und noch dazu nicht einwandfreie) Stelle ist zu wenig; HÜBNER hat zwar die Zusammengehörigkeit der Kombination *Aa*, aber nicht ihre Verlässlichkeit bewiesen.

Nicht viel besser steht es mit der Hervorhebung der Kombination *Ea*, deren Trefflichkeit aus den Stellen 3,16, *zersorend*; 5,3, *warsagende wunschelrute*; 6,17 *puluerē*; 13,12 *ist sie vns entwischet*; 14,8 *bester*; hervorgehen soll.

Zu 3,16 *zersorend* »verdorrend« (Bernt nennt es nicht mit Unrecht »interessant«, da es nämlich anderswo nicht belegt ist) sind die Lesarten: *zerstor(e)t HABLγ*, *zusernt E*, *zusorent a*, (ausser *zustrewt N*); über die Verderbnis in *Ea* ist die Bemerkung unten S. 14 zu 14,8 zu vergleichen, aber die ganze misshandelte Stelle ist im Zusammenhang zu betrachten: *Nu (nun Bernt) wirt zu mir gesprochen: schab ab! (schabe abe! Bernt) bei trubem tranke (getranke Bernt), auf durrem aste, betrubel, swarz vnd*

zersorend beleib vnd heul on vnterlass! Bernt Hübner. Zunächst ist zu bemerken, dass *schab ab* bekanntlich ganz formelhaft ist; es bedeutet nicht nur imperativisch »geh weg!«, sondern auch adverbial-adjektivisch »zu Ende, abgewiesen« und sogar substantivisch entweder »der abgewiesen wurde« oder »der Zustand eines Abgewiesenen« (Vgl. BMZ, Lexer, DWb, s. v.). Ferner bedeutet *zu einem sprechen* nicht nur einfach »zu einem reden«, sondern hat die rechtliche Bedeutung »an jemanden einen Anspruch erheben« (Jelinek s. v.): 20,3 *hestu vns vormals gutlichen zugesprochen* heisst nicht einfach »hättest Du uns freundlich angederet«, sondern in der Rechtssphäre des Dialogs: »Hättest Du deine Forderung gegen uns auf nicht-streitbarem Wege erhoben . . .« Vgl. unten S. 39 zu 32,1 über die entsprechende juristische Bedeutung von *reden*. Also *Nu wirt zu mir gesprochen schab ab* H+ heisst »jetzt wird Schabab (Zurücktreten, Entsaugung) von mir verlangt«. Und der folgende Satz ist nicht ein unmöglicher Imperativ, sondern — mit H — eine klare 1. Person: *Bei trubem trunk, auf durrem ast, betrubt, swarz, vnd zerstort bleib ich vnd heule on vnderlass* H+. — Von dem Bilde der Turteltaube (das nach BURDACH vielleicht direkt mit *Es steht ein Lind in jenem Tal* zu verknüpfen ist) wird unmerklich in eine Andeutung des Aussehens des trauernden Witwers selbst übergegangen: *betrubt*: sein Blick ist trübe, verhängt; *swarz*: schwarz gekleidet oder von finsterer Miene; *zerstort*: »verstört«, vielleicht unordentlich, verwirrt in Kleidern und Benehmen. — Das Wort *heulen* bedeutet — wie bei Luther — »laut weinen« und ist in dieser Bedeutung heutzutage mundartlich verbreitet, so im Erzgebirge (Müller—Fraureuth s. v.).

5,3 *warsagen dy winschelrute* H (*i* = *ü* öfters in mehreren

Handschriften, besonders in H) *warsagende wunschrute* Ea (genaue Lesarten sind von BERNT nicht angegeben) *warsagen die schilt drewte* A, *warsagende schilt trut* B, *worsagender schilt drüt* LM (ähnliches DKI). Also *warsagende* EBa, *wunschrute* HEa, wo bleibt da die besondere Übereinstimmung Ea? Im Gegenteil: die glatte Lesart hier ist Verbesserung, wie die Übereinstimmungen einserseits *warsagen di* HA, andererseits *schilt drut* ABLγ, beweisen; der Archetypus wird etwa **warsagendiwnschilrute* (mit Zeilenende nach *-gen*) gehabt haben.

6,17 sind die Lesarten: *allerlei apotekenpuluer* HBLMD-KOGF, *a.-a.-puluer* AC, *a.-a.-puluer* N, *a.-a.-pulpurei* E, *a.-a.-pulperei* ab, *a.-appotekorye* (*apotekerei*) I. Dass E und Hauptzeugen des *a*-Zweiges in dem Fehler *pulp-* zusammenstehen, ist ganz klar. Und man möchte gern mit HÜBNER das amüsante *pulverei* für den Dichter retten; vielleicht kann man es auch, da es durch I vorausgesetzt zu sein scheint; aber das bleibt ja eine Kleinigkeit.

13,12 *Hin ist hin! Alle meine freude ist mir ee der zeit verschwunden; zu fru ist si mir entwischet; allzu schiere habet ir mir sie enzucket* HBLγ Bernt. Indem ich von Verschiedenheiten, die hier keine Rolle spielen, absehe, bemerke ich nur die folgenden Lesarten: *mir* ¹⁾ HABLγ, (*÷* K), *mir vnd meinen Kiden a, vns* E; *mir* ²⁾ HABLγ, *vns* Ea; *mir* ³⁾ HABLγ, *vns* Ea: da kann doch kein Zweifel sein, dass die Neuerung bei Ea zu finden ist.

14,8 *an bester zeit* Ea, *an besser zeit* HABLDI, *an bessrer zeit* M, *an der bester zeit* K. Die Lesart von Ea ist zwar grammatikalisch richtig, aber sie ist Korrektur, der Archetypus hatte offenbar *besser*. 34,16 muss es, wie auch HÜBNER erkennt, heißen *bestes*, *on das nichts bessers ist*, aber statt *bestes* steht in allen Hss: *bessers*. 16,17 *die*

grossen heunen müssen vor uns vallen bedeutet doch wohl — da die Riesen einer sagenhaften Vorzeit angehören — »die grössten Riesen mussten vor uns fallen«, so dass also *grossen* = *gross(e)sten*, *müssen* = *mussten!* 25,5 steht in H + Hübner *wesset* = *westet* (vgl. die umgekehrten Schreibungen 23,14 *muss*] *must* H, 24,3 *rates*] *ratest* H). Die oben S. 12 besprochene Verderbnis in *Ea zerstort*] *zussernt* E, *zurorent a* setzt voraus, dass *st* als *ss* gelesen wurde. Verbreiteter ist die Assimilation *tst* > *st* wie in den Praeteritalformen 18,26/27 *tanzest* . . . *wurkest* . . . *bannest* . . . Aber solche lautliche oder graphische Assimilationen sind also eine Eigentümlichkeit des Archetypus gewesen: 14,8 ist *besser* älter als *bester*.

Also von den Beweisstellen für die Trefflichkeit von *Ea*, bleibt nur eine mögliche Stelle übrig (6,17), und die betrifft eine an sich wenig beweisende Endung.

Noch mehr als für die Hs. E, auf die ich unten zurückkomme, hat HÜBNER eine Vorliebe für die Handschrift A, die auch wirklich eine gute Hs. ist. Überl. S. 36 heisst es: »A steht mit der richtigen Lesart nicht selten allein gegen die gesamte andere Überlieferung (nachweislich in Fall 17; vgl. weiter 16,13 *vnd sein doch etwas*; 20,16 *iezunt leben*; 27,10 *etwe vil mit sunden*; 28,29 *muffeln*, 34,59 *ververt*)«.

Fall 17 ist die Stelle 34,2, von der oben S. 9 nachgewiesen wurde, dass der Text von A sekundär ist.

16,13 *wir sein nichts und doch etwas*: nur A fügt vor *doch* ein zweites *sein* ein; warum sollte das richtig sein?

20,16 führt HÜBNER S. 37 an als Beispiel für die Verlässlichkeit der Kombination *Aa*; die Stelle wurde oben S. 11 behandelt.

28,29 *murmeln* H, *murfeln* a, *wurfeln* B, *muffeln* A, (*blegen* γ); das führt auf **murweln* im Archetypus (vgl. dass

die Zimmersche Chronik *murbeln* schreibt). Verwechslung von *m* und *w* hat HÜBNER — aber kaum mit Recht¹ — für ein gleich folgendes Wort angenommen: *grawen* HAB $a \div \gamma$ *gramen* Hübner. Die Hss. AB a setzen **murueln* voraus. Vgl. dass umgekehrt 26,39 ein **rolluass* des Archetypus von H als *rollwass* statt *rollfass* wiedergegeben wird. Jedenfalls gehen die Lesarten von B (*wurfeln*) und A (*muffeln*) beide auf *murfeln a* zurück. —

34,59 *irre wirt* HBN, *irret* M, *ververt* A; warum sollte A hier richtig sein? — Übrig bleibt nur 27,11 *etwe vil* A *one zweifel* HB γ . An dieser einen Stelle hat A allein sicher richtig gelesen.

Der grösste Vorwurf, den man gegen HÜBNER'S Textbehandlung richten kann, trifft aber nicht ihn allein, sondern uns alle. Wir haben uns durch die wundervoll fleissige Arbeit BERNTS verführen lassen, an einen Zweig HE zu glauben. Allein dieser Zweig existiert nicht. Die hierfür von BERNT in der Akademieausgabe S. 107 f. angeführten Beweise sind nichtig. Das erhellt, wenn man die von BERNT angeführten 35 Beweisstellen aufmerksam durchgeht:

1,2 *freissamer morder* (\div ABL γ) *aller menschen* (*leute* ABEL), *her* (*ir* ABL $a\gamma$) *Tot*. Die Stelle ist, wie auch HÜBNER erkannt hat, textkritisch schwierig, weil hier anscheinend AB und L gegen *a*, bzw. gegen γ zusammengehen. Die von BERNT bemerkte Übereinstimmung HE ist *her* statt *ir* in den andern Hss. Aber *her* ist wahrscheinlich richtig: *her(re) Tot* steht 7,12; 11,24; 17,21; 23,25; 25,17.43; 27,11.24; 29,2 in allen Hss.; 21,10 steht *o her(re) Tot*. 5,18 ist wahrscheinlich mit der unverwandten Gruppe E γ

¹ Es ist — bei dem maßlosen Kindergebären, an dem so viele Frauen zu Grunde gingen — an die Furcht vor eintretender Schwangerschaft zu denken.

her Tot zu lesen: in dem Satze *sein euch, her Tot, gegeben* kann das *her*, geschrieben *h?*, nach dem vorhergehenden *h* ausgefallen sein (HABL α). 5,1 ist vielleicht mit H *ja, her(re) Tot* gegen *ja, her(re)* in den andern Hss. zu lesen. In 9,24 *euch, boser Tot* kann natürlich kein *her* vor *Tot* stehen. Und 31,5 ist wahrscheinlich mit H zu lesen *ir, Tot, beleibet hie herre*, weil der Ackermann hier auf den Ausspruch des Todes 30,28 *dennoch beleiben wir Tod hie herre* spöttisch anspielt. Nur eine Stelle bleibt übrig, die die Lesart 1,2 *ir, Tot* stützen könnte, nämlich 3,19 *Ir, Tot, euch sei verfluchet*: alle Hss. Da möchte ich lieber an einen Fehler 3,19 glauben, und lese: *Her Tot, euch sei verflucht*. — Wahrscheinlich hat also HE 1,2 das Echte. Zu bemerken ist, dass die Hss., die 1,2 *morder* weglassen (ABL γ), das *ir* als Possessivum auffassen müssen (*freissamer aller menschen/leute ir tot*). Und ferner; hat der Archetypus nach mitteldeutscher Art *er* schreiben können, dann kann dies sowohl *her* als *ir* gelesen werden. — Schliesslich; wenn HÜBNER (Überl. S. 23, Text S. 49) zu dieser Stelle behauptet, dass H öfter *leute* durch *menschen* ersetze, so ist das nicht ganz zutreffend; das geschieht nämlich höchstens ein Mal: 31,4 *leute*] *menschen* H. — An unserer Stelle (1,2) erkennt auch HÜBNER *menschen* als richtig, und an der dritten Stelle, die anzuführen wäre, nämlich 32,13 *menschen* H γ , *leute* AB α . ist *menschen* vielleicht auch richtig, und jedenfalls steht H nicht damit allein. Hierbei ist auch in Betracht zu ziehen, dass die Synonyma *menschen* und *leute* je etwa 30 mal vorkommen.

2,12 *on reymen vnd on done* H, *an done vnd an reyme* E, *one reime(n)* u. ä. sonst; *on done* ist echt.

2,15 *zu fluchen den worten*] *zu fluchenden worten* H, *zu fluchen da wortn* E, *zu fluchen dann warte* AB α L, *zu fluchen*

hüt dich γ : Übereinstimmung HE nur im Echten, nicht im Falschen.

2,17 *herliche* ($\div \gamma$) *vnd* ($\div H\gamma E$) *gewaltige* ($\div E$) *macht* HEAB $\alpha\gamma$; *herliche macht vnd gewalt* L: keine Übereinstimmung HE.

2,19 *Rechtfertig wellen wir werden* HE, *r. wir wol werden* ABL γ , *r. wir dir wol werden* α : HE echt (vielleicht hat der Archetypus *wel wir* geschrieben).

3,1 *vnd won(e)* HE, *ich won(e)* sonst; HE echt.

3,8 *ir habet* \div HE; leichtes Homoteleuton.

3,13 *geudenreich* AB α , *gütenreich u. ä.* L γ , *wunreich* HE; vgl. später.

4,17 *selten* (in H *selde* geschrieben) \div E: keine Übereinstimmung HE; inlautendes -t- und -d- wechseln recht häufig.

5,7 *schimmern*] *schirmern* H, *schymmern* E, *schein* sonst; Übereinstimmung HE im Echten, nicht im Falschen.

5,8 *kein leitvertreib han ich mere: die finster nacht allenthalben vor meinen augen.* Ausser in HE steht nach *nacht* ein *ist*, wahrscheinlich zu Unrecht; jedenfalls ist Weglassung oder Hinzusetzung des *ist* ein so leichter Fehler, dass er nichts beweist.

6,19 *durch aufsatzes, alfanzes*] *durch vffsatz alfanz* H, *durch alafanz* E, *durch (a)ufsatz(es)* sonst: keine Übereinstimmung HE.

7,8 *schone, frutig*] *schein fruchtig* H, *schön frütt* E, *frucht* A, *fruchtig* α , *fruet* L \div B γ : Übereinstimmung HE im Echten, nicht im Falschen; der Archetypus hat wohl **schoin fruettig* geschrieben.

8,7 *du tummer man* HE, *tummer man* sonst; unbedeutend, aber wohl echt in HE.

8,7 *bruf*] *bürf* H, *pruf(e)* sonst, \div E: keine Übereinstimmung HE.

8,10 *schuppentragender* (= mhd. *schüeppentr.*)] *schieppentragende* H, *schieppentragender* E, *schuppenzagender* A: HE echt; *ie* scheint auch sonst im Archetypus Bezeichnung von *üe* gewesen zu sein.

8,13 *ein tier das ander* ÷ HE: leichtes Homoteleuton.

9,7 *dort her* H, *dortt herr* E, *du herre* ABL, *die her(r)e a γ* Bernt, *tochter Hübner*: zweifelhaft.

9,8 *o got, du gewaltiger herr(e)* HE, *der got gewaltiger herre* ABL, *ach got gewaltiger herre γ* , *got gewaltiger herre a*: HE echt.

9,10 *vnd alle ere bedenken kunde* HE, *vnd alle ere* ABL, *vnd aller eren a γ* : HE echt.

9,11 *tochter* HE ÷ sonst: HE echt.

9,20 *geb euch beiden freude*] *geb uch beyden frewde* H, *geb freud euch paidn* E, *gebe euch freude(n) beide(n)* ABa, *geb euch beiden ganze freude γ* : keine Übereinstimmung HE.

9,21 *ein tummer man* HEI, *ein tummer* sonst: HEI(!) echt.

10,6 *in den gerten*] *in gerten* H, *yn den gärten* E, *in dem garten* ABa, *in dem anger L γ* : HE echt ohne völlige Übereinstimmung.

11,2 *vor gewurkten*] *vor gewurcken* H, *verwürchten* E, *vorgemelten γ* , *vorgenanten* sonst: keine Übereinstimmung HE im Falschen.

11,7 *swerige serige(?)*] *serwige selige* H, *ser ewige* E, *verserig* A, *selige* L, geändert *a γ* : keine Übereinstimmung HE.

11,21 *vergib mir* HE, *vor mir* sonst (*vor im* CO): HE echt.

12,2 *rachung* HE ÷ sonst: HE echt.

12,4 *wie kunstig vnd* HE ÷ sonst (Homoteleuton): HE echt.

12,5 *von vnser hant* HE, *von vnser hende* A, *von vnsern*

henden a (ausser GF), *von vnsern handen* GF, *von vns* L γ : unbedeutend, aber wahrscheinlich HE echt.

13,1 *gespott(e)* HE, *spotte(n)* sonst: HE echt.

13,5 *gezeuges* H, *gezechet* E, *gezucket* sonst: keine Übereinstimmung HE.

13,7 *des das* ABaL, *das das* H, *das waz* E, *des so* γ : keine Übereinstimmung HE.

13,25 *massenie* A, *manassie* H, *manasse* E, *massn* B, *massenien* I, *messyas* K, (weiter geändert sonst): wenig bedeutend und Übereinstimmung HE nur teilweise.

13,26 *weisentum* HE, *waffentums* sonst: HE echt.

Die Betrachtung dieser Stellen lehrt, dass die »gemeinsamen Fehler« von HE meistens den echten Text vertreten oder keine besondere Übereinstimmung HE zeigen oder nichtsbeweisende Kleinigkeiten sind. Eine Lesart nur kann stützig machen:

3,13 *geudenreich*] *wunreich* HE, aber wenn das seltene *geudenreich* unverständlich war und also durch ein anderes Synonym zu *freudenreich* ersetzt werden sollte, was liegt dann näher als *wunnenreich*? Trotz dieser Stelle, die vielleicht ihre Erklärung finden wird, ist die Konklusion: E und H sind beide sehr gute Hss., aber sie sind untereinander nicht näher verwandt.

Wenn die Hs. E also nicht zu H steht, wohin gehört sie dann? — Ich glaube, dass sie zu ABa Beziehungen hat. Man vergleiche etwa die folgenden Stellen:

3,5 *enzucket*] *gezucket* AE: 3,14 *jeglichs*] *iglich* AE; 3,18 *niergent*] *nindert* AEBa; 4,12 *fraw Selde* AEB (aber die Stelle ist verderbt); 5,1 *amie*] *aymie* H, *amey* EAMD, *amaley a*, *ammy* B, *amye* LI, *amyge* K (unbedeutend); 5,5 *raste*] *reste* AEB; 5,7 *licht brehender*] *liecht prehennder* H, *flutender* Aa, *fliettender* E (vgl. S. 18 zu 8,10 *schup-*

pentragender!), *luhtender* BL, *liechter* γ ; 6,8 die Wortstellung in *keinerlei schone ansehen* AE α ; 6,23 *dreyekronen*] *dreykronter* AE; 8,11 *zuwachsung*] *zuwasschung* AE; 8,16 *der*] *wer* AEB; 10,9 *entrischer wustung*] *entrischen wustungen* AE α . — Es ist zuzugeben, dass diese Stellen oft recht unbedeutend sind, aber sie geben doch einen Fingerzeig, dem sonst nichts widerspricht.

Was folgt nun hieraus? — Wenn man den Zweig HE zerschlägt, ist die wichtigste Folge, dass H isoliert wird. Schon BERNT sah richtig, instinktiv, dass H eine gute Handschrift ist. Ich konnte das in meiner Rezension in zahlreichen Fällen erhärten, indem ich mehr auf die gute Vorlage hinwies als auf die Hs. selbst, die von Flüchtigkeitsfehlern wimmelt. Darauf fussend geht dann HÜBNER soweit, dass er sagt (Überl. S. 34): »Die absolut beste Hs. ist H, wenn man nicht so sehr auf das Textbild sieht, das sie bietet, als auf die sehr gute alte Grundhs., die aus ihr hervorscheint. — — — H hat an Dutzenden von Stellen allein die echte Lesart — — — H ist an zahlreichen Stellen die vollständigste Hs.« Dementsprechend hat HÜBNER an etwa 200 Stellen seinen Text der Hs. H näher angeschlossen, als der Text BERNTS es war. Allein die Sonderstellung von H ist weder mit dem von BERNT noch mit dem von HÜBNER entworfenen Bild der Überlieferung zu vereinigen. Bei BERNT besteht der Stammbaum aus den beiden Ästen α und β , und β hat 3 Zweige: HE, AB und L γ . HÜBNER zweifelt an der Möglichkeit, einen richtigen Stammbaum aufzustellen, aber er drückt wenigstens — wenn auch nicht ganz folgerichtig — α herab und benutzt für die Eruierung des Textes besonders HE und AB, während er L zwar lobt, aber wenig benutzt und γ (wo allerdings nachweislich viel geändert wird) fast nicht beachtet. Soweit die Hs. E

reicht, hält er deren Text für gleichwertig mit H, was nach den Ausführungen oben S. 16—20 eine Überschätzung von E ist.

Sehr oft setzt er lieber eine A-Lesart als eine H-Lesart in den Text; das kann bisweilen richtig sein. Nun fallen aber für die zweite Hälfte des Textes E und L aus, so dass als Zeugen nur HAB $\alpha\gamma$ übrig bleiben. Da α und γ anerkanntermassen minderwertig sind, muss der Text hier besonders nach den drei guten Hss. H, A, und B zusammengestellt werden. Da endlich A und B einem Zweig angehören, haben, auch nach HÜBNER, die Kombinationen HAB, HA und HB als stark zu gelten. Wenn man nun, um seine Textgestaltung zu untersuchen, beispielsweise in den Kapiteln 25—32 die Fälle zusammenstellt, in denen eine der genannten Kombinationen HAB, HA oder HB anderen Gruppen gegenübertritt, dann sind folgende Fälle zu verzeichnen: 25,14 *schreibet* HAB Hübner, *sprechet* $\alpha\gamma$. 25,15 *ein* $\alpha\gamma$ Hübner ÷ HAB. 25,22 *selbst* HB α DM, *selber* AK Hübner. — 26,12 *geometrica* HB γ , *geometria* A α Hübner. 26,27 *oberlendischer* HADKI, *oberlendischen* BMA Hübner. — 29,5 *mangen* HB α , *maniges* A γ Hübner. 29,13 *augenweid* HB γ , *augelweid* A α Hübner. 29,19 *lernen* HADI α Hübner, *leren* BKM. — 30,3 *meusar* HA (von BO α vorausgesetzt; geändert γ), *mausar* Cb Hübner. 30,8 *hohe* HA γ , *hochfart* α Hübner ÷ B. — 31,7 *gesein* H (Spuren in B γ) *gewesen* A α Hübner. 31,15 *krachen* HB (Spuren in γ) *krochen* A (Spuren in α) Hübner. — 32,7 *hin* HB α (z. T.) γ (z. T.) Hübner, *her* A α (z. T.) γ (z. T.). 32,15 *fleusset* HAB γ , *fleuchet* α Hübner. 32,19 *vnd gefilde, alpen, wildnusse* HAB γ , *gefilde, alpen vnd wildnusse* α , *wald vnd gefilde, alpen vnd wildnusse* Hübner. 32,23 *seltamkeit* HA γ , *seltzenkeit* B α Hübner. 32,24 *gewende* HB, *went* γ , *gewant* A α Hübner. 32,27 *wilpret* HB γ , *wildwerk* A α Hübner.

In allen diesen Fällen ist die Lesart von HAB oder HA oder HB unter sachlichem, sprachlichem, stilistischem Gesichtspunkt nicht nur möglich, sondern such wahrscheinlich, aber HÜBNER geht in diesen 20 Beispielen 4mal gegen HAB, 4mal gegen HA und 8mal gegen HB. Was er diesen Kombinationen vorzieht, ist folgendes: Aa (6mal), a (3mal), Ba (2mal), A γ , a γ , A mit Teilunterstützung durch γ (2mal), Cb(!). Das ist ein weit getriebener Eklektizismus, und zwar auch, wenn man sich vor Augen hält, dass HÜBNER nach seinen Prinzipien ein Recht hat, der Gruppe Aa Gewicht beizumessen.

Haben wir die Hs. H von der Bindung an E losgelöst, so müssen wir andererseits feststellen, dass eine gewisse Bindung an die Gruppe γ besteht. Man vergleiche die folgenden Beispiele aus denselben Kapiteln 25—32, diejenigen Fälle umfassend, in denen eine H und γ gemeinsame Lesart einer Lesart ABa, Aa oder Ba gegenübersteht, wobei BERNT und (noch folgerichtiger!) HÜBNER fast immer die H γ -Lesart verworfen haben:

25,36 *Darzu H γ , Dabei ABa*; ,44 *redet H γ , sprechet ABa*; — 26,38 *jeder mensch muss H γ , jeder mensch muss je ABa*; — 27,2 *lerer H γ , lere ABa*; ,3 *icht H γ Bernt, leicht ABa Hübner*, ,5 *in trewen H γ , mit trewen ABa*; ,6 *nu ABa ÷ H γ* ; ,9 *aller leute H γ , allerlei leute ABa*; ,11 *gebresten H γ , gebrechen ABa*; ,13 *furwar ABa ÷ H γ* ; ,19 *nach eren H γ Bernt ÷ ABa Hübner*; ,25 *hast begabet H γ , begabest ABa*; — 28,3 *haben muge H γ , habe ABa*; ,4 *so H γ ÷ Aa*; ,6 *genimt H γ , nimt ABa*; ,8 *ein kumat ABa ÷ H γ* ; ,11 *vnd slangen H γ , slangen ABa*; ,12 *alle tage darnach H γ Bernt Hübner, darnach alle tage AB(a)*; ,18 *zu finden H γ , finden ABa*; ,21 *dann H γ , nu Aa*; — 29,1 *weisheit H γ , warheit ABa*; ,5 *frauen H γ , weibes Aa*; ,9 *jeglich H γ , jeder ABa*;

,10 *das* H γ \div AB α ; ,10 *mag* H γ , *kan* B α ; — 31,13 *nicht* mer H γ , *nimmer* AB \div α ; ,26 *gebaut sind* H γ , *sind gebauet* AB α ; — 32,12 *tugend* H γ , *gute(m)* AB α ; ,13 *menschen* H γ , *leute* AB α ; ,15 *ir leib ir kinde ir weib* H γ , *ir leib ir weib ir kinde* AB α ; ,25 *kleiben* H γ Bernt, *klecken* AB α Hübner; ,45 *wirt* H γ , *ist* AB α ; ,47 *so* H γ \div AB α .

Hier sind nun zwei Beobachtungen zu machen: 1. es ist nicht ohne weiteres festzustellen, welche Lesart die bessere ist, die von H γ oder die von AB α ; meistens sind beide sehr wohl möglich, so dass erst genauere Untersuchungen über den sonstigen Gebrauch der Dichtung vielleicht eine Entscheidung bringen können. 2. Die Beispiele sind unregelmässig verteilt, manchmal dicht und manchmal dünn gesät; z. B. gibt es keinen einzigen hierhergehörigen Fall aus Kap. 30; ebenso ungleichmässig ist der übrige Text. — Aus diesen Prämissen ist nur eine Konklusion möglich: wir haben zwei Redaktionen vor uns, von denen die jüngere eine stilistisch bestimmte Bearbeitung ist.

Da nun die Hs. H (s. die oben S. 21 zitierten Ausführungen Hübners) die »absolut beste, die vollständigste Hs. ist, an Dutzenden von Stellen allein die echte Lesart hat, auf eine sehr gute alte Grundhs. zurückgeht«, so wird man von vorne herein geneigt sein, bei der Wahl zwischen den Redaktionen H γ und AB α , derjenigen, die in dieser vorzüglichen Hs. H steht, den Preis zuzuerkennen.

Diese naheliegende Entscheidung zu fällen wäre allerdings verfrüht. Allein es ist klar, dass die Überlieferung eine Frage stellt, die durch die Textauffassung von BERNT—HÜBNER nicht die richtige Antwort erhält.

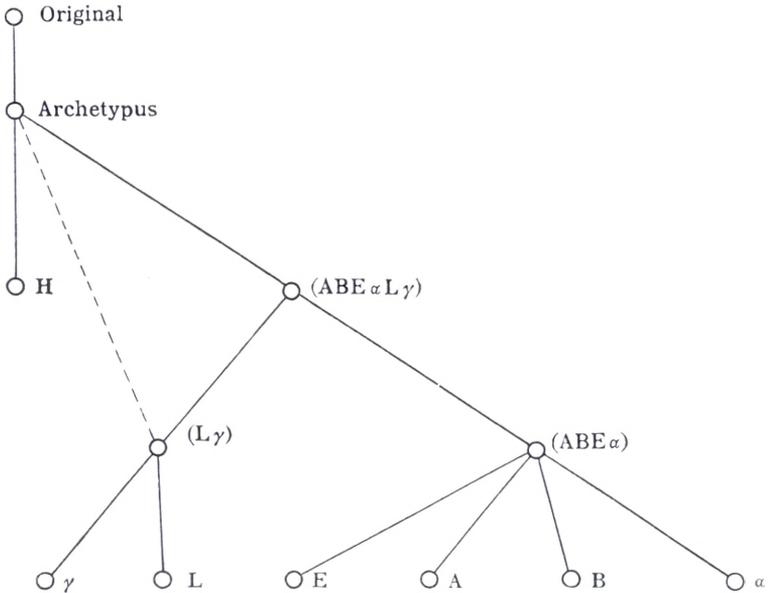
HÜBNER hat (Überl. S. 3) gemeint, dass ich zu viel gewagt habe, als ich erklärte, »dass man den besten Text

erhält, wenn man der Hs. H folgt in allen Fällen, in denen kein Grund zur Annahme eines Fehlers in dieser Hs. vorliegt«. Da eingestandenermassen H zahlreiche Fehler hat, ist das von mir Geforderte eben das, was HÜBNER tut, wenn er »jedes überschliessende Wort und Satzstück in H sorgfältig auf seine Echtheit prüft«. (Überl. S. 35) — nur dass ich diese Methode nicht allein auf Überschliessendes, sondern auf den ganzen Text verwenden möchte.

Ich habe nicht zu viel gewagt, sondern zu wenig. Man muss, die Sonderstellung von H beachtend, die Frage aufwerfen: ist die ganze Überlieferung etwa so zu verstehen, dass die Vorlage von H eine ältere Redaktion vertritt als der Archetypus aller andern Handschriften (und Drucke)? — wobei nicht ausgeschlossen bleibt, dass die Gruppen γ oder $L\gamma$ stellenweise von dieser älteren Redaktion beeinflusst wären.

Wenn man die eben gestellte Frage bejahen könnte, würden wir verstehen, was bisher rätselhaft war, wie nämlich H zu so viel guten Lesarten kommt. Sehr ins Gewicht fällt auch, dass alle andern Hss. die fehlerhafte Umstellung Kap. 32 f. in der Vorlage von H voraussetzen (vgl. Rez. S. 198) — ein höchst beachtenswerter Umstand, den HÜBNER nicht recht anerkennen will, obschon er seinen Text der Kap. 32 und 33 gemäss dieser Voraussetzung gestalten muss. Die Überschrift von Kap. 34 und das Akrostichon weisen, genau besehen, auf dasselbe hin, (vgl. unten S. 41 ff.). Nicht nur hat H »an Dutzenden von Stellen allein die echte Lesart«, sondern dasselbe gilt — wie ich durch das jetzt auch von HÜBNER verwendete Sigel H + andeutete — in vielen Fällen für jede der Kombinationen HA, HE, HB, HL, $H\gamma$ und sogar bisweilen für Ha. Ja man kann wohl sogar fragen, ob es, wenn man von

Flüchtigkeitsfehlern (bes. Homoteleuta) und Kleinigkeiten (Endungen, Rechtschreibung) absieht — worüber weiter unten —, einen einzigen sicheren Fall gibt, in dem eine H-Kombination Unechtes hat. Diese Erwägungen führen zur obigen Vermutung, die ich durch diese vorläufige Skizze eines Stammbaums verdeutlichen möchte:



Ich betone: dieses ist zunächst keine Behauptung; es ist eine von der Überlieferung gestellte Frage. Dabei ist noch nicht entschieden, ob H vom Archetypus direkt oder durch ein Zwischenglied abstammt, obschon ersteres wahrscheinlich ist; das ist aber vorläufig untergeordnet.

Sehr wichtig ist eine andere Erwägung: könnte die jüngere Rezension $(ABE\alpha L\gamma)$, die in γ sekundär stark geändert ist (während andererseits $L\gamma$ oder γ auch von der

»älteren« Redaktion beeinflusst ist) und deren Hauptvertreter A ist, vielleicht vom Verfasser selbst herrühren?? — Wir erinnern uns, dass in den Kapiteln 25—32 der Unterschied der beiden Redaktionen ein stilistischer war (oben S. 24). Und hier haben wir dann die Widmung in Betracht zu ziehen, denn mit BEER, gegen HEILIG, ist daran festzuhalten, dass *cum libello Ackermann de novo dictato* allerdings nach mittelalterlichem Sprachgebrauch »mit dem eben verfassten Ackermann-Büchlein« heissen kann, aber auch »mit dem neu redigierten Ackermann-Büchlein« bedeuten könnte. Es ist richtig, dass im Hochmittelalter *de novo* »neulich, soeben« bedeuten kann, es ist aber dabei nicht zu vergessen, dass »aufs neue« die durchaus gewöhnliche Bedeutung bleibt. — Sollte die jüngere Redaktion auf den Dichter selbst zurückgehen, dann könnte man den Standpunkt vertreten, dass der Text der »Ausgabe letzter Hand« zu geben wäre. Dann hätte HÜBNER Recht, wenn er (gegen H) A-, E-, und α -Lesarten aufnimmt. Aber dann wäre auch vielfach der Text von BERNT besser als der von HÜBNER, weil BERNT sich von der Hs. H, der Vertreterin der »älteren« Redaktion, noch mehr entfernt. — Nebenbei bemerkt: diese Annahme würde die Merkwürdigkeit erklären, dass H *philosophen* schreibt, wo die anderen Hss. *weissagen* haben: der Dichter hätte also in der jüngeren Redaktion das fremde Wort durch ein deutsches ersetzt!

Allein die Annahme hat bedenkliche Seiten: Wenn der Dichter selbst eine solche stilistische Revision vorgenommen hätte, dann müssten wir annehmen, dass er eine mangelhafte Hs. der »älteren« Redaktion benutzt hätte (was an sich durchaus nichts Unerhörtes wäre), indem seine Vorlage mit der von H die Umstellung in den Kapiteln 32—33

sowie einige kleinere Fehler teilt, so 26,20 *in leng* ÷ alle, 20,27 *ascherfar* Hübner ÷ alle, 34,19 *der hungerigen* Bernt ÷ alle; die Störung 34,44—46 + 62, sowie die Störung 34,31 *aller suberheit liebhaber*] *aller worheit liebhaber* H, *alte welt warheit* A u. ä. Natürlich können wir nun weiter annehmen, dass die vom Dichter verbesserte Hs. so mangelhaft abgeschrieben worden wäre, dass dadurch die gemeinsame Vorlage der jüngeren Redaktion (ABE α L γ) die vielen Fehler bekäme, die H nicht hat. Aber es bleibt ein Gefühl des Unbehagens bei der Idee, dass der Dichter selbst nicht nur die kleineren gemeinsamen Fehler des Archetypus, darunter so Sinnloses wie 34,31 und 34,44—46 + 62, sondern auch die Umstellung in den Kapiteln 32 und 33 übersehen hätte: diese letztere stört ja fühlbar die Kapiteleinteilung. Die Frage ist noch nicht spruchreif, aber bis auf weiteres hat die Annahme, dass die jüngere Redaktion auf den Dichter nicht zurückgehe, die grössere Wahrscheinlichkeit für sich.

Jedenfalls muss aber von der neuen Arbeitshypothese aus versucht werden, in der Weise einen »Ackermann«-Text aufzubauen, dass man sich Schritt für Schritt, nicht eklektisch, sondern in strenger Konsequenz fragt: ist hier ein Grund, um von H abzuweichen?

Dabei wird es leichter sein, die grossen Linien zu zeichnen, als die Einzelheiten festzulegen. Hier macht sich nämlich die Schwierigkeit geltend, dass die Hs. H so viel jünger ist als das Original und deshalb in bezug auf Endungen und dergleichen wichtige Kleinigkeiten wahrscheinlich nicht zuverlässig ist.

BERNT hat eine eigenwillige Rechtschreibung durchgeführt, die sich besonders durch die grosse Anzahl der

schwachen Silben auszeichnet. HÜBNER hat, wie es die gute Übersicht des Herrn HELMUTH THOMAS in der Einleitung zur Ausgabe dartut, das Setzen und Nicht-Setzen des schwachen *-e(-)* etwas anders gestaltet, indem für ihn vor allem rhythmische Gründe massgebend gewesen sind. Einiges ist sicher richtig, so, dass Verbalformen öfters kürzer sind als bei BERNT, oder dass häufig *-ung* statt *-unge* gesetzt wird. Anderes erscheint mir zweifelhaft, z. B. vielfach *-end* statt *-ende* im Part. praes. Sehr bedenklich ist das von BERNT und HÜBNER fast konsequent eingesetzte Svarabhakti-*e* vor *r* (*ewer*, *fewer* u. s. w.), da dieses ja meistens noch bei Luther fehlt. Auch andere Fälle erregen Zweifel. Heisst es *ich hab(e)* oder *ich han* oder beides? Wie heisst das Verb *sein* in der 1. 3. Pl. Prs. Ind.: *sein* oder *sind* oder beides? Wie lauten die Formen von *kommen* (einschliesslich *vollkommen* und *willkommen*)? BERNT und HÜBNER führen hier den Vokal *u* durch, was eigentlich unwahrscheinlich ist. Sind wirklich für die Zeit um 1400 in Böhmen Formen wie *kunig* und *mugen* als alleingültig oder nur überwiegend anzusetzen? Wir sollen uns hüten ein Böhmerdeutsch aufzuziehen, das vielleicht künstlicher wäre als das Lachmannsche Mittelhochdeutsch. Heisst es nicht das Pferd hinten aufzäumen, wenn man von vorgefassten Meinungen über den Rhythmus geleitet nach eigenem Gutdünken zwischen *on* und *one*, *niemands* und *niemandes* u. s. w. wechselt, statt den mühsamen, aber doch wohl verlässlicheren Weg zu gehen, dass man durch Vergleichung der richtig geordneten Hss. zum Gebrauch des Dichters hervorzudringen versucht? BERNT hat ganz Recht, wenn er hervorhebt, dass die unter JOHANNES VON NEUMARKT ausgebildete böhmisch-deutsche Kanzleisprache, die für JOHAN VON SAAZ massgebend war, im Laufe des 15

Jahrhunderts an Geltung verlor, und dass deshalb unsere Hss., auch wo sie dem böhmisch-schlesischen Bereich entstammen, im Vergleich zu dieser Kanzleisprache verwildert sind. Und es ist deshalb möglich, dass der Handschriftenbestand ungeeignet ist, um auf diesem Gebiet zur Absicht des Dichters zu führen. Aber man sollte doch nicht von vorne herein auf die altbewährten philologischen Mittel verzichten.

Zur Erhärtung der vorgetragenen Gesichtspunkte soll dann noch eine Auswahl von schwierigeren Stellen besprochen werden.

8,8 *geliden* H, *sider* K, *sit* DI, *von* BEL α ÷ A. Der Kritik HÜBNERs in der Anmerkung zur Stelle muss ich zugeben, dass meine Erklärung (Rez. S. 191) falsch war: es gibt auch im Mnl. keine ganz entsprechende Verwendung des pp. von *liden*; *geliden* H ist also nicht zu halten. HÜBNER hat sicher auch richtig gesehen, dass K mit *sider* das rechte Wort hat (vgl. 23,14—16). Allein es fehlt eine Erklärung für die Entstellung. Ich glaube, das Ursprüngliche ist *ye sider*: das Wörtchen *je* ist an der Stelle sehr erwünscht (*je sider des ersten von leim gekleckten mannes zeit*), und ein etwa zusammengeschriebenes *yesider* hat ein hinreichend fremdartiges Aussehen, um die Entstellung zu erklären. Vgl. noch 33,20 *Seit je(!) der mensch dem tod das leben, der erden den leib, die sele Vns pflichtig ist zu geben* HB γ *Jeder mensch . . . Aa* (*seit* steht auch 22,3). Das Wort *je* (*ye*) steht ferner 20,12; 25,23; 30,12. In diesem Wort (wie in *jeder*, *jeglich*) ist nach den Hss. mit konsonantischem Anlaut zu rechnen; zu Unrecht schreiben BERNT und HÜBNER *ie* u. s. w.; vgl. jetzt H. BACH: Die Thüringisch-sächsische Kanzleisprache bis 1325. I (Ko-

penhagen 1937), S. 83. — Auch so zeugt diese Stelle also für die überlegene Sonderstellung von H.

12,3 *vnverschuldlich* »ohne dass es verschuldet ist«] *vnverschuldlich* H, *vnverschickenlich* A, *vnverschiklich* B, *vnfürsichtiglich* E Hübner, *vnvernufftiglich(en)* a, *vnversichtlicliche* L Bernt, *vnverscheidenlich(en)* γ. Rein methodisch muss *vnversch* . . . H A B γ stärker sein als *vnvers* . . . / *vnvurs* . . . E L.

13,4 *wie wenig ich . . . han zu sinreicher meisterschaft gezeuges* »wie wenig ich zu sinnreicher Meisterschaft das Zeug habe«. Das bisher älteste Beispiel der Redensart *das zeug wozu haben* »zu etwas befähigt, begabt sein« hat das DWb XV, 829 bei Hügel gefunden: *der . . . had zeug zu dem geschäft*. Von andern Änderungen der andern Hss. abgesehen sind die Lesarten, wie folgt: *gezeuges* (der Archetypus hat wohl **gezewchs* geschrieben)] *gezewges* H, *gezocket* A, *gezucket* B L γ Bernt, *gezechet* E Hübner, *gesetzt* a. HÜBNER verweist für das Verb *zechen* auf 33,8, wo in A a *zechte* (in der sonst unbelegten Bedeutung »einheimsen«) steht. Dieses ist aber doch wohl eine Neuerung (nach dem vorhergehenden *brechte*); das Richtige ist 33,8 *zuckte*] *zucke* H, *züchte* B (÷ γ): Es ist ein mehrmals wiederkehrender Fehler in H, dass ein *t* weggelassen wird, und zwar besonders nach *ck*: 11,2 *vor gewurkten* »früher begangenen«] *vor gewürcken* H: 15,24 *zuckt er*] *zuck er* H; 27,26 *aufgerackten*] *aufgeracken* H; vgl. auch 15,3 *meint zu*] *mein zu* H, 29,22 *zuchtigt*] *zuchtig* H, 29,27 *gelaubt*] *gelawb* H.

15,3 *offt* H ist natürlich falsch, aber *auch* (in einigen Drucken) und *wol* a γ (*an mir wol*) zeigen, dass sich auch hier hinter einer fehlerhaften Lesart von H das Richtige verbirgt, und zwar *ocht* »eben« (mhd. *eckert*, *eht*, *et*;

ockert, oht, ot, neuschles. *ock* (welches früher auch in NW. Böhmen gebräuchlich war, vgl. J. BLUMER, Sammlung mundartlicher Wörter und Redensarten der NW-böhmischen Mundart, bes. von Brüx und Umgebung, Komotau 1929, S. 13)). Zu lesen ist also: *Das ist ocht an mir schein worden.* — — An zwei anderen Stellen des Textes setzt BERNT dieses Wort, in der weniger richtigen Form *ok*, in den Text, aber zu Unrecht: 17,12—14 sagt der Ackermann: *wo sint die frumen achtbarn leute als vor zeiten waren? Ich wene, ir habt sie alle hin; mit in ist auch meine liebe. Die vseln sint euch vberbeliben:* d. h. »meine Geliebte ist jetzt da, wo die edeln Verstorbenen sind; Euch, Herr Tod, ist nur die Asche, der Staub, der vergängliche Körper geblieben.« Allerdings steht *euch* nur in D: *uch* HLK *auch* A *och* B Hübner ÷ *a*. Aber die Erklärung wird sein, dass der Archetypus hier — wie H öfters — *uch* statt *euch* geschrieben hat; *ocht* »eben« (*ok, och*) zu schreiben gestatten die Hss. nicht (*och* ist in B einfach = *auch*) — Die zweite Stelle ist 21,3 »guten Tadel gütlich aufnehmen: so soll ein Weiser handeln, höre ich die Klugen sagen: Euer Tadel ist auch erträglich. Da nun ein guter Tadler auch ein guter Lehrer sein soll, so ratet und belehrt mich . . .« *Ewr strafung ist auch leidenlich;* für *auch* schrieb Bernt *ok*; die Lesarten sind *auch* H Hübner(!) *euch* A *och* B *noch* γ *ok* Bernt ÷ *a*. — Demnach sprechen keine andern Textstellen gegen 15,3 *ocht*.

15,8 *missegewurket*] *misswürcket* H; das von den andern Hss. überlieferte oder vorausgesetzte *missgewart* vertritt eine andere bekannte Form des pp. von (*misse*)würken nämlich *missgeworht*/*missgewarht*; das ad hoc erfundene **missewarten*, intr. existiert nicht (vgl. Bernt zur Stelle!) — Der Gedankengang des Ackermanns ist hier: »Was Ihr, Herr

Tod, auch sagt, so habe ich durch Euch meine geliebte Frau verloren. Gewalt, solches zu tun, haben nur zwei, Gott und Ihr. Gott hat dieses nicht getan: Denn hätte ich gesündigt (*missegewurket*) gegen Gott, dann hätte er es an mir gestraft (nicht an meiner Frau), oder Maria hätte es für mich wieder gutgemacht (*oder es hette mir widerbracht die Wandelsonne*). Also seid Ihr der Übeltäter«. — Es ist bisher übersehen worden, dass hier Maria (*diu wandelsâne, diu wandelsvrte*) erwähnt wird. So habe ich Rez. S. 204 geschrieben: »Die Welt des 'Ackermann' kennt Maria und die Heiligen nicht, kennt das Sünde-Erlösungs-System nicht . . .«. Das ist also nicht richtig, denn hier haben wir ganz deutlich ein Hauptstück der mittelalterlichen Weltanschauung: wenn einer sündigt, dann hat er von Gott Strafe zu gewärtigen, falls er den strengen Richter nicht entweder durch Busse befriedigen oder durch eine Fürbitte besänftigen kann. Dem ausgehenden Mittelalter galt dieser zweite Ausweg als ein ganz normaler. In den Predigten der Franziskaner und den zahlreichen Exempla wie in dem allbekannten Theophilus-Spiel erlangt auch der grösste Sünder die Gnade Gottes, wenn die allerbarmende Mutter Gottes bei ihrem Sohn Fürbitte einlegt. Dieser Gedankengang ist also auch für den Ackermann etwas Selbstverständliches. Merkwürdig ist nur, dass er so überaus selbstverständlich ist, dass er so ganz nebenbei abgehaspelt wird: ganz so wie auch Jesus im letzten Kapitel als etwas Selbstverständliches und — Nebensächliches auftritt. Der Dichter denkt nicht daran gegen das System zu opponieren, aber in der Lebenskrise, die über ihn hereingebrochen ist, als der sinnlos wütende Tod in sein gesichertes Dasein zerstörend drang, als er in den Stürmen der Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes, an einem Sinn des Daseins, unterzugehen

drohte, da findet er an diesem Selbstverständlichen auch gar keine Stütze. Was ihn aufrechterhält, ist eine einfache undogmatische, mystisch angehauchte Gottesgläubigkeit (Kap. 34) und ist der alte »Platonische« Gedanke von der ewigen Kette von Ursache und Wirkung, von Geburt und Tod, optimistisch so angeschaut, dass nichts sterben kann, ohne dass, immerwährend, neues Leben erstehen muss. (Kap. 31).

16,8 *rauchs* HCO, *ruches* AN, *geruches* LB, *gesmackes* γ ; vgl. mhd. *rouch* »geruch« Lexer s. v. und vgl. 25,31 *ruch* HAa, *ruch oder nack* B, *rouch* γ : auch das führt auf *rauch* im Archetypus, allein hier hat auch H das gewöhnlichere *ruch* eingesetzt.

16,19—21 *Du fragest, wa wir sein. Vnbeschewelich sein wir. Doch wen vnser figure zu Rom in einem tempel an einer want gemalt was . . .*« Du fragst, wo wir sind. Wir sind unsichtbar (nicht zu beschauen). Jedoch glaube ich, dass unser Bild in Rom . . . war.« — Nur eine Form möchte ich hervorheben: *wen* (= mhd. *wær(e)*)] *wann* HABL, *man a* Bernt ÷ γ (*etwanne* Hübner). — Die Textformen des von BERNT nach HABL aufgenommenen, von HÜBNER etwas geänderten pronominalen Wortes sind wie folgt (nach den Lesarten BERNTS): Für »denn« überall *wann* ausser 3,3. 4,10. 5,10. 21,15. 27,21 *wenn* CO; 7,8 *wenn* C; 14,1 *wenn* A; 22,32 *dann* ADI, *denn* MK; 29,6 *dann(e)* DKI, *denn* M. — Für »weil« überall *wann* ausser 4,4 *wenn* CO; 4,4. 7,3 *dann* L; 7,3 *denn* γ . — Für »wenn« meistens *wann*, jedoch 9,6 *wenn* H (entstellt ABL γ); 10,14 *wenn* HI; 14,10 *wenn* E; 19,5 *wenn* K; 21,3 *wenn* ABa (entstellt); 22,34 *dann* ADI, *denn* MK. — Für »als, denn« (nach Komparativ, usw.) ist die Normalform *dann*; jedoch 7,2 *wenn* H; 7,5 *denn* H, *wann* CO; 11,18 *wenn* E; 15,22 *wann* BL; 16,11 *wann* A (entstellt), *wenn* N; 17,29 *denn*

OMI; 24,7. 41 *wann* AB. — Aus diesem Tatbestand können wir schliessen, dass das Original für »denn« und »weil« überall *wan(n)* (*wenn* CO ist selbständige Neuerung), für »wenn« neben *wan(n)* auch *wen(n)*, für »als« neben *dan(n)* bisweilen auch *wen(n)* gehabt hat, und dass die Hss. die gelegentlichen *wen(n)* meistens in die betreffende Normalform *wan(n)*, bzw. *dan(n)* umgesetzt haben. Eben dasselbe ist an unserer Stelle geschehen, da *wen* = *wan* als *wen* = *wan(n)* missverstanden wurde. Der Schreiber von *a* hat danach *wan(n)* als die ihm literarisch bekannte Form für *man* aufgefasst und danach weiter geändert.

16,26 Die von A. KRAUS (*Germano-Slavica* II (Juni 1936), S. 4) gegebene Anregung, hinter *gezeug* eine Lücke anzunehmen, ist sehr erwägenswert.

16,33 *welches tages ir essen werdt von der verpoten speis, so werdt ir sterben des Todes* H. So ist auch zu lesen; nur muss nach *sowelches* CON *zuwelches* M statt *welches*: *swelches* gelesen werden. Aber in den andern Hss. steht ganz was anderes: *welches tages ir der frucht enbeisset* (*essend* γ), *des Todes werdet ir sterben* AB Lay. Das Latein der Genesis-Stelle gibt keine Entscheidung: Gen. 2,17 (*de ligno autem scientie boni et mali ne comedas*:) *in quocumque enim die comederis ex eo, morte morieris*. Aber der wenig glückliche Ausdruck der andern Hss. erklärt sich vielleicht, wenn wir von der Lesart von H ausgehen und — mit der häufigen Schreibung *w* statt *b* im Archetypus rechnend — einen Lesefehler annehmen: *verboten speis* so geschrieben: **v^owottenspeisso*, gelesen: **v^owchtenpeisset* = *vrucht enpeisset*. So aufgefasst würde auch diese Stelle für zwei Redaktionen sprechen: eine ältere durch H und eine jüngere durch sämtliche andere Hss. vertretene Textgestalt.

Vgl. hiermit eine andere Stelle (an der aber H versagt),

nämlich die sinnreiche Besserung von J. PETERS zu 26,34 *auerhennen dermig*] durch H, *durch eime dermig* A, *durchenderin* B, *durchtrachtenden* u. ä. γ . Sprachlich ist die von PETERS eruierte Form allerdings bedenklich: 1) das Svarabhakti *-e-* ist sicher falsch. 2) Die Diphthongierung des erst sekundär gedehnten *u* in *ur(r)-* ist verdächtig; 3) warum das Femininum *-henne*? mhd. ist **ur(r)henne* unbelegt — eher wäre an den bisher zufrühest bei Geiler von Keisersberg belegten pl. *hene* (nhd. *hähne*) zu *hane* zu denken; 4) *dermig* ist hs.lich schwach gestützt. Vielleicht ist zu lesen: **der urhene derme(n)*, geschrieben *d^ourhenedermi* (vgl. B!). So würden wir auch das in allen Hss. überlieferte *durch* als einen Lesefehler begreifen können.

25,29 zu *brufung und merkung vnderscheid mancherlei susses gedones*; Die Lesarten sind wie folgt: *vnderscheit* ÷ H γ , *merkung* ÷ Aa, zu *brufung und merkung* ÷ B. — Natürlich hat HÜBNER recht, wenn er in der Anmerkung zur Stelle gegen H das (übrigens von niemand angefochtene) *vnderscheit* durch den Hinweis auf Buch der Liebkosung, 101,10 *hastu im gegeben mancherlei vnderscheit suezer done* verteidigt. Allein daraus folgt nicht, dass *brufung* richtiger sein sollte als *brufung und merkung*; vgl. vielmehr hierfür 32,17 *merke, brufe*; — *vnderscheit* ist das Objekt der Verbalnomina *brufung und merkung*.

26,36 *die vnd ander, den vorgeschriben(en) anhangende kunste* Bernt Hübner: *den vnd andern der vorgeschriben anhangen kunst* H *die vnd ander die vorgeschriben anhangende kunste* A *die vnd ander der vorgeschriben anhande kunste* B *die vnd ander kunste a dise(n) vnd (alle(n)) ander(e(n)) anhangende(n) vngenanten kunste* γ . Zu lesen ist wohl: *die vnd ander der vorgeschriben anhangenden kunste* »diese und andere der vorher angegebenen bezüglichlichen

Künste«; *anhangende* ist 'connexus', »damit verbunden«, »darauf bezüglich«.

27,15 *Weste ich, das mir in der ee gelingen solt als ee, in der ee wolt ich leben, die weil lebende were mein leben* H und so beizubehalten (3mal *ê* — mit Wortspiel — 3mal *leben*); das dritte *ee* H $\gamma \div$ AB α Bernt Hübner.

31,21—27 diese wichtigste Stelle im 'Ackermann' (vgl. oben S. 32 zu 15,8) ist leider nicht ganz sicher zu stellen: *Ich han von jugent auf gehoret lesen vnd gelernet, wie got alle ding gut beschaffen habe. Ir sprechet, wie alle irdische lebenwesen sollen ende nemen. So spricht Plato vnd ander weissagen, das in allen sachen eines zuruttung des andern werung sei, vnd wie alle sache auf ewigkeit gebaut sein, vnd wie des himels lauf vnd der erden aller von einem in das ander verwandelt wirkung ewig sei.* So ist der Text in H mit einigen von BERNT und HÜBNER angegebenen, hier gleichgültigen Verbesserungen nach den andern Hss. Darüber hinaus geht besonders 31,23 *lebenwesen* AB (*lebende wesen* Hübner) *wesen* H γ (ausser *leben vnd wesen* I), *wesen vnd leben* α Bernt, vgl. 16,17 *alle, die lebenwesen haben*] *alle leben die wesen haben* H *alle wesen die leben haben* AB LD α Bernt Hübner *alle lebende wesen* MKI: auf diese Stelle beruft sich der Ackermann 31,23! *lebenwesen* ist die ältere Form, aus der das jetzige *lebewesen* hervorgeht; vgl. *traurenmacher, -wender(in)* 9,4. 19,18. 34,42. *klagen-redest*] *clagest redest* H 8,19. Allein die entscheidenden Wörter sind 31,25 *werung* und *ewigkeit*. Die Lesarten *werung* HB, *berung* A, *merung* γ , *geperung* α bedeuten, dass der Archetypus *werung* gehabt hat; A und α setzen daraus entstandenes *berung* voraus, indem *b* und *w* häufig wechseln (S. 35 zu 16,33) und verwechselt werden; Verwechslung von *w* und *m* (γ) ist S. 15 zu 28,29 besprochen

worden. Im Gegensatz zu Rez. S. 194 möchte ich jetzt sowohl an der Form *werung* wie an der juristischen Bedeutung »Sicherstellung, Bürgschaft« festhalten: »wenn etwas vergeht, ist das die Bürgschaft dafür, dass etwas anderes entsteht«. Einen ähnlichen Gedanken hat Meister Eckehart: *aller nature unmögliche ist, das si cerbreche (icht) oder verderbe vnd ouch errüre, in dem si nit meine ein bessers quote in dem selben das si rüre.* (Buch der göttlichen Tröstung, hg. Strauch, 30,30).

Dass EULING als den Sinn des Wortes *vrkund* »Ursprung, Entstehen« festgestellt hat, und dass das Wort 15,19 in I und 25,22 in *a* vorkommt, gestattet dennoch nicht, hier plötzlich eine *a*-Lesart aufzunehmen. Die Lesarten sind *ewigkei* H, *ewer kinde* A, *vwer kinder* B, *vrkund a*, *vnserer kint* γ . Das *vrkund* von *a* ist in der Bedeutung »Wiedererstehen« nicht belegt. Dem Sinn nach empfiehlt sich, wie HÜBNER in der Anmerkung sagt, *ewigkei* H, und man muss wohl dies vorläufig in den Text stellen, obschon es sehr verdächtig ist, weil man nicht begreift, wie das einleuchtende Wort eine solche Entstellung erfahren konnte. — In Bezug auf die Quelle fragt man sich ab, ob nicht die beiden von BERNT (Akademieausgabe S. 384 f.) angeführten Stellen in BOËTHIUS, *De consolatione philosophiae* V, 349 f. (mit der Berufung auf Plato) und in den Episteln Senecas 7(36),10 f. (mit dem deutlich anklingenden Text) völlig hinreichen, um den Wortlaut dieser »Ackermann«-Stelle zu begreifen; die Anmerkung Burdachs ebenda S. 385—389 ist jedenfalls abwegig. — Bei der Interpretation ist stets Kapitel 22 zu vergleichen, auf das der Ackermann antwortet, indem er gegen den vom Tode angerufenen Aristoteles als seinen Gewährsmann Plato aufstellt.

31,27 f. Schon BERNT hat erkannt, dass diese Stelle nur

in H verständlich ist, und HÜBNER folgt meiner Interpretation (Rez. S. 194), die sich genau an H hält; in seiner Ausgabe ist jedoch nicht angegeben, dass die Worte *wirkung ewig sei. Mit ewrer wankelrede* nur in H stehen. Diese sinnentstellende gemeinsame Weglassung in A Bay ist aber ein Beweis für den gemeinsamen Ursprung aller dieser Hss. und für die Sonderstellung von H.

32,1 *der anhebt zu reden wenet* H, *der anhebt zu reden* A γ, *wendet der anhebt zu reden* B, *wen(n)et der anhebt zu reden* a. BERNT und HÜBNER schreiben *Oft(e) ein man, wenne der anhebet zu reden, im werde dann vnderstossen, nicht aufgehoren kan*. Das setzt die im BERNT'schen Glossar für *vnderstossen* angegebene Bedeutung »unterbrechen« voraus. Aber der Tod unterbricht ja den Ackermann gar nicht! — Auch ist die von BERNT und HÜBNER gegen die Hss. eingesetzte Form *wenne* sonst im Text unbelegt; vgl. die Übersicht zu 16,19—21 S. 34 oben. Endlich ist auch die ebenfalls gegen die Hss. statuierte Verwendung des Demonstrativums *der* in der Beziehung auf das unbestimmte *ein man* kaum sprachrichtig. — Die Stelle wird klar, wenn wir für *vnderstossen* die Bedeutung »unterstützen« (vgl. Lexer s. v.) annehmen, wenn wir uns wiederum vergegenwärtigen, dass der Dialog ein Rechtsstreit ist und dass der Tod jetzt zur Berufung des Ackermanns 31,29 Stellung zu nehmen hat, — und wenn wir H folgen: *Oft ein man, der anhebt zu reden, wenet, im werde dann vnderstossen, nicht aufgehoren kunne*. (Der Konjunktiv nach *wenet* und das Fehlen des pronominalen Subjekts im abhängigen Satz sind normale Erscheinungen). Das heisst: »Wer zu reden (= vor Gericht seine Sache zu vertreten) anfängt, glaubt oft — es sei denn dass man ihm zu Hilfe kommt — nicht aufhören zu dürfen«: nämlich (wie das bei ungeübten Parteien

vor Gericht zu beobachten ist), weil er es nicht wagt, zu den Einwänden des Gegners zu schweigen. — Der Ackermann hat sich bisher von dem Einspruch des Todes nicht beschwichtigen lassen, er hat sich vielmehr zu immer neuen Ausführungen veranlasst gefühlt. Der Tod stellt sich jetzt so, als ob er nicht daran glaubt, dass der Ackermann mit seinen Klagen zu Ende wäre, so dass er ihm, überlegen lächelnd, zu Hilfe kommen muss, indem er seinerseits jetzt Schluss macht.

32,21 Die von HÜBNER gegebene Begründung gegen die Echtheit des Satzes *wie sie grossen herren velt solten bauen* H, nämlich, dass er der Quelle (De Contemptu Mundi) fremd wäre, trifft nicht zu, da diese Quelle überhaupt nur bis *in allerlei vngewiter* reicht! Alles Folgende vom Bergwerk gehört eben dem Böhmen selbst. Zu lesen ist vielleicht: *wie sie grosser herren veltsolden bawen, wie sie schechte stollen vnd tiefe gruntgruben in die erden graben, der erden adern durchhawen, glanzerden suchen*. . . In H fehlt *wie sie schechte stollen*, in AB *wie sie . . . bawen*. Im Folgenden ist *der erden adern durchhawen* H selbstverständlich besser als *d. e. a. durchbawen* AB Bernt Hübner. Andererseits ist *suchen* AB besser als *durchsuchen* H; aber ebenso ist auch statt *durchgraben* HAB nur *graben* zu schreiben, obschon das wuchernde *durch-* hier schon dem Archetypus angehörte. — Da der erste *wie*-Satz nur in H überliefert ist, muss die Besserung schwierig werden. Ich gebe zu, dass *veltsolden* ein Wagnis ist. Allein das Ganze behandelt das Bergwerk, und wir dürfen deshalb ein hierhergehöriges Wort (wie *schechte, stollen, gruntgruben, adern*) vermuten. Das Wort *sölde* (vgl. Schmeller, BMZ, Lexer, DWb unter *selde/sölde*) steht auch 27,24, wo Gott *herre von oberlanden, furste von vil solden* genannt wird. Die Form des Wortes

ist an dieser Stelle *solden* H, *solten* B (mit *-t-* wie 32,21 H), *selden* A $\gamma \div a$. Die ältere Form ist *selde*, aber die gerundete Form *sölde*, die man nach HB in den Text setzen darf, ist schon mhd häufig belegt. Ich habe Rez. S. 194 darauf hingewiesen, dass dieses *vil solden* die *mansiones multae* Joh. 14,2 meint; die *oberlande* sind der Himmel. Dabei ist aber die Stelle, an der BERNT und BURDACH letzteres Wort behandeln, nicht zu vergessen, nämlich 26,26 *Astrologia, mit oberlendischer sachen irdisch laufs auslegerin*. Denn erst durch die Beziehung auf die Astrologie verstehen wir ganz den Ausdruck *furste von vil solden*. Diese *sölden* sind die »Häuser«, in die der Astrologe den Himmel einteilt, also die verschiedenen Felder oder Teile des Himmels, der *oberlande*, deren Herr eben Gott ist. Dementsprechend wären die *veltsolden* = *feldsölden* der Grundbesitzer (*der grossen herren*) diejenigen Teile der Erdoberfläche, des Feldes, die im Bergwerksbetrieb zu behandeln sind. Das Wort *selde/sölde* bezeichnet schon im Mittelalter nicht nur »Haus«, sondern auch den dazu gehörigen »Grund und Boden« oder sogar nur diesen. Spätestens aus dem 16. Jahrhundert ist das Wort *bausölde* belegt; das bezeichnet — im Gegensatz zu *läre sölde* — eine *sölde*, auf der ein Haus steht, und beweist ebenso wie die Verwendung als Grundlage für den Steuerzensus, dass das Wort *sölde* dann nicht nur (wie im »Ackermann«) eine Feldereinteilung, sondern auch eine Art von Bodenmass geworden ist — wie die grösseren *hube* und *hof*. — — Diese Vermutung habe ich für wahrscheinlich genug gehalten, um sie mitzuteilen, verhehle mir aber nicht, dass erst ein Untersucher, der über Bergwerk, Rechtsgeschichte und Astrologie in Deutschland grössere Kenntnisse hat, ganz zum Ziele kommen wird.

34 Überschrift und Akrostichon. HÜBNER erkennt an, dass der Text von Kap. 34 nicht aus Rücksicht auf das Akrostichon gestört werden darf und dass die Schlussabschnitte des Kapitels überhaupt kein Akrostichon bilden (wie BERNT und BURDACH wollten; vgl. Rez. S. 198 f.). Für dieses kommen nur die sieben mit *erhore mich* endigenden Anrufungen in Betracht. Deren Anfangsbuchstaben sind 34,1. 9. 15. 48. 58. 27. 34 *ioesan* (15 *o heil* HAB γ , *heil a*; 48 *ewige* HB $\alpha\gamma$, *o ewige* A). Unter diesen Anfangsbuchstaben sind die folgenden als Initialen bezeichnet: 1 *i* HABNO; 9 *o* NO; 15 *o A h* NO; 48 *o A e* NO; 58 *s* AN; 27 *a* HAN; 34 *n* HABN; ausserdem 42 *n* in N allein. Bemerkenswert ist, dass H nur Zeile 34 einen Abschnitt macht, und dass B nur hier für eine Initiale Raum belassen hat; 27 hat H in der Zeile ein grosses A. Das Akrostichon von *a* (*iohesann*) ist somit unzweifelhaft sekundär, das von A (*ioosan*) verdient auch nicht viel Vertrauen. Das von B (*i . . . n*) muss zu kurz sein, aber auch das Akrostichon von H (*i . . . an*) ist kaum lang genug, denn es ist nicht anzunehmen, dass der deutsche Stadtschreiber von Saaz seinen Namen, den er in lateinischen Urkunden als *Johannes* gibt, auf Deutsch als *Jan* schreiben würde, da dies wahrscheinlich die tschechische Form ist. Beispielsweise kann erwähnt werden, dass das Urbar von Nikolsburg (hg. Bretholz, Reichenberg 1930) in Hunderten von Fällen den Namen *Hanns* und nicht selten auch *Johannes* hat, aber nur zweimal *Jan*, nämlich S. 34 *Jann von Muerkwitz* und S. 137 *Jann Behem*. Auch wäre es sonderbar, wenn der Dichter die Nummern 1. 6. und 7. für das Akrostichon benutzt hätten.

Weiter kommen wir, wenn wir bemerken, dass unter unseren Handschriften nur die beiden Hss. der *a*-Gruppe überhaupt ein Akrostichon geben wollen! Das geht aus der

Überschrift hervor, die sicher nicht auf das Original, vielleicht aber auf den Archetypus zurückgeht. H hat . . . *und wirt sein name erkannt wei dem (sic!) roten buchstaben*, womit das grosse *J* am Anfang des Kapitels gemeint wird; der Schreiber von H erkannte also das Akrostichon nicht. Auf einer solchen Fassung der Überschrift fussend schreibt A . . . *der roten buchstaben der (sic!) grosse(n) nennet (sic!) also (= also 'so') der (l. den) clager*: somit rechnet auch der Schreiber von A nur mit dem einen grossen *J* am Anfang — und so erklärt sich das sinnlose Akrostichon (*ioosan*) von A: es ist eben als solches nicht gemeint! — Allein auf einer Fassung, die der von A entspricht, fusst die Überschrift von *a*: *die grossen roten buchstaben nennen den clager*. Dieser Schreiber erkennt also, dass ein Akrostichon beabsichtigt ist, und bringt dann ein solches zustande, indem er 15 statt *O heil* nur *Heil* schreibt und indem er das *n* von Zeile 42 mitnimmt, so dass das Ergebnis: *iohesann* wird. Da er den Namen des Dichters gekannt haben wird, bedeutet dies, dass er den Namen *Johannes* herausbringen wollte, aber nicht näher kommen konnte: an die von KNIESCHKEK erwogene, von BERNT durchgeführte, aber schon vor der HÜBNER'schen Ausgabe als unrichtig erkannte Umstellung, die zum gewünschten Ziel führen könnte, hat er sich nicht gewagt. Diese Halbheit ist nicht so verwunderlich, wenn man die Praxis der Zeit kennt. Das grösste Akrostichon der deutschen Literatur ist vielleicht das in der *Doringischen Chronik* des JOHANNES ROTHE; gegen den Schluss dieses Werkes werden die Kapitel sehr kurz, indem sie offenbar wesentlich um des Akrostichons willen gemacht sind. Die Chronologie bestätigt die handschriftliche Reihenfolge der Kapitel, und das Akrostichon ist vollständig, aber sinnlos: ein ganzer Satz

des Akrostichons steht an unrichtiger, Stelle, weil JOHANNES ROTHE offenbar keine Musse zur Umarbeitung fand.

Der Schreiber von *a* hat die lateinische Namensform *Johannes* gewollt, wie er auch 34,69 den lateinischen Namen *Margaretha* schreibt. Hier ist aber — nach HB — *Margreth* zu schreiben. Entsprechend dürfte das ursprüngliche Akrostichon *Johan* gewesen sein. Diese Form ist allerdings in den Quellen der Zeit nicht häufig (im genannten Urbar von Nikolsburg steht sie S. 276. 277), aber es kann wohl nicht bezweifelt werden, dass sie schon damals gebräulich war; vgl. E. SCHWARZ, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, München u. Berlin 1931, S. 149: hier rechnet SCHWARZ mit zwei einheimischen deutschen Formen *Johan* »mit dem Ton auf der ersten Silbe« und *Johánnes* (mundartlich jetzt [gə'hons]), während *Hans* anscheinend für Ortsnamen nicht in Betracht kommt.

Johan als Akrostichon des Originals können wir aus den Nummern 1. 2. 3. 6. 7. der sieben Anrufungen herauslesen, wenn wir 34,15 mit *a Heil* gegen das *O Heil* von HAB γ lesen. Dieses ist nicht so zu verstehen, dass *a* Richtiges bewahrt hätte, sondern so, dass der Schreiber von *a* — der ja im Gegensatz zu den Schreibern von HAB γ erkannte, dass ein Akrostichon beabsichtigt war — den kleinen Fehler richtig korrigiert hat. Wir haben hier eben einen doppelten Fehler im Archetypus aller Handschriften, nämlich erstens die Nichtbeachtung des Akrostichons und zweitens die Einsetzung von *o* 34,15. Das ist also eine Parallele zu dem weit wichtigeren Fehler im Archetypus, der längst für die Kap. 32—33 festgestellt worden ist.

Diese Betrachtung des Akrostichons und der Überschrift

des letzten Kapitels lehrt uns also aufs Neue, dass H primär, A sekundär und α tertiär sind. Nebenbei bemerken wir, dass der Stadtschreiber von Prager Neustadt, der sich offiziell, lateinisch, *Johannes de Tepla* oder *de Sitbor* nennt, als deutscher Dichter des 'Ackermann' *Johan* zu nennen ist. — Mit Rücksicht auf Kap. 4 der Dichtung darf man aber wohl bei *Johan von Saaz* bleiben; BEER (Zs. f. deutsch. Phil. 56. 134) möchte (nach *Johannes de Sitbor*) *J. von Schüttewa* als Namensform haben.

Zum Schluss soll zunächst nochmals hervorgehoben werden, dass ARTHUR HÜBNER sich um die Interpretation des »Ackermanns« so verdient gemacht hat wie kein anderer mit Ausnahme von BURDACH selbst, und dass sein Text nach der voraufgehenden grundlegenden Arbeit von BERNT dem Original sicher näher gekommen ist als der BERNT'sche Text. Neben guten Konjekturen stehen bei HÜBNER aber auch andere, die zweifelhaft erscheinen. Das hängt damit zusammen, dass seine Textauffassung sich noch nicht hinreichend von der BERNTS befreit hat. Auch der Rest des Glaubens an α , der uns noch im Herzen blieb, muss wahrscheinlich schwinden. Damit wird auch die so oft mit α verbundene Hs. A an Kredit verlieren müssen, wenn sie auch eine gute Hs. ist. Dasselbe gilt für die Hs. E, für die eine Neueingliederung versucht wurde: Loslösung von H, vielleicht Annäherung an $AB\alpha$. Indem dann noch darauf hingewiesen wurde, dass H und γ stellenweise — ohne gegenseitige Abhängigkeit — zusammengehen, und indem die von HÜBNER anerkannte Vortrefflichkeit von H hervorgehoben wurde, musste die Frage aufgeworfen werden,

ob nicht zwei Redaktionen vorliegen, eine ältere, durch H vertretene, die stellenweise auch andere Hss. beeinflusst hat, und eine jüngere, auf die alle andern Hss. prinzipiell zurückgehen.

Eine neue Ausgabe, die diese Frage beantworten sollte, ist in Vorbereitung.

REGISTER DER ERWÄHNTEN TEXTSTELLEN

(Kapitel und Zeile nach der Zählung von Bernt; Seitenzahlen dieser Abhandlung kursiv).

- 1 ,2 16.
 2 ,12 17. ,17 18. ,19 18.
 3 ,1 18. ,3 34. ,5 20. ,8 18. ,13 18. ,13 20. ,14 20. ,16 12.15.
 18 20. ,19 17.
 4 ,4 34. ,10 34. ,12 20. ,17 18.
 5 ,1 17.20. ,3 13.20. ,7 18.20. ,8 18. ,10 34. ,18 16.
 6 ,8 21. ,17 14.15. ,19 8.18. ,20 8. ,23 21.
 7 ,2 34. ,3 34. ,5 34. ,8 18.34. ,12 16. ,15 17.
 8 ,7 18. ,8 30. ,10 19. ,11 21. ,13 19. ,16 21. ,19 37.
 9 ,2 9. ,4 37. ,6 34. ,7 19. ,8 19. ,10 19. ,11 19. ,20 19.
 ,21 19. ,24 17.
 10 ,6 19. ,9 21. ,14 34.
 11 ,2 19.31. ,7 19. ,18 34. ,21 19. ,24 16.
 12 ,2 19. ,3 31. ,4 19. ,5 19.
 13 ,1 20. ,4 31. ,5 20. ,7 20. ,12 14. ,25 20. ,26 20.
 14 ,1 34. ,2 41. ,8 14. ,10 34.
 15 ,3 31. ,5 11. ,8 32. ,19 38. ,22 34. ,24 31.
 16 ,8 34. ,11 34. ,13 15. ,16—19 5. ,17 14. ,17 37. ,19 34.
 ,26 35. ,28 10. ,33 35.
 17 ,12 32. ,21 16. ,29 34.
 18 ,13 4. ,13 8. ,26 15.
 19 ,5 34. ,7 8. ,18 37.
 20 ,3 13. ,12 30. ,16 11.15. ,27 4.28. ,33 4.
 21 ,3 32.34. ,10 16. ,11 5. ,15 34.
 22 ,1 10. ,3 30. ,32 34. ,34 34.
 23 ,14 30. ,25 16.
 24 ,3 15. ,7 35. ,16 11. ,18 5. ,41 35.
 25 ,5 15. ,6 6. ,14 22. ,15 22. ,17 16. ,19 4. ,22 22.38.
 ,23 30. ,29 36. ,31 34. ,36 23. ,43 16. ,44 23.
 26 ,12 22. ,20 6.28. ,25 5. ,26 41. ,27 22. ,34 36. ,36 36.
 ,38 23. ,39 16.

- 27** ,2 23. ,3 23. ,5 23. ,6 23. ,9 23. ,11 16.23. ,13 11.23.
 ,15 37. ,19 23. ,21 34. ,24 16.40. ,25 23. ,26 31.
28 ,3 23. ,4 23. ,6 23. ,8 23. ,12 23. ,18 23. ,20 11. ,21 23.
 ,29 15.
29 ,1 23. ,2 16. ,5 22.23. ,6 34. ,9 23. ,10 24. ,13 22. ,19 22.
 ,22 31. ,27 31.
30 ,3 22. ,8 22. ,9 5. ,12 30. ,28 17.
31 ,4 17. ,5 17. ,7 22. ,13 24. ,15 22. ,18 5.8. ,21 37. ,22 6.
 ,23 37. ,25 37. ,26 24. ,27 38. ,29 39.
32 ,1 39. ,7 22. ,12 24. ,13 17.24. ,15 10.22.24. ,17 36. ,19 22.
 21 4.10.12.40. ,23 22. ,24 22. ,27 22. ,45 24. ,47 5.24.
33 ,8 12.31. ,20 30.
34 ,1 42. ,2 9.15. ,9 42. ,12 6. ,13 8. ,15 42.43.44. ,16 14.
 ,19 28. ,22 9. ,27 42. ,31 7.28. ,34 42. ,42 37.43. ,44 28. ,45 9.
 ,48 42. ,58 42. ,59 16. ,69 43.
-

HISTORISK-FILOLOGISKE MEDDELELSER

UDGIVNE AF

DET KGL. DANSKE VIDENSKABERNES SELSKAB

BIND XVI (KR. 14.80):

	Kr. ø.
1. HJELMSLEV, LOUIS: Principes de grammaire générale. 1928...	15.00
2. NYROP, KR.: Études de grammaire française. (29. Notes lexicographiques. 30. L'imparfait du subjonctif. 31. Négation explétive. 32. Étymologie de <i>Gord.</i> 33. Tutoiement). 1929.....	2.25
3. WESTRUP, C. W.: On the Antiquarian-Historiographical Activities of the Roman Pontifical College. 1929.....	2.50

BIND XVII (KR. 17.25):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Première partie. 1928.....	9.00
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. Dialecte Guilākī de Recht, dialectes de Fārizānd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. 1930.....	14.00

BIND XVIII (KR. 15.00):

1. RANULF, SVEND: Gudernes Misundelse og Strafferettens Oprindelse i Athen. Studier over ældre græsk Mentalitet. 1930....	7.40
2. HAMMERICH, L. L.: Visiones Georgii. Visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria. A. D. MCCCCLIII. 1931.....	12.60

BIND XIX (KR. 19.10):

1. Faijumische Fragmente der Reden des Agathonicus Bischofs von Tarsus herausgegeben und erklärt von W. ERICHSEN. 1932	3.40
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Les Kayanides. 1932.....	7.00
3. PEDERSEN, HOLGER: Études Lituanienes. 1933.....	2.70
4. JÓNSSON, FINNUR: Den islandske grammatiks historie til o. 1800. 1933.....	6.00

BIND XX (KR. 21.60):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. 2. partie. 1933.....	7.60
2. JÓNSSON, FINNUR: Tekstkritiske bemærkninger til Skjaldekvad. 1934.....	2.00
3. WULFF, K.: Chinesisch und Tai. Sprachvergleichende Untersuchungen. 1934.....	12.00

BIND XXI (KR. 25.70):

Kr. Ø.

1. GÖTZE, ALBRECHT und PEDERSEN, HOLGER: Muršilis Sprachlähmung. Ein hethitischer Text. Mit philologischen und linguistischen Erörterungen. 1934 4.60
2. WULFF, K.: »Musik« und »Freude« im Chinesischen. 1935 2.00
3. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. II. Dialectes de la région de Sëmnan: Sourkhéi, Läs-guerdī, Sängesārī et Chāmerzādi. 1935 9.50
4. WULFF, K.: Sang hyang Kamahāyānan Mantrānaya. Ansprache bei der weihe buddhistischer mōnche aus dem altjavanischen übersetzt und sprachlich erläutert. 1935 2.60
5. DRACHMANN, A. B.: Die Überlieferung des Cyrillglossars. 1936 7.00

BIND XXII (KR. 12.00):

GRÖNBECH, VILH.: Friedrich Schlegel i årene 1791—1808. 1935.. 12.00

BIND XXIII (KR. 34.85):

1. JØRGENSEN, HANS: A Dictionary of the Classical Newārī. 1936. 9.50
2. HAMMERICH, L. L.: Personalendungen und Verbalsystem im Eskimoischen. 1936 10.35
3. VOLTEN, A.: Studien zum Weisheitsbuch des Anii. 1937—38 ... 15.00

BIND XXIV (under Pressen):

1. JØRGENSEN, PETER: Nordfriesische Beiträge aus dem Nachlass Hermann Möllers. 1938 7.50
2. Bātīsaputrikākathā. The tales of the thirty-two statuettes. A Newārī recension of the Simhāsanadvātrimśatika. Edited and translated with explanatory notes by HANS JØRGENSEN. 1938 (under Pressen).

BIND XXV (under Pressen):

1. OHRT, F.: Die ältesten Segen über Christi Taufe und Christi Tod in religionsgeschichtlichem Lichte. 1938 (under Pressen).
2. PEDERSEN, HOLGER: Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen. 1938 (under Pressen).

BIND XXVI (under Pressen):

1. RÆDER, HANS: Platons Epinomis. 1938 (under Pressen).
2. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria — Rom bei Heron. Mit 5 Tafeln. 1938 3.00
3. HAMMERICH, L. L.: The Beginning of the Strife between Richard FitzRalph and the Mendicants. With an Edition of his Autobiographical Prayer and his Proposition *Unusquisque*. 1938. 4.50
4. HAMMERICH, L. L.: Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“. 1938 2.25

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.
Historisk-filologiske Meddelelser **XXVI**, 5.

PAPYRUS CARLSBERG NO. VIII

WITH

SOME REMARKS ON THE EGYPTIAN
ORIGIN OF SOME POPULAR BIRTH
PROGNOSES

BY

ERIK IVERSEN

WITH 2 PLATES



KØBENHAVN
EJNAR MUNKSGAARD
1939

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Publikationer i 8^{vo}:

Oversigt over Det Kgl. Danske Videnskabernes
Selskabs Virksomhed,
Historisk-filologiske Meddelelser,
Archæologisk-kunsthistoriske Meddelelser,
Filosofiske Meddelelser,
Mathematisk-fysiske Meddelelser,
Biologiske Meddelelse

Selskabet udgiver desuden efter Behov i 4^{to} Skrifter med samme
Underinddeling som i Meddelelser.

Selskabets Adresse: Dantes Plads 35, København V.

Selskabets Kommissionær: *Ejnar Munksgaard*, Nørregade 6,
København K.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.
Historisk-filologiske Meddelelser **XXVI**, 5.

PAPYRUS CARLSBERG NO. VIII

WITH

SOME REMARKS ON THE EGYPTIAN
ORIGIN OF SOME POPULAR BIRTH
PROGNOSES

BY

ERIK IVERSEN

WITH 2 PLATES



KØBENHAVN
EJNAR MUNKSGAARD

1939

Printed in Denmark
Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S

PREFACE

Originally the object of the work with the present fragments was merely to produce an edition of the texts with a transliteration and a translation, as a contribution to a field in Egyptian medical literature, in which very little material has survived, and this is still its principal aim.

Very soon, however, it became clear that the prescriptions contained such valuable contributions to our knowledge of the importance of the Egyptian birth-prognoses for the later medical tradition, that some remarks on their history seemed indispensable. The problem had already been attacked by various Egyptologists but a satisfactory solution had never been given, and the current theories did not seem able to stand the test of a closer examination. As for the present historical remarks they are not made by a student of medical history, and the results obtained do not claim to be definite solutions of the problems, but they may help to point out the ways in which scholars with a better knowledge of classical medicine may obtain further results.

In conclusion I take pleasure in thanking my honoured teacher Dr. H. O. LANGE for his never failing interest in the work of his pupils, and Mr. A. VOLTEN for much help especially with the Greek sources.

The Papyrus.

The fragments belong to the papyrus collection owned by the Carlsberg Foundation and deposited in the Egyptological Institute of the University of Copenhagen.

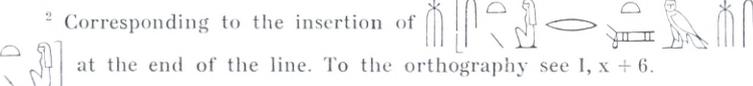
As it will be seen from the plates they are in a very bad condition, but they have been excellently preserved and treated by Dr. IBSCHER.

They are inscribed on both sides in two different hands, most probably dating from the time about the 19—20th dynasty. The recto contains scanty fragments of a treatise on the diseases of the eyes, almost word for word identical with the corresponding chapters in papyrus Ebers, but most unfortunately too damaged to be of any value or interest. The verso, with which we are concerned in the present edition, contains the remains of prescriptions dealing with gynaecological subjects.

They consist of the remnants of two connected pages, the last line in pl. I ($x + 7$) being continued in the first line of pl. II, neither of the pages being intact. The large fragment C, which was for a long time placed separately as belonging to a third page, can with absolute certainty be placed at the end of pl. II (fragment B) so that only c. 3 groups are missing between the two fragments¹.

The length of the remaining fragments of pl. II can then be fixed at about 23 cm., and as it can be seen from the context that c. 8 groups² are missing at the end of the line, and since eight groups in this manuscript correspond to

¹ Proved by the certain restoration  in line 1.

² Corresponding to the insertion of  at the end of the line. To the orthography see I, $x + 6$.

c. 7 cm., the length of each full line in the original can be fixed approximately at 30 cm.

As only 17 cm. remain of pl. I, this means that in this page c. 13 cm. have been lost at the beginning.

The height of the fragments is 10 cm. for the upper part of pl. I, and $9\frac{1}{2}$ for the lower; in pl. II it is 10 cm.

The text.

The fragments belong to the same category of texts as are found on the verso of the medical papyrus in Berlin¹ and in the medical parts of the papyri from Kahun², dealing with prognoses on conception, sterility, and the sex of the unborn child.

It has already been mentioned that it seems possible for palaeographic reasons to assign them to the time about the 19th dynasty, but the dating of the text itself presents some difficulties.

The text, which has a fairly correct orthography³, gives some strange interchanges of classical and slightly younger forms in parallel constructions.

The correct futuric  (II, 3 and I, x + 6), for instance is given as  in I, 5. The correct feminine of the negative participle  (II, 4), has in I, x + 6 the form , and once just at the beginning of the text (I, 1), we even find  as the definite article.

¹ ed. WRESZINSKI, *Die Medicin der alten Aegypter*, Bd. I, Berlin 1909.

² ed. GRIFFITH, *The Petrie Papyri*, Pl. V—VII. London 1898.

³ The writing is clearly related to that of the papyrus from Berlin which has been assigned to the same period. See W.'s introduction *op. cit.* vi.

To this must be added that the text consistently uses the infinitive ($\overline{\text{𓂏}} \overline{\text{𓂏}} \overline{\text{𓂏}}$) after the negative participle of *tm* instead of the negational complement, a construction which according to GARDINER¹ is not found earlier than the 18th dynasty, and further such features as the constant use of the orthography $\overline{\text{𓂏}} \overline{\text{𓂏}}$ even in the *sdm-hr-f* form of the verb, and the frequent omission of the $\overline{\text{𓂏}}$ of futurity (f. inst. I, 5 & I, x + 2), all evidences of an orthographic and grammatical nature which, collated with the general correct and classical appearance of the text, might assign it to the time about the 19th dynasty.

On the other hand, all these novagisms might very well be corruptions referable to copying scribes from later periods, and owing to the general appearance of the text and its beautiful classical character when taken as a whole, a somewhat earlier date from the classical period about the 12th dynasty or maybe even earlier may be a more probable dating of the original text.

This would correspond to the fact that texts of a similar character have already been found from that period among the papyri from Kahun.

Previous works on the tradition of the birth prognoses.

The whole group has been the subject of much attention from various Egyptologists from the very moment that BRUGSCH² published his first edition of the Berlin papyrus because, by chance, it happened to provide one of the easiest and most accessible ways of tracing a direct influence from ancient Egyptian medicine in the later European medical tradition.

¹ GARDINER, Egyptian Grammar §§ 344 & 397.

² BRUGSCH, Recueil de monument Pl. LXXXV—CLII p. 101.

First of all Le Page Renouf¹ demonstrated in a short note in the *Zeitschrift*, that one prognosis had a closely connected variant in a similar prescription found in Hippocrates, and that a variant of another prescription was current in English popular medicine as late as the 18th century; but most regrettably he never said anything definite as to his theories of how it got there.

A little later ERMAN², succeeded in finding that a certain characteristic passage from a popular German pseudo-medical work from the 17th century was in absolute conformity with one of the prescriptions from the Berlin papyrus³, but here again the fact was merely recorded, no attempt being made to give any historical explanation of it.

It was not until EBERS wrote his article: "Wie Alt-ägyptisches in die Europäische Volksmedizin gelangte"⁴ that a definite step was taken in this direction.

EBERS succeeded in finding the same prescription which Le Page Renouf had found in the English folk-medicine among the works of CONSTANTINUS AFRICANUS⁵, a famous physician, one of the notables of the school of Salerno in the time about 1200.

Already LIEBLEIN⁶ had drawn attention to this great medical centre, and had maintained that it had played a significant rôle for the spreading of Egyptian material into the later European tradition. And this is certainly true in

¹ Note on the medical Papyrus of Berlin. *Zeitschrift für ägyptische Sprache* 1873 p. 123.

² viz. *Ägypten und Ägyptisches Leben im Alterthum* 1886 Kap. 14.

³ The prescription is No. 199 in WRESZINSKI's edition; among our fragments it is No. III.

⁴ *Zeitschrift für ägypt. Sprache* XXXIII 1895 p. 1.

⁵ *De mulierum morbis, Opera*, Basileae apud Henricum Petrum 1536.

⁶ *Bemerkungen zu Papyrus EBERS*, *Æ. Z.* 1880.

so far as, being the main centre of the diffusion and propagation of the whole material from classical medicine, it must naturally have spread what was current of Egyptian material there at the same time, a fact which certainly says a lot about the significance of the school of Salerno for the development of later European medicine generally speaking, but, on sober reflection tells us very little about the significance of the Egyptian elements for the school of Salerno, and nothing whatever about the channels through which they arrived there.

Still EBERS went one step further.

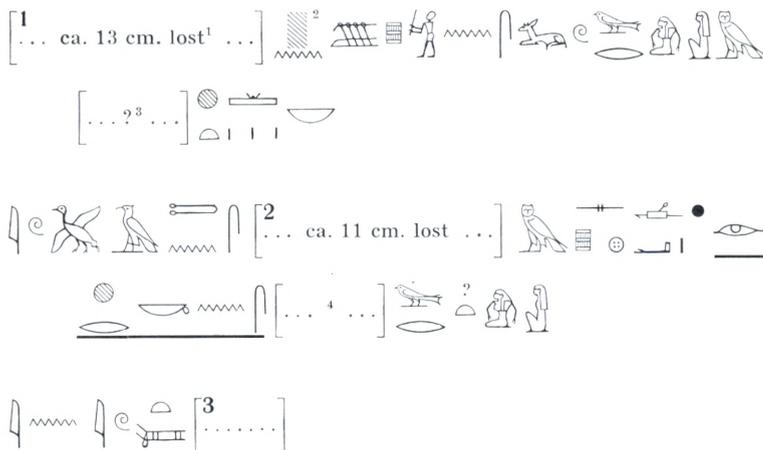
As he did not succeed in finding his prognosis earlier than CONSTANTINUS, he took this author to be the direct link between the Egyptian medical works and the school of Salerno, presuming that later lost Coptic and Arabian translations of the Egyptian originals had been accessible to him.

It will readily be admitted that this theory is too vague and hypothetical, and too complicated to be probable and that a transmission directly through the Greek medical tradition, without any foreign medium, would seem by far more simple and probable, and would be strongly supported if it were possible to trace Greek originals of our prescriptions from so early a date that a direct transition would seem the only probable explanation.

The commentary will show how far this is possible for the prescriptions contained in the present fragments.

I.

Pl. I, 1—3.



The inscription is so damaged here that any attempt to give a translation is a hopeless task.

The use of the verb *ivr* indicates, however, that the prescription did not deal with birth-prognoses like the rest of our fragments, but seems to have contained instructions concerning the furtherance of conception, or perhaps its prevention like similar prescriptions found in the Kahun papyrus and the Berlin-papyrus⁵.

¹ For the length of the lacunae see the introduction.

² The traces do not seem to fit in with 

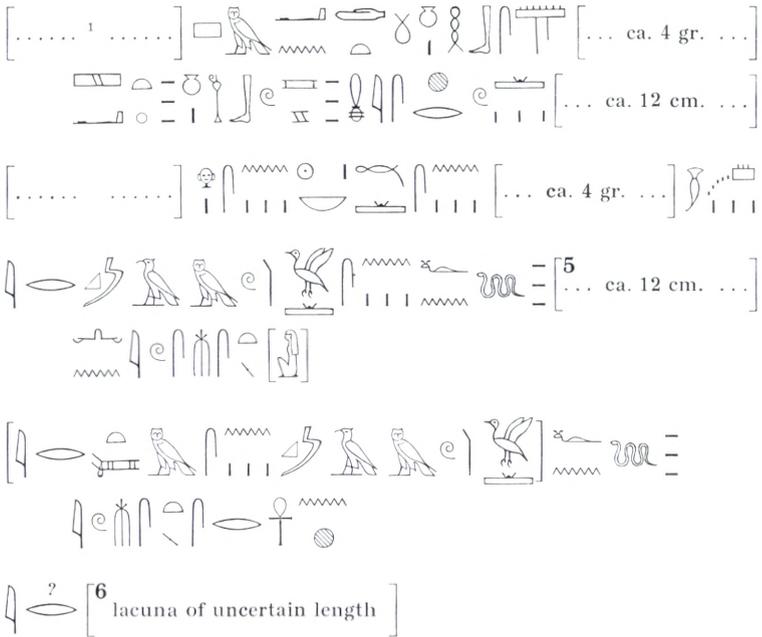
³ Only 1¹/₂—2 groups are missing, but I cannot read the traces, they look like  and under  are the remains of a long sign probably  or the like.

⁴ Naturally   must be read.

⁵ See e. g. No. 192 in the Berlin-papyrus and No. XX in the medical papyrus from Kahun.

II.

Pl. I, 3-5.



This prescription, too, is so damaged that a full reconstruction is a hopeless task.

It is, however, possible to give the original meaning with almost absolute certainty by comparing it with the following prescription No. III (see page 13) to which it is closely related.

It is then seen that: “*You shall put something*” (most probably the woman’s excrements, as we shall see later) in bags of cloth (together with)² sand from the beach.

¹  etc. must be inserted at the beginning of the lost line.

² The Berlin-papyrus (Vs. II 3) has in the variant of the following prescription a  which must stand for  “together with”, but this would hardly fill out the lacuna here.

one, and it is found in a great many works on midwifery and gynaecological subjects from different periods.

Very near the Egyptian redaction is the variant from JACOB RUEFF¹:

*“Andere aber nehmend Kleyen oder Grüsche giessend
soelichen Harn darüber / wo dann Würm darin wachsend /
soll der Mensch unfruchtbar sein /.*

It is also found with ALBERTUS MAGNUS² in his *Libellus de formatione hominis in utero materno*, and in the Italian medical literature which, as we shall see, is of special interest for the tradition, it occurs in the works of GUAINERIUS³.

*Nonnulli etiam sterilitatem sic experiuntur:
tam vir quam mulier in re plena ex furfure per dies novem,
et ultra ubi opus sit mingant, et in suo quilibet.
Etiam ille in cujus macerato furfure vermes nascuntur sterilis
iudicatur.*

Although I have spent much time trying to trace the prescription in the Greek medical literature in search of an example which might be the common source of the above-mentioned variants, I have not succeeded.

The connection with the following prescription is however, so obvious that it cannot be considered too audacious to maintain that the course of their tradition has been parallel, and that they have been handed down through the same, or at least through closely related channels.

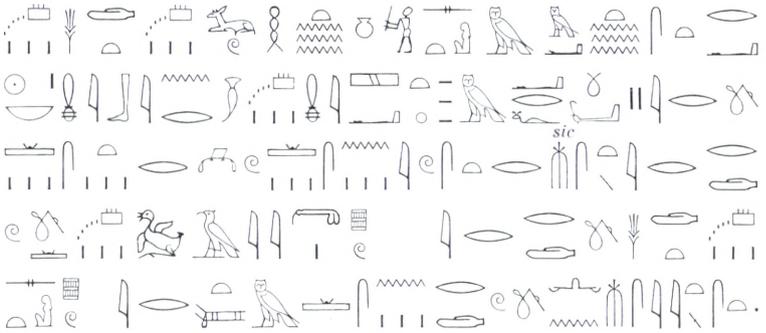
¹ J. RUEFF. Ein schön lustig Trostbüchle von den Empfengknussen, Züryck 1554 V. CL.

² ALBERTI cognomenti magni libellus de formatione hominis. Antwerpiae MDXLII.

³ ANTONII GUAINERII de aegritudinibus matricis. Lugduni 1534. fo. CLXVI.

Of all the prescriptions contained in our fragments the present one is undoubtedly the most damaged, and it would have been absolutely impossible to get any meaning out of the scanty fragments had it not been for the parallel prescription found in the medical papyrus in Berlin¹, from which the missing parts can be approximately restored, so as to make at least the general meaning of the inscription and its aim perfectly clear.

The prescription from the Berlin papyrus runs as follows:



If now we apply the knowledge obtained from this reduction to our fragment we are able to give the following outlines of a translation²:

You shall put wheat and barley into purses of cloth, the women shall pass her water on it, every day. (it being mixed with dates and sand.) (If both sprout, she will give birth, if the wheat sprouts, she will give birth³ to a boy (.....) (if the barley sprouts, she will give birth to a girl, if they do not sprout, she will not give birth at all.

¹ Pap. Berlin 3038 Vs. II 2-5, WRZINSKI: Der grosse Medicinische Papyrus des Berliner Museums. Berlin 1909. S. 47, No. 199.

² The meaning is as a whole quite clear and absolutely certain, though there can be doubt as to the correct reconstruction of the details.

³ With an  left out after .

As for the history of this prescription, it was found by ERMAN¹ in the later so famous Dreckapotheke edited by FRANZ PAULLINI² where the wording is as follows:

“Mache zwei Gruben in die Erde, wirfft in eine Gerste und in die andere Weitzen, in beyde aber giesse den Urin der Schwangern, und bedecke sie wieder mit Erden. Schiesst der Weitzen eher auff als die Gerste so wirds ein Sohn, kommt aber die Gerste eher empor so hastu eine Tochter zugewarten.

It is beyond doubt that this prescription must be dependent on a tradition directly connected with the Egyptian original, and it has always been held to be so, but strangely enough it has proved absolutely impossible to find PAULLINI'S sources, and even up to the present time the gap of about 2800 years between the two occurrences in the Papyrus of Berlin and the Dreckapotheke has never been filled out.

This is so much the more strange since PAULLINI himself gives his prescription as a quotation, and even mentions the name of the man on whose authority he quotes it, namely a certain PETER BOYER. And although almost all authors who have written on the subject quote the words which in PAULLINI'S book are placed at the beginning of the prescription: *So spricht Peter Boyer* etc. nobody had ever paid any attention to the identity of this person, who has apparently been regarded as belonging to the great number of obscure local practitioners quoted elsewhere in the works of PAULLINI. On looking up the passage it turns out however, that it was only the edition from 1697 (ERMAN'S source),

¹ First recorded in his *Aegypten und aegyptisches Leben im Altertum*, 1886, Kap. 14.

² PAULLINI op. cit. ERMAN used the edition 1687, Kap. 27, p. 248.

which spelled the name BOYER with an o, and even in this edition it was only spelled thus in one of the two cases where it occurs, being in the other place spelled with an e, as BEYER.

A misprint here presented itself as a possibility, and on looking it up in the edition from 1699 we saw that the name was here spelled with an a, as BAYER. On seeing the name spelled as PETER BAYER, the possibility of a connection with the pretty well known and renowned Florentine physician from the 16th century PETRUS BAYRUS, suddenly occurred to me, this person being highly esteemed and much quoted in almost all books on popular medicine from the middle of the 16th century, and on examining the most famous of his works: *De medendis humani corporis malis Enchyridion quod vulgo veni mecum vocant*, better known under the simple title of *Vademecum*¹ we find in the 15th book, Chapter V, what is beyond any doubt the Latin original of PAULLINI:

“Aliud: fac duas faueas in terra, in una pone triticum in alia hordeum, et in utraque pone de urina pregnantis cooperiando cum terra.

Si primo germinaverit triticum pariet filium si vero hordeum foemellam concepit.”

This being only the first link in a chain of traditions of nearly 3000 years, our second effort was concentrated on finding the sources of PETRUS BAYRUS.

As already mentioned in the introduction, EBERS had propounded a theory about the significance of the school of Salerno, and especially CONSTANTINUS AFRICANUS, for the introduction of the Egyptian material into later European medicine. But this theory, which operated with lost Coptic

¹ BASIL. 1563.

and Arabian translations of the Egyptian texts, seemed rather vague and unsatisfactory, and a direct transmission of the tradition through Greek medical literature seemed a priori by far more simple and natural.

It was our hope, therefore, to find a Greek occurrence of our prescription, and in an almost hopeless search in obscure Greek medical literature we happened to find some small fragments of a medical text *περὶ παροθρευενουσσῶν*, published by BURSIA¹ under the name of Codex Paulinae Lipsiensis n. 175, and here we find a Greek redaction of our prescription in a form almost word for word identical with PETRUS BAYRUS' version:

sic
 ἄλλον. λαβὼν τὸ οὔρον τῆς γυναικὸς καὶ ὀρύξας βόθρους δύο
 βάλλον εἰς τὸν ἕνα σῖτον καὶ εἰς τὸν ἄλλον χοιθάρην καὶ ἐπί-
 σταξον εἰς ἀντὸν τὸ οὔρον ἀντιῆς, καὶ ἐὰν πρῶτα ὁ σῖτος βλα-
 στήσῃ, ἄρρεν τέξεται, εἰ δὲ ἡ χοιθή, θῆλυ.

Although we have thus been able to prove that the prescription was current in Greek medical literature, our difficulties are not at an end here, for the essential question of the age of these Greek versions still remains.

They are anonymous and, according to BURSIA¹, nothing can be said with certainty about their age, except that they are closely related to similar prescriptions found in the third book *περὶ ἐνπορίστων* which has been attributed to GALEN.

Our prescription has the following form:²

¹ CONRAD BURSIA¹: Fragmentum Medicum Graecum. In Index Scholarum Hibernarum in Universitate Litterarum Jenensi, Jena 1873.

² In KÜHN'S translation (Kühn: Medicorum Graecorum Opera, Leipzig 1827, Vol. XIV, p. 476): Aliud: Gravidae mulieris urinam accipiens duas faveolas facito, in unam hordeum, in alteram triticum conjicito, deinde

Vidensk. Selsk. Hist.-filol. Medd. XXVI. 5.

πρὸς γινῶναι ἢ ἄρρεν ἢ θῆλυ τὸ ἐν γαστρὶ. ἄλλο. λαβὼν τῆς ἐν γαστρὶ ἐχούσης οἶθρον ὄρουξον βοθρίσκους δύο καὶ εἰς τὸν ἕνα βάλε κριθὰς καὶ εἰς τὸν ἕτερον πυρούς καὶ ἐπίχεε γῆν μετὰ τὸ ἐμβαλεῖν τὸ οἶθρον αὐτῆς, καὶ ἐὰν πρῶτον ἐκβλαστήσωσιν οἱ πυροί, ἄρρεν τέξεται, ἐὰν δὲ αἱ κριθαί, θῆλυ.

Still we cannot date the fragments after GALEN, because it seems only to be in the popular tradition that the work quoted is attributed to him, and all that I have been able to find about their provenance is a remark by SCHOELL¹ that they were compiled by an unknown Greek in Byzantine days. This is not very much, but it is at any rate sufficient to prove that CONSTANTINUS AFRICANUS from about 1200 has had nothing to do with the direct tradition, and that the theory of his essential rôle as the direct medium through whom the Egyptian material was transmitted to European medicine must be abandoned.

Just one more interesting fact concerning the age and origin of our prescription must be quoted. We find in a compilation of works on gynecological subjects from the 16th century², under the name of Moschion a treatise *περὶ γυναικείων παθῶν βιβλίον*, a variant of our prescription:

ἢ λαβὼν ἀγγεῖα ὄστράκινα, καὶ σημειωσάμενος αὐτὰ ἀκριβῶς, βάλε εἰς αὐτὰ κριθῆν ἢ ὄροβον. καὶ οὐρεῖωσαν ὅ τε ἀνῆρ εἰς τὸ ἕν, καὶ ἡ γυνὴ εἰς τὸ ἕτερον. καὶ θὲς αὐτὰ εἰς τόπον ἐν ᾧ

urina conspergito atque ita demum terram superjacito, si prius triticum expullulaverit, mas pariet, sin vero hordeum, femina.

¹ SCHOELL quoted by BURSIAE op. et loc. cit. Diese drei Bücher rühren von drei Verfassern her, welche alle von GALEN verschieden sind. das dritte ist das Werk eines Griechen aus der Zeit des byzantinischen Kaisertums.

² CASPAR WOLFF: *Gynaeciorum sive de Mulierum affectibus Commentarii*, Basileae 1586, No. 162.

*ἔστι καιάψυχον, ὥστε ἄχοι ἑπτὰ ἡμερῶν μηδὲ ὕλως παρασαλευ-
θῆναι. τῆ δὲ ἐβδόμῃ εὔγαλον αὐτὰ καὶ ἴδε. καὶ ἐὰν βλαστήσῃσι
τὰ ἀμφοτέρω, γόνιμοί εἰσι. εἰ δὲ ἐν ἑξῆς αὐτῶν οὐ βλαστήσῃ, ἐκεί-
νος ἐστείρωται.*

It will be seen that the sex determination is left out, but the fact that two different sorts of corn are to be used sufficiently demonstrates its dependence on the Egyptian original.

As already mentioned the treatise is attributed to Moschion, who was a Greek physician from the first centuries A. D., but ILBERG has shown¹ that this is an ancient mistake, due to a confusion of the names of Moscion and a Byzantine physician Muscion or probably Mustio who lived about 700 A. D. and that the treatise is nothing but a Byzantine translation of the Latin translation of a work of the Greek physician Soranos, made by the aforementioned Mustio.

A fact that makes the whole problem still more intricate and puzzling, however, is that our particular prescription, together with the remaining prognoses found towards the end of the work, does not originate from Soranos at all², and must be an addition borrowed elsewhere either by Mustio himself or by his source.

The salient point, however, is that this version of the prescription also seems to be of Byzantine origin.

We have already seen that the pseudo-Galenian work in which we first found our prescription was compiled by an unknown Greek, probably of Byzantine origin, and to

¹ Die Gynaecologie des Soranos von Ephesos. Schriften der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. phil.-hist. Classe XXVIII, Lips. 1911. page 5 ff. and p. 9 ff.

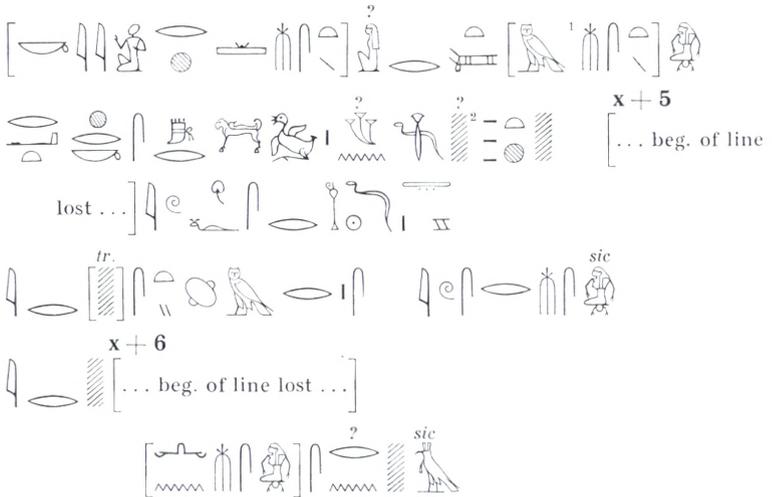
² ILBERG does not mention them, and they are left out in ROSE's edition. Rose, Sorani Gynaeciorum vetus translatio latina. Lips. 1882.

presume a common Greek source for both occurrences seems a probable and natural consequence.

At the present stage all that can be said about the earlier history of our prescription appears to be, that it seems as if a Greek version, very closely related to the Egyptian original, has been current in Greek medicine in the days of the Byzantine Empire, and that it must be hoped that a scholar with a better knowledge in this field will be able to trace it further.

IV.

Pl. I, $x + 4 - x + 6$.



¹ Probably thus, as in line $x + 6$.

² ♂ seems certain.

³  might fit in with the traces, or  , but if *pr* should be the reading the gemination should provide difficulties.

⁴ Some strange writing for    seems to be indicated by the  bird.

Again we are dealing with a prescription so damaged that no translation can be given, and where it even seems impossible to indicate the general outlines of the proceeding.

We do not get very much help, either, from the related material in the Egyptian medical literature, though there are good reasons for believing that prescription No. XXVIII in GRIFFITH'S edition of the medical papyrus from Kahun is a closely connected variant, but in this place the Kahun papyrus is in such a condition that it offers no real help at all.

It is not until we compare our prescription with a similar one from Hippocrates that the meaning and the whole proceeding becomes perfectly clear.

The prescription is found in the third book *περὶ ἀφόρων* cap. 214¹ where it has the following form:

ἄλλο. μῶλνζαν σοροόδον περικαθήραντα τὴν γεγαλῆν ἀποκνίσαντα, προσθεῖναι πρὸς τὴν ὑστερίην, καὶ δοῆν τῆι ὑστεράῳι, ἣν ὄζι διὰ στόματος, καὶ ἣν ὄζι, καθύσει, ἣν δὲ μί, οὔ.²

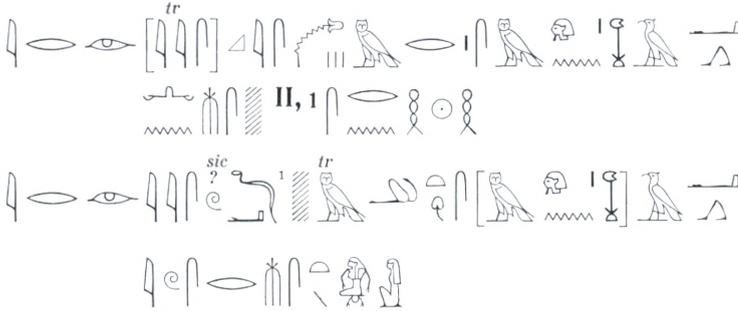
In applying the proceeding thus obtained to our own prescription we shall see that the meaning becomes perfectly clear, and that some of the missing parts can be restored with the greatest probability:

Another to distinguish a woman who will give birth from one who will not³ give birth.

¹ *περὶ ἀφόρων* lib. III 214. ed. LITTRE: Oeuvres d'Hippocrate. Paris 1839. Vol. VIII p. 416.

² In LITTRE'S translation op. cit. p. 417. Autre: gousse d'ail, la nettoyer, en oter les peaux, l'appliquer en pessaire, et voir le lendemain si la femme sent l'ail par la bouche; si elle le sent, elle concevra; sinon, non.

³ With the infinitive after *tm*, see note 2 in the following prescription.



Another to distinguish between a woman who shall give birth and one who shall not.²

You shall fumigate her with (excrements of hippopotamos through) her vulva.³

If she vomits with her mouth at once⁴, she will not give birth⁵ if she gets flatus from her posterior at once then she will give birth.

This prescription belongs to a group where a fumigation from underneath, takes place, and where the omen is taken from the facts of the woman either vomiting or getting horborygms; it is closely related to the foregoing one

¹ © is certain, but must be a mistake; the verb is undoubtedly  .

² With the Infinitive after *tm* instead of the negational complement GARDINER, Grammar §§ 344 & 397.

³  ©  is found here as in the foregoing prescription where "vulva" should be expected, and is perhaps to be regarded as a Euphemism.  must be supplied before it.

⁴ I do not know this adverbial phrase from other texts. It seems to correspond to     in the Berlin-papyrus and to   in the papyrus from Kahun (see for inst. No. XII in GRIFFITH'S ed.).

⁵ A very beautiful example of *nn sdm. f* as a negative equivalent to *iw. f r sdm.*

since both seem to presume some connection between the uterus and the intestinal system.

As for its occurrence we find a parallel in No. 195 in WRZSZINSKI'S edition of the Berlin-Papyrus, but as far as I know no examples of a later redaction have ever been found. On searching the Aphorisms of Hippocrates¹ we find, however, the following prognosis which is nothing but a variant of our prescription:

Γυνή ἤν μὴ λαμβάνῃ ἐν γαστρὶ, βούλη δὲ εἰδέναι εἰ λήψεται, περικαλύψας ἱματίοισι, θυμία κάτω, κῆν μὲν πορεύεσθαι δοξῆ ἢ ὀσμὴ διὰ τοῦ σώματος ἐς τὸ στόμα καὶ ἐς τὰς ῥίνας, γίνωσκε ὅτι ἀντὶ οὐ δι' ἐωντὴν ἄγονός ἐστιν.

The proceeding is, as will be seen, the same as in the Egyptian text but the symptoms are different, being those known from the foregoing prescription.

Anyhow, the two redactions are so closely related that they still bear strong evidence of the direct connection between the early Greek medical literature and Egyptian medicine.

VI.

Pl. II, 1—3.



¹ Hippocrates' Aphorisms ed. JONES. London 1931 (Loeb).

² In JONES' translation p. 175: If a woman does not conceive, and you wish to know if she will conceive, cover her round with wraps, and burn perfume underneath. If the smell seems to pass through the body to the mouth and nostrils, be assured that the woman is not barren through her own physical fault.

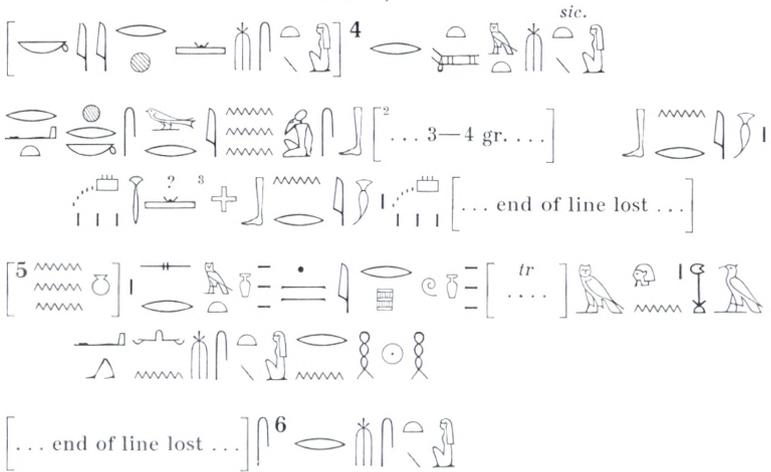
³ Thus II, 4.

This prescription has an almost literal parallel in the Berlin-Papyrus No. 198, but on certain points our fragments give a better text.

The whole proceeding seems rather obscure, and as far as I know, the prescription has never been found outside Egyptian medicine, though prognoses where the omen is taken from the colour of the eyes are by no means uncommon either in classical Greek¹ or in later European medical literature.

VII.

Pl. II, 3-6.



¹ See e.g. Hippocrates *περὶ ἀγρόων* III 215 in LITTRE'S edition op. cit. 416.

² Most probably or may be *bdd.* alone is to be restored after the parallel in the Berlin-papyrus.

³ The reading is not quite certain, but compare in Berlin XV, 7.

Another to distinguish etc.

You shall let her drink [.....], fresh dates and [...]

[.....] dates, Sermet, wine [.....]

If she vomits with her mouth at once, then she will give birth.

If she gets borborygms, she will not give birth.

Although the materials are different, the prescription is clearly related to No. 193 in the Berlin-papyrus, where it is said: *Water-melons, squeezed, moistened with the milk of a woman who has born a male child, it shall be made into a remedy that can be swallowed, and the woman shall eat it. If she vomits she will give birth, if she gets flatus, then she will not give birth.*

Already LE PAGE RENOUF¹ pointed out that this prescription from the Berlin papyrus is identical with a prognosis from Hippocrates where the same characteristic remedy, "milk from a woman who has born a male child", is used together with some other materials, to procure similar symptoms².

It is clear, however, that our prescription is only a variant; milk is not used at all, and the materials employed are all different, a characteristic feature being that most of them appear to be sweets.

This connects the prescription with another Hippocratic prognosis, the famous hydromel test, which is found in the Aphorisms³ in the following form:

¹ LE PAGE RENOUF, Note on the medical papyrus from Berlin, *J. E. Z.* 1873 P. 123.

² This was the only example of a direct connection between Egyptian and Greek medicine as early as Hippocrates before the foregoing prescriptions were found.

³ Hippocrates' Aphorisms, ed. JONES (Loeb.) London 1931 No. XLI p. 168.

γυναικα ἤν θέλης εἰδέναι εἰ ζέει, ἐπὶν καθεύδειν μέλλῃ, ἀδεί-
πνω εὐόσῃ μελίχροτον δίδοναι πιεῖν, κἄν μὲν στρόφους ἀπὲν
ἔχῃ περὶ τὴν γαστέρα, ζέει, ἤν δὲ μή, οὐ ζέει.

Before concluding we shall just draw attention to another birth-prognosis, which is rather significant because it strongly supports the theories as to the Egyptian origin of the greater part of the current prescriptions belonging to this group.

It is very wide-spread being found in almost all popular books on gynecological subjects and midwifery.

To quote a book which has played rather a significant rôle as the source of a great many later authors, we shall give it as KUNRATH has it in his *Medulla Destillatoria*:¹

“Es wird auch sonst fuer gewiss gehalten dass dadurch erfahren wird ob eine Frau moege Kinder zeugen oder nicht, wenn man ihren Harn auf wilde Pappeln giesst, verdorren die Pappeln am dritten Tage so ist sie unfruchtbar.”

CULPEPPER² in his translation of Riverius uses bran or fennugreek for the experiment, and WALTHER RYFF³ recommends: Pappeln, Nesselkrut, Bonen oder Gerste, so as to prove that the prescription is nothing but a variant of our prescription No. III, the sex determination being left out.

It is further found in the works of AVICENNA⁴ *“Fundantur duae urinae super lactutam & ex illo est defectus*

¹ KONRAD KUNRATH, better known as Conradus. *Medulla Destillatoria et Medica Hamburg* 1603 p. 103.

² The Practice of Physics. Being chiefly a translation of the works of that Renowned Doctor LAZARUS RIVERIUS London MDCLXXII p. 505.

³ W. RYFF. *Schwangerer Frauen Rosengarten* (1545), here the edition 1561 p. 9.

⁴ AVICENNA Lib. III Fen 21. Cap. 9.

cujus urina exsiccuaverit eam.”, but I have been unable to find it in the Greek medical tradition, though it is beyond any doubt that it exists or has existed¹.

The point is, however, that we are able to show what seems to be the Egyptian original of the prognosis. It is found in the demotical magical Papyrus² and it runs thus in GRIFFITH'S translation: “*The way to know it of a woman whether she is enceinte: you make the woman pass her water on this herb as above again in the evening; when the morning comes and if you find the plant scorched she will not conceive; if you find it flourishing, she will conceive.*”

The identity of the prescriptions is beyond all doubt and even the translation of the word *šhꜣt* which GRIFFITH with some doubt gave as “scorched” is beautifully confirmed by “*exsiccuaverit*”.

Conclusion.

To give an idea of what the present fragments and our historical examination mean for our knowledge of Egyptian birth-prognoses generally, we shall beg leave to sum up briefly the results obtained.

It has been seen that our fragments are closely connected, as well with the prognoses found in the medical papyrus from Kahun, as with those from the Berlin medical papyrus, so that in a certain way they combine the two texts in the tradition, by giving redactions of prescriptions from both.

This in itself is a significant fact, because it proves that the birth-prognoses in the Egyptian medical literature can

¹ The prescription mentioned p. 18 from CASPAR WOLFF'S edition is, however, so closely related that it might very well be quoted as a Greek occurrence.

² GRIFFITH, the Demotical Magical Papyrus London 1904 Verso V, 4.

no longer be regarded as sporadic, more or less accidental, occurrences, but must be considered scattered extracts from a greater gynecological compilation, current in the tradition until the latest days of Egyptian history, but subsequently lost *par l'injure du temps*, the only remains being the birth-prognoses, the very few gynecological fragments preserved elsewhere in Egyptian medicine, and the material transmitted to the Greeks and there preserved down through the ages.

That such a gynecological treatise really did exist in ancient Egypt is explicitly recorded by CLEMENS ALEXANDRINUS¹, who says that the Egyptian medical literature consisted of 6 canonic volumes of which the last one exclusively dealt with gynecological subjects. The last but one, the fifth, contained a treatise on the eyes, and it certainly seems to be more than a curious coincidence that this is exactly the text found on the much damaged recto of our papyrus.

Thus there seems to be good evidences of the existence of this volume in ancient Egyptian medicine; and that the birth-prognoses are direct remains and the only existing excerpts of any extension, would seem to be only a natural and probable conclusion.

As for the second problem, about the channels by which the prescription were introduced into European popular medicine, we have already mentioned in the introduction what we should consider the proper solution: a direct transmission without any foreign medium of the Egyptian material to Greek medicine, together with which the Egyptian material has spread all over mediaeval Europe, and has been introduced into the later medical tradition.

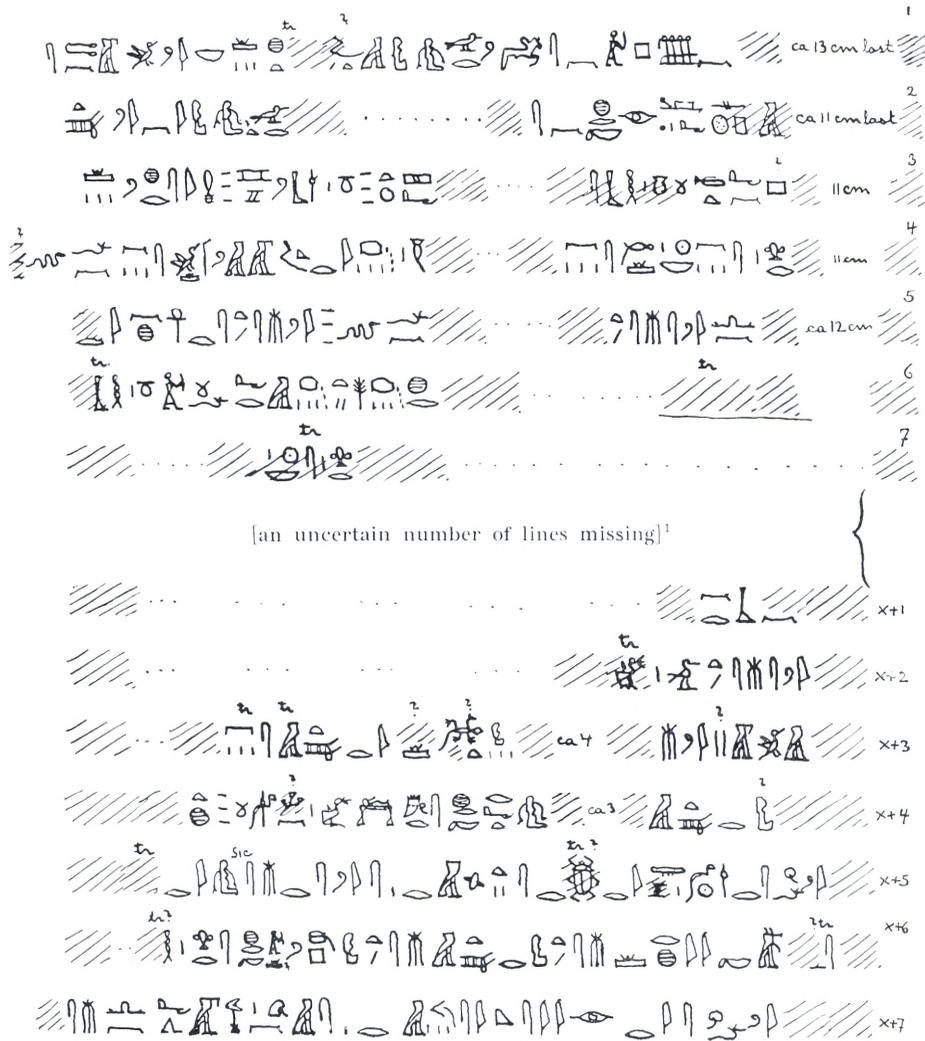
¹ CLEMENS, *Stromata* lib. VI cap. 35—37.

To maintain this theory against the old one, according to which the prescriptions should have been introduced via the school of Salerno as late as CONSTANTINUS AFRICANUS, it was necessary to ascertain whether it would not be possible to trace some earlier Greek occurrences of our texts¹. It turned out that it was possible not only to find the Greek original of CONSTANTINUS, dating from a period at any rate c. 500 years before that of CONSTANTINUS himself, and thus once for all to reduce him and the School of Salerno to mere links in an unbroken tradition but it proved possible to quote later European redaction of five out of the six birth-prognoses contained in our fragment, all five of which could be pointed out in the Greek medical literature either directly or in closely related variants, no less than three being as early as the time of Hippocrates, that is, from a date when the intercourse between Egypt and Greece was so highly developed that a direct interchange does not provide any difficulties.

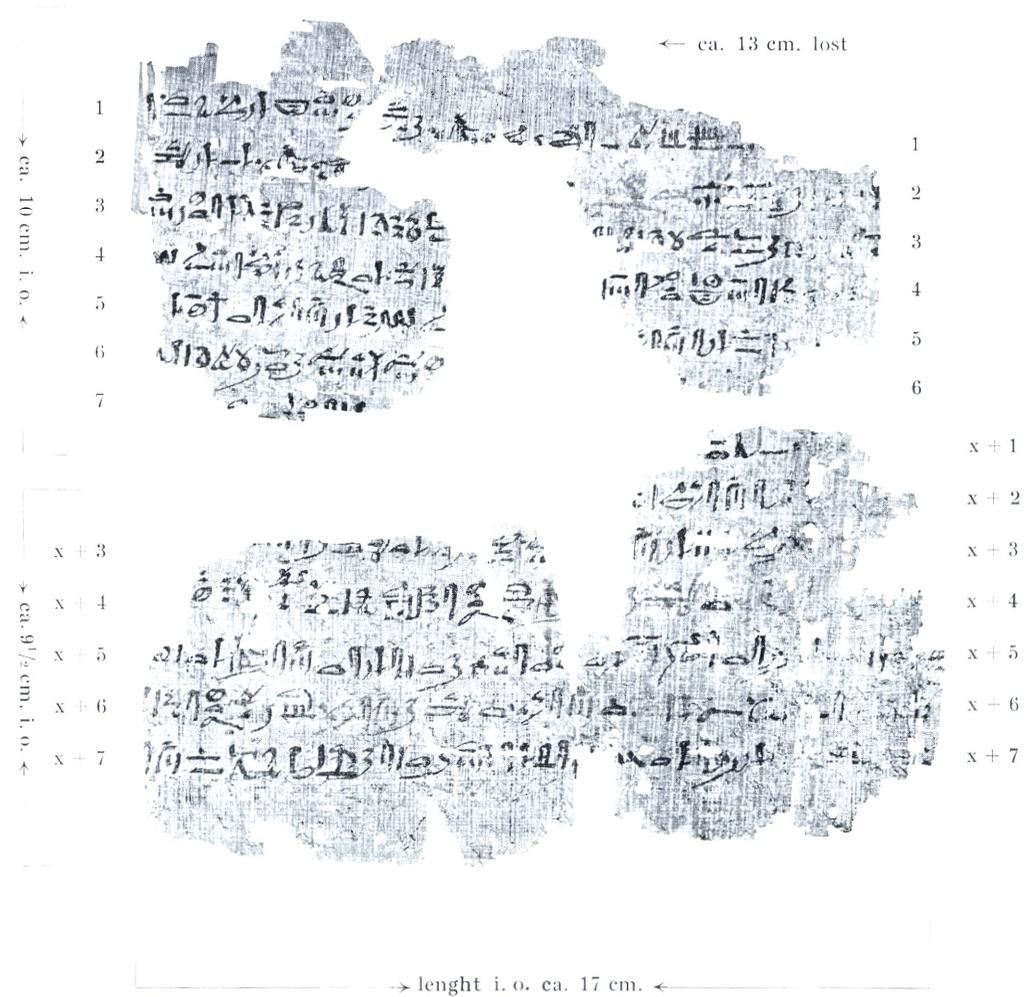
When this has been admitted it is only a modest assertion to claim that the other Egyptian prescriptions found in later Greek and in mediaeval medicine have passed through paralld channels, even if they have not yet been found as far back as the time of Hippocrates.

¹ As already mentioned one had been found by LE PAGE RENOUF.

Fragment A



Fragment A



¹ probably not more than one x + 1 might even be the beginning of line 7.

Fragment C

Fragment B

Fragment C

ca. 8 gr. ...
 ca. 8 gr. ...
 ca. 9-10 gr. ...
 ca. 9-10 gr. ...
 ca. 9-10 gr. ...

the prognoses end here.

Fragment C

Fragment B

Fragment C

ca. 7 cm. lost

ca. 10 cm. i. o.

length i. o. ca. 23 cm.

HISTORISK-FILOLOGISKE MEDDELELSER

UDGIVNE AF

DET KGL. DANSKE VIDENSKABERNES SELSKAB

BIND XVII (Kr. 17.25):

Kr. Ø.

- | | |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Première partie. 1928 | 9.00 |
| 2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. Dialecte Guilākī de Recht, dialectes de Fārizānd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. 1930..... | 14.00 |

BIND XVIII (Kr. 15.00):

- | | |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. RANULF, SVEND: Gudernes Misundelse og Strafferettens Oprindelse i Athen. Studier over ældre græsk Mentalitet. 1930 | 7.40 |
| 2. HAMMERICH, L. L.: Visiones Georgii. Visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria. A. D. MCCCLIII. 1931 | 12.60 |

BIND XIX (Kr. 19.10):

- | | |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| 1. Faijumische Fragmente der Reden des Agathonikus Bischofs von Tarsus herausgegeben und erklärt von W. ERICHSEN. 1932 | 3.40 |
| 2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Les Kayanides. 1932 | 7.00 |
| 3. PEDERSEN, HOLGER: Études Lituanienes. 1933 | 2.70 |
| 4. JÓNSSON, FINNUR: Den islandske grammatiks historie til o. 1800. 1933 | 6.00 |

BIND XX (Kr. 21.60):

- | | |
|-------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. 2. partie. 1933..... | 7.60 |
| 2. JÓNSSON, FINNUR: Tekstkritiske bemærkninger til Skjaldekvad. 1934 | 2.00 |
| 3. WULFF, K.: Chinesisch und Tai. Sprachvergleichende Untersuchungen. 1934 | 12.00 |

BIND XXI (Kr. 25.70):

- | | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| 1. GÖTZE, ALBRECHT und PEDERSEN, HOLGER: Muršilis Sprachlähmung. Ein hethitischer Text. Mit philologischen und linguistischen Erörterungen. 1934 | 4.60 |
| 2. WULFF, K.: »Musik« und »Freude« im Chinesischen. 1935 | 2.00 |
| 3. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. II. Dialectes de la région de Sēmnan: Sourkhēi, Lāsguerdī, Sāngesārī et Chāmerzādi. 1935 | 9.50 |
| 4. WULFF, K.: Sang hyang Kamahāyānan Mantrānaya. Ansprache bei der weihe buddhistischer mōnche aus dem altjavanischen übersetzt und sprachlich erläutert. 1935 | 2.60 |
| 5. DRACHMANN, A. B.: Die Überlieferung des Cyrillglossars. 1936 | 7.00 |

BIND XXII (KR. 12.00): KR. Ø.
 GRØNBECB, VILH.: Friedrich Schlegel i årene 1791—1808. 1935. . 12.00

BIND XXIII (KR. 34.85):

1. JØRGENSEN, HANS: A Dictionary of the Classical Newārī. 1936. 9.50
2. HAMMERICH, L. L.: Personalendungen und Verbalsystem im Eskimoischen. 1936 10.35
3. VOLTEN, A.: Studien zum Weisheitsbuch des Anii. 1937—38 ... 15.00

BIND XXIV (KR. 24.50):

1. JØRGENSEN, PETER: Nordfriesische Beiträge aus dem Nachlass Hermann Möllers. 1938 7.50
2. BĀṬĪSAPUTRIKĀKATHĀ. The tales of the thirty-two statuettes. A Newārī recension of the Siṃhāsanadvātrimśatikā. Edited and translated with explanatory notes by HANS JØRGENSEN. 1938 17.00

BIND XXV (KR. 22.00):

1. OHRT, F.: Die ältesten Segen über Christi Taufe und Christi Tod in religionsgeschichtlichem Lichte. 1938 12.50
2. PEDERSEN, HOLGER: Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen. 1938 9.50

BIND XXVI (under Pressen):

1. RÆDER, HANS: Platons Epinomis. 1938 2.75
2. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria — Rom bei Heron. Mit 5 Tafeln. 1938 3.00
3. HAMMERICH, L. L.: The Beginning of the Strife between Richard FitzRalph and the Mendicants. With an Edition of his Autobiographical Prayer and his Proposition *Unusquisque*. 1938. 4.50
4. HAMMERICH, L. L.: Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“. 1938 2.25
5. IVERSEN, ERIK: Papyrus Carlsberg No. VIII. With 2 Plates. 1939 3.00
6. HATT, GUDMUND: The Ownership of Cultivated Land. With 2 plates. 1939. 1.50
7. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria—Rom bei Heron. II, 1939 0.50

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 6.

THE OWNERSHIP OF CULTIVATED LAND

BY

GUDMUND HATT

WITH 2 PLATES



KØBENHAVN

EJNAR MUNKSGAARD

1939

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Publikationer i 8^{vo}:

Oversigt over Det Kgl. Danske Videnskabernes
Selskabs Virksomhed,
Historisk-filologiske Meddelelser,
Archæologisk-kunsthistoriske Meddelelser,
Filosofiske Meddelelser,
Mathematisk-fysiske Meddelelser,
Biologiske Meddelelser.

Selskabet udgiver desuden efter Behov i 4^{to} Skrifter med samme
Underinddeling som i Meddelelser.

Selskabets Adresse: Dantes Plads 35, København V.

Selskabets Kommissionær: *Ejnar Munksgaard*, Nørregade 6,
København K.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 6.

THE OWNERSHIP OF CULTIVATED LAND

BY

GUDMUND HATT

WITH 2 PLATES



KØBENHAVN

EJNAR MUNKSGAARD

1939

Printed in Denmark.
Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S, København.

The Danish village-community, as it existed until the great agrarian reforms at the end of the 18. century, has played a rôle in theoretical discussions bearing upon the original forms of ownership of land. The German historian GEORG HANSEN based his theory of collective ownership of village lands by the old Teutons partly upon the Danish village system¹. Since then, the theory of an original collective or communal ownership of land was very much extended. Communal ownership—or traces of it—were found among the Slavonic peoples, especially the Russian mir-system and the South-Slavonic Zadruga-system; it was also traced in Great Britain, in Afghanistan, in India, and among a great number of primitive peoples all over the world. It became an axiom that ownership of land had everywhere originally been communal. HENRY SUMNER MAINE expressed this opinion in his work "village communities in the East and West" (1871), where he says (p. 76—77):

"For many years past there has been sufficient evidence to warrant the assertion that the oldest discoverable forms of property in land were forms of collective property, and to justify the conjecture that separate property had grown

¹ GEORG HANSEN: *Agrarhistorische Abhandlungen*. Leipzig 1880. (Ansichten über das Agrarwesen der Vorzeit, zuerst erschienen im neuen Staatsbürgerlichen Magazin Bd. III und Bd. VI, 1835 und 1837).

through a series of changes, out of collective property or ownership in common."

In a later work, "Lectures on the early history of institutions" (1875), MAINE gives the same opinion in stronger words (p. 1):

"The collective ownership of soil by groups of men either in fact united by blood relationship, or believing or assuming that they were so united, is now entitled to take rank as an ascertained primitive phenomenon."

Several sociological authorities have made similar assertions, e. g. EMILE DE LAVELEYE¹. The theory of an original communal ownership of land gained a world-wide acceptance and played a certain rôle even in political discussions.

However, the pillars of this popular theory have suffered a great deal from searching criticism. The mir-institution of Russia is not from times immemorial; it came into existence in the 16. century as a result of legislation of a tax-technical nature². The zadruga or house-community of the Southern Slavs is, partly at least, a result of Byzantian and Turkish tax-policy³. Another pillar which supported a large part of MAINE's theoretical structure, the village system of India, has been thoroughly scrutinized by B. H. BADEN-POWELL with rather disastrous results for the theory of an original communal ownership of land. BADEN-POWELL shows that this idea is

"based on a false generalisation from "joint villages" of different kinds and origins; and it ignores the fact, that

¹ EMILE DE LAVELEYE: *De la propriété et de ses formes primitives*. Paris 1874.

² JOH. V. KEUSSLER: *Zur Geschichte und Kritik des bäuerlichen Grundbesitzes in Russland*, 1—3, Riga 1876—87.

³ J. PEISKER: *Die serbische Zadruga*. *Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* VII, Berlin 1900, p. 211—326.

..... the joint condition was not original, but consequent on a prior single title of the founder, grantee, etc. of the village; the joint holding was the result of the joint-succession (on ancestral shares) to that one founder. There is no progress of ideas, or evolution, in the matter."¹

Let us now have a look at the Danish material and see, whether this supports a theory of an original collective ownership of cultivated soil.

Pl. I is a map of Aarslev village and its fields in the year 1768, i. e. before the agrarian reforms. Aarslev is a village in western Sealand, near Slagelse. The cultivated village lands were divided into three large arable fields, Danish "Vange", which were used in triennial succession for winter-corn, i. e. wheat and rye, spring-corn, i. e. barley and oats, and in the third year allowed to lie fallow. This three-field system is, of course, well known from medieval and later centuries in very large parts of middle and western Europe. Now, each of the three fields were divided into a considerable number of smaller portions, which in the Danish language are called Skifter, Aase, or Fald, in English shots, furlongs, or flats. And each of these secondary divisions was again divided in acre-strips, Danish Agre, coinciding with the arrangement of the ploughed field into ridges and furrows. Each farmer in the village had his acre-strips in all of the secondary divisions. In the map Pl. I, all the acre-strips of one of the farms in the village are dark; there is about 90 of them. The other farms had a similar number of strips. In that way, each farm got a part of all the different qualities of soil, that were represented in the village fields. The acre-

¹ B. H. BADEN-POWELL: *The Indian Village Community*. London 1896, p. 422—423.

strips were separated from each other by furrows or—in older times—by balks. These dividing lines between the strips of different owners were carefully looked after. It was considered a crime to plough to near to the neighbor's acre-strip. The old village-laws contain strict regulations on this matter. The village community was not communistic. The uncultivated land, outside of the cultivated village-fields, was held in common; but the acre-strips were individually owned, as also were the farm-buildings and the enclosed home-fields in the village itself. The farms, constituting a village, were not equally large. The village community was not a community of ownership of the cultivated soil, but it was a community of cultivation. The agricultural work, ploughing, sowing, harvesting, was undertaken in common. The rotation was compulsory for all. The arable fields were fenced against the live stock from seed time to harvest; but there were no fences between the different owners' acre-strips. This so-called open-field system is, of course, well known from large parts of Europe.

In a few Danish localities, the village-farms would regularly change their fields. Each farm possessed a certain number of acre-strips; but each year a change took place, each farm giving up some of its acre-strips to one of the neighbors and taking over as many acre-strips from the other neighbor. This was perhaps a very old system¹. In most localities, however, each farm in the village kept its acre-strips from year to year and from generation to generation. It happened, but not very often, that the fields were re-measured to correct eventual disturbances in the field-

¹ SVEND AAKJÆR: *Bosættelse og Bebyggelsesformer i Danmark i ældre Tid* (Bidrag til Bondesamfundets Historie, II, ed. by Institutet for sammenlignende Kulturforskning, Oslo 1933) p. 139.

divisions or to introduce a new field-system. The way in which the acre-strips followed upon each other in the shots was generally in accordance with the order of the farms in the village; but there were more than one system. In some villages, the farms formed groups or entities, called *Bol*, corresponding to German *Hufe* and English *hide*. In others, the *Bol*-system was effaced and superseded by a simpler system, called *Solskifte*.

It may be tempting to assume that the village system, the community of cultivation, was evolved from a communistic form of ownership—in other words, that the cultivated land was at one time in the distant past actually owned in common by the farmers of the village community. And this assumption has of course been made. More than a hundred years ago, the Danish agronomist and historian C. OLUFSEN published an analysis of the Danish village system, resulting in a theory of the evolution of agricultural settlement in Denmark. OLUFSEN saw in the village system the primeval form of agricultural settlement. The first stage in the settlement and cultivation of Danish soil was—in OLUFSEN'S theory—the formation of the oldest village by free and equal farmers, who divided the arable land equally, each farmer taking a *Bol*, i. e. as much as he could cultivate with his plough and sufficient for the subsistence of his household¹.

OLUFSEN'S theory was generally accepted on account of its simplicity and clarity. His analysis of the Danish village lies behind the theories of an original collective ownership of cultivated land, which GEORG HANSSEN and others advo-

¹ C. OLUFSEN: *Bidrag til Oplysning om Danmarks indvortes Forfatning i de ældre Tider* (Det kongelige danske Videnskabernes Selskabs Afhandlinger, I, København 1823).

cated. And OLUFSEN was also aware of the support which he could find in TACITUS' *Germania*, chapter 26: *Agri pro numero cultorum ab universis per vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur etc.* "It is surprising," says OLUFSEN, "how accurate TACITUS describes this division of soil, in perfect accordance with the idea we have presented about the origin of this ancient usage."

Now, what does archaeology tell us concerning villages and cultivated fields in Denmark in prehistoric times?

Pl. II is a map of a small village or hamlet in Skorbæk Heath, Himmerland, which was deserted in the first century A. D., and a part of the fields which were cultivated by the inhabitants of that little village. The remnants of four dwelling houses were visible on the surface, placed along an old field-boundary. And by excavating, I found the remains of a few older houses¹. The houses belonged to a late part of the Pre-Roman and an early part of the Roman Iron Age. However, there were also traces of earlier occupancy, reaching back to the close of the Bronze Age. In other words, the place has been inhabited from about 400 B. C. until the first century A. D., perhaps without interruption. When the place was deserted, in the first century A. D., it contained four houses, all of the same type, a long house with a fireplace in the western half and a stable in the eastern half. Probably, the four houses were inhabited by four families, constituting a sort of a village community who cultivated the surrounding fields. This village contained probably never more than four houses at one time.

The remains of the four last houses were still visible

¹ GUDMUND HATT: *Jernalders Bopladsler i Himmerland*. Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie, 1938, p. 119 seq.

on the surface, because cultivation had stopped when these houses were deserted. An area around the houses is still left as uncultivated heath; and there the prehistoric field boundaries are very prominent in the shape of balks and lynchets. Most of the fields, which were cultivated from this Iron Age hamlet, have in modern times undergone new cultivation. However, it was still possible to trace the old fields over an area of about 100 ha. In the west, their natural boundary was a marshy valley. In the north, east, and south they have extended farther than shown in the map, but have been effaced by modern cultivation.

The old fields are flat or basin-shaped, enclosed by balks which are about 5 m. broad and 25 cm. high. Some of the balks are sloping one way only, separating a higher field from a lower field. The balks are the uncultivated narrow strips of land, separating the cultivated fields; they grew in height because stones and other refuse from the fields were thrown there, because soil was brought out to the lower edge of a field by cultivation and by the action of gravity, and also because the wild vegetation on the balks would catch the dust from the fields whenever there was a sand-storm. The balks have therefore a somewhat complicated genesis. Their main interest is, however, that they are old field boundaries.

The prehistoric fields on Skorbæk Heath are of many different sizes. The largest are about $\frac{1}{2}$ ha, the smallest about $\frac{1}{10}$ ha. There is no standard size. Two general forms may be distinguished, one broad and short, another narrow and long. The broad fields may have been ploughed in two directions with a primitive plough or arð like the famous Dostrup plough. As a matter of fact, the Romans ploughed their fields in two directions, a method which

PLINIUS recommends in the 18. book of his *Historia Naturalis*. The narrow and long fields, on the other hand, can hardly have been ploughed in more than one direction.

The Skorbæk fields are the result of continuous cultivation through a long time. The settlement has lasted through several generations. And the field-divisions are not all of the same age. Large fields have in some cases been divided into smaller fields. Sometimes a broad field has been divided into several narrow fields. There are also cases, where a broad field has been divided into several smaller broad fields. Evidently, it has been attempted in these divisions to make the parts equally large. Bipartition, tripartition, and quartering occurs. This feature I have found repeated in practically all the localities in Jutland where I have studied prehistoric fields from the early Iron Age. These divisions may indicate a dividing of fields between inheritors. As a matter of fact, they could hardly mean anything else.

Compared with the village fields of historic times, the Early Iron Age fields are much less regular. There is nothing in the Skorbæk Heath fields which would suggest any community in ownership or in cultivation. This irregular complex of large and small fields seems to be a rather casual conglomeration. A regular interchange of fields between the farms cannot have taken place, because the fields are of many different sizes, and no standard size can be pointed out. Each field was ploughed by itself; they were separated from each other by broad, uncultivated balks. This conglomerate of fields is the result of the labour of a small group of individualistic farmers. Each farmer made his own fields out of the great common waste. As it became necessary to produce more food, new fields were made. At inherit-

ance, the fields were divided between the inheritors. By and by, the different owners' fields became interspersed between each other in an irregular, haphazard way. There is a far cry from this Early Iron Age village system to the well-ordered village-fields of historic times with their regular acre-strips. If the historic system was evolved from the Early Iron Age system, then this was not an evolution from more communistic to more individualistic forms—on the contrary, the older system is in this case the more individualistic one.

Prehistoric fields of this type have been found in more than a hundred localities in Jutland¹. In some cases, these groups of fields are so small that they may have been the result of a single household's work. In other cases, the group of fields is so large, that it must have come into existence through the work of several households. There were in Jutland in the Early Iron Age single farms and small villages; this we know also from actual excavation of dwelling sites.

Deserted balk-enclosed fields are often mentioned in topographical literature. C. OLUFSEN, whose analysis of the historical village system I mentioned before, knew also these deserted fields; he regarded them as remnants of Ornum, i. e. privately owned cultivated fields outside of the village system. Now we know that these fields are prehistoric. I have succeeded in dating a dozen of them

¹ Some of these have been described in the following publications:

GUDMUND HATT: Spor af Oldtidens Agerbrug i jyske Heder (Naturens Verden, 1930). GUDMUND HATT: Prehistoric fields in Jylland (Acta Archaeologica, II, 1931). H. K. KRISTENSEN: Digevoldinger (Jyske Samlinger, 5. Række, I, 1933). GUDMUND HATT: Oldtidsagre i Ribe Amt (Fra Ribe Amt, 1934). GUDMUND HATT: Landbrug i Danmarks Oldtid, København 1937.

to the Pre-Roman Iron Age. A few of them were still cultivated in the Roman Iron Age. Deserted fields of the same type are also known from the Netherlands and from England¹. English archaeologists have dated them to Celtic and Roman times and given them the name "Celtic fields". This designation may be correct in England, but would not be appropriate in Jutland, as we have no reason to suppose that Jutland's inhabitants were Celtic.

From a sociological point of view, these prehistoric fields are of considerable interest because they prove that our historical village system with its cultivation community is not a primeval form. Our farmers were more individualistic two thousand years ago than they were in the village communities of the 18. century.

Now, it must be admitted that the system—or lack of system—which our prehistoric fields disclose, does not agree very well with what we learn from Caesar and Tacitus about agriculture and ownership of land by the Germanic tribes. Caesar says about the Suevi, that they do not have private and separate fields, and never remain more than one year in the same place (*Commentarii de Bello Gallico*, lib. IV); and in his sixth book, Caesar relates about the

¹ Prehistoric fields in Holland are mentioned by A. E. VAN GIFFEN in "Antiquity", 1928, p. 85—87. A map of prehistoric fields near Zeijen is given by A. E. VAN GIFFEN in *Nieuwe Drentsche Volksalmanak* 1936, Afb. 17. Of the very considerable literature on prehistoric fields in England, the following publications must be mentioned:

O. G. S. CRAWFORD: Air survey and archaeology (*Ordnance Survey Professional Papers, New Series No. 7*, 1924). ELIOT CURWEN and ELIOT CECIL CURWEN: *Sussex lynchets and their associated field-ways* (Vol. XLIV of the *Sussex Archaeological Society's Collections*, 1924). E. CECIL CURWEN: *Prehistoric agriculture in Britain* (*Antiquity* 1927). E. CECIL CURWEN: *Ancient cultivations* (*Antiquity* 1932). E. CECIL CURWEN: *The early development of agriculture in Britain* (*Proceedings of the Prehistoric Society*, 1938, New series, IV, 1).

Germanic tribes in general that they do not own fields privately, but every year the chief and the elders give arable soil to communities or families in proportion to their number. Tacitus, who wrote 150 years later, describes Germania's inhabitants as a little more sedentary. But also Tacitus tells us, that the arable soil is taken up by the different communities by turns and divided between the members. Tacitus' text is not at all clear; but it has often been utilized as a support for the theory of a communistic ownership of the arable soil by the Germanic tribes.

How are we to reconcile the evidence of the prehistoric fields with the words of Caesar and Tacitus?

In the first place, it must be noted that Caesar and Tacitus had not been among the North Germanic peoples. Their descriptions refer to the southern Germanic tribes, who were in a continual state of war and therefore probably less sedentary than the inhabitants of Jutland.

Furthermore, I would maintain that archaeological evidence weighs more than a few short utterances by a contemporary author. Caesar's and especially Tacitus' description of the Germanic tribes were probably somewhat coloured by an idealizing tendency. The barbarians were believed to possess certain natural virtues which civilization had spoiled in the Roman world, e. g. bravery, contentment and social justice, all of which are destroyed by riches and by social inequality. Therefore, we cannot be certain that Tacitus' description of social conditions by the Germanic tribes is quite realistic.

However, there may be a reality behind Caesar's and Tacitus' statement, that the arable land was divided between the members of a Germanic community. In a warlike tribe who was conquering new land and had not yet settled down,

individual ownership of cultivated land could hardly maintain itself. And it seems quite reasonable, that arable land under such conditions were divided between the members of the community.

Private property in land implies fairly settled conditions. In our Neolithic times and in the Bronze Age, agriculture was of a rather instable character; settlements and cultivation plots were shifted quite often. Therefore, private ownership of cultivated land could hardly be of any enduring character. Probably, the land would return to the common when cultivation was shifted to another place. Lynchets and balks could not be formed by a short occupation. None of the balk-enclosed prehistoric fields of Jutland have been dated to a period earlier than the Iron Age. In Gunderup Heath, south of Mariager, I found agricultural remains of another type; over an area of 20—30 ha were numerous scattered heaps of stones. At the edge of one of these stone heaps I recovered the sherds of a broken pot from late Neolithic times¹. Therefore, it is likely that this area was cultivated by neolithic agriculturers. Gunderup Heath contained also traces of a later cultivation; in a stone heap in another part of the heath, I found a few Iron Age pot sherds—and near by, faint traces of field divisions, low balks, were noticed. However, most of the heath were without any remnants of field divisions; and as the stones were thrown into scattered heaps and not placed in lines along the edges of the cultivations, it would seem that these neolithic cultivators were not much interested in a permanent demarcation of their plots. This may perhaps in-

¹ GUDMUND HATT: Prehistoric fields in Jylland (*Acta Archaeologica*, II, 1931) p. 157 and fig. 20.

dicates that individual ownership of soil did not amount to much in our neolithic period.

In the Early Iron Age, however, when habitation and agriculture had become permanent, enduring in the same locality through several generations, ownership of soil became a thing of vital interest; and cultivated fields were held as personal property and given in heritage. At a later period, the village system of historical times arose with its well ordered community of cultivation and safeguarding of the rights and duties of each member of the village community.

Evidently, the archaeological facts do not favor the theory, that the village communities of historic times arose out of something more communistic. The facts would rather indicate, that our villages in the Early Iron Age were more individualistic. However, it is quite possible that our neolithic agriculturists were again less individualistic—because their cultivations were less permanent.

Collectivism and individualism are not evolutionary stages in the history of property. It is not so, that property necessarily begins as communal property and ends as individual property. Sometimes the movement may be in the opposite direction. Collectivism and individualism are human tendencies, probably equally old. Sometimes one, sometimes the other of these two fundamental tendencies take overhand, favored by technic or by social conditions.

I have reached this opinion through my work upon the prehistory of agriculture in Denmark. And I have found it confirmed by a review of the forms of ownership among primitive peoples.

The multiplicity of economic forms in primitive societies

is bewildering. Often we find communistic and individualistic forms of ownership side by side in one and the same community. If we assume that communistic forms are as a whole old, and individualistic forms comparatively young, we shall necessarily find, that the material supports the theory that property was originally communistic. But unfortunately, this result is included in our own theoretical attitude. If we are of the opposite opinion, that property is originally an individual affair, then this creed may also be supported by the ethnological material, because individual forms of ownership may be found everywhere, also among peoples living at a very low level of technical evolution. However, if we start with no creed at all, then we shall find that individualism and communism are both very old, and that they very often will thrive together in the same society in a most beautiful way.

The ownership of land seems never to be private, in the modern, civilized meaning of the word, among primitive peoples. Land cannot be sold or alienated in a primitive community as among us. There is often a personal owner to a piece of land; but his relation to the land he owns is more intimate and less free than in our civilization. In the description, which Rev. LORIMER FISON gave of land tenure in Fiji¹, he says that the forest is common to all members of the community, but the arable land and the town lots are divided and subdivided; but he adds: "Each owner holds for the tribe, and not for himself alone". And further: "Each generation does but hold in trust for the next, and the tribe is under obligation to hand down the tribal estate undiminished for ever".

¹ LORIMER FISON: Land tenure in Fiji. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, Vol. X, London 1881, p. 332—352.

These words might stand for almost any primitive agricultural society. The relation between the primitive agriculturer and his soil is not only economic, but also social and religious, and therefore it cannot easily be broken. Not the individual only, his family, his kinship are tied to the soil.

In so far, it might be said that ownership of land has a communistic character among primitive agriculturers, but this does not mean that individual rights are not acknowledged and respected. The interplay of individual rights and community rights may be most intricate. As an example might be mentioned ROBERT W. WILLIAMSON's description of property and inheritance among the Mafulu of New Guinea¹. A Mafula man's garden plot or plots are his own, whether he has cleared them himself or inherited them. Other people are not entitled to pass over his garden plot. But if he abandons his garden and it reverts to nature, then it ceases to be his garden—it becomes a part of the bush. Now, the bush land is also owned; the whole of the bush land of the community belongs in separate portions to different owners. But the ownership of bush land is not exclusive to the same degree as the ownership of garden land; any member of the community is entitled to pass over the land, hunt on it, and fish in streams passing through it. Furthermore, bush land is often joint property of several persons who have inherited it. Land cannot be bought or sold; but upon a man's death, his land becomes the joint property of his sons. Disputes on property rights in land are practically unknown among the Mafulu—evidently be-

¹ ROBERT W. WILLIAMSON: *The Mafulu mountain people of British New Guinea*. London 1912, p. 117 seq.

cause there is so much land belonging to any one family, that every man can find room enough for his garden plots.

In the third volume of his great work "The social and political systems of Central Polynesia", WILLIAMSON has collected and discussed an enormous material, bearing upon land tenure and control. He tries to bring order in this multiplex mass by indicating an evolutionary scheme, assuming that communistic forms are comparatively old, individualistic forms of ownership comparatively young. The material proves that community rights and individual rights lived in Central Polynesian societies side by side¹. The social stratification had augmented the property rights of chiefs and nobility; but it is hardly possible to prove that individual forms of property always were younger than community rights. I think that WILLIAMSON'S book on the Mafulu owes some of its realistic force to the fortunate circumstance that the author in that work has kept clear of theoretical speculations and interpretations.

Among primitive agriculturers in all parts of the world, the cultivator has a right to the piece of land which he has cleared and cultivated. This right is a sort of ownership, and it lasts as long as cultivation is continued, and sometimes longer. Eventually, it is inherited by his sons—if the society is organized upon a patrilineal basis—or by his sistersons, if a matrilineal organization prevails². As long

¹ ROBERT W. WILLIAMSON: *The social and political systems of Central Polynesia*. Vol. III, Cambridge 1924.

² I shall not here go into a full discussion of the forms of ownership of cultivated land among primitive agriculturers, as that would require volumes. A list of the pertaining literature would be immense. For Melanesia, I shall mention—in addition to FISON'S paper—three of the most important sources. R. A. CODRINGTON: *The Melanesians*, Oxford 1891, p. 59—68. R. PARKINSON: *Dreissig Jahre in der Südsee*, Stuttgart 1907, p. 158, 394, 535. C. G. SELIGMANN: *The Melanesians of British New Guinea*, Cambridge 1910, p. 87 seq., 521 seq.

as the technic of agriculture remains in a primitive stage, without a regular use of manure, except the ashes from the burned wild vegetation, cultivation must be shifted from place to place with a few years' interval, and therefore private ownership of the cultivated soil must also be of a transient kind. Very often the ownership of certain fruit trees remains in the hands of the man who planted them and in the hands of his inheritors for a long time, also when another man has made a vegetable garden on the spot at a later period. The leading idea seems to be an acknowledgement of a man's perpetual right to the fruits of his work.

If agriculture becomes permanent—as it did in Denmark in the Early Iron Age—then the ownership of the cultivated land also becomes permanent.

Agriculture has enhanced the value of land immensely, and at the same time agriculture has furthered the evolution of ownership of land. It should be noted, however, that ownership of land exists also in many non-agricultural communities.

F. G. SPECK has the merit of having discovered and studied the institution of the family hunting territory among the Algonkian tribes¹. The land is not only claimed by the political group or band; the territory of the band is divided between the individual families who consider themselves owners of the soil. The rights are vested in the head of the family.

DIAMOND JENNESS has thrown some doubt upon the

¹ F. G. SPECK: Family hunting territories and social life of various Algonkian bands of the Ottawa River Valley (Canadian Geol. Surv. Mem. 70, 1915). The family hunting band as the basis of the social organization of the Algonkian (American Anthropologist, 1915).

antiquity of the institution of family hunting territories. Among the Ojibwa Indians of Parry Island¹, JENNESS found that the land was not subdivided among the families; and JENNESS would ascribe the institution of family hunting territories among other Algonkian tribes to influences from the European fur-trading².

However, family hunting territories have been found also outside of the Algonkian area. Of special interest is their existence in Australia. Through analysis of the ethnological literature concerning Australia, DAVIDSON has proved that the family hunting territory has been reported by observers from the greater part of the Australian continent. In a part of central Australia, real property is vested in the totemic group. But this may be a later development³.

The geographical distribution would indicate that the family hunting territory is an ancient institution—in other words, that family and individual ownership of land have been recognized even before agriculture had come into being.

However, community rights seem to be as old as individual and family rights. Among primitive agriculturers, the individual's right to a piece of land seems always to be

¹ DIAMOND JENNESS: *The Ojibwa Indians of Parry Island* (Canada Dept. of Mines, Bull. 78, 1935), p. 4—7. — Another result is reached by JOHN M. COOPER in his paper "Is the Algonquian family hunting ground system Pre-Columbian?" (*American Anthropologist* 1939, p. 66—90). Cooper finds it "reasonably probable, although not finally established by any means, that the family hunting ground system as found among the northern Algonquians is in its main lines aboriginal and pre-Columbian".

² The question of land-ownership among the Algonkians has lately been discussed by WILHELM SCHMIDT in his work *Das Eigentum auf den ältesten Stufen der Menschheit* (Band I, Münster in Westfalen 1937, p. 137—155) which contains a large and rich material, elucidating the institution of property among non-agricultural tribes.

³ D. S. DAVIDSON: *The family hunting territory in Australia* (*American Anthropologist*, 1928, p. 614—631).

subordinated to the community's right, which may be vested in the council of elders or in the chief. In some cases, the community's ownership of the soil takes on a religious colour, becomes a sacred bond between a nation and its soil. Among the Ashanti in West Africa, land is the property of the stool, that is the symbol of the tribe, whose representative is the chief. An Ashanti farmer has no right to take up a piece of land for cultivation without first informing the stool¹.

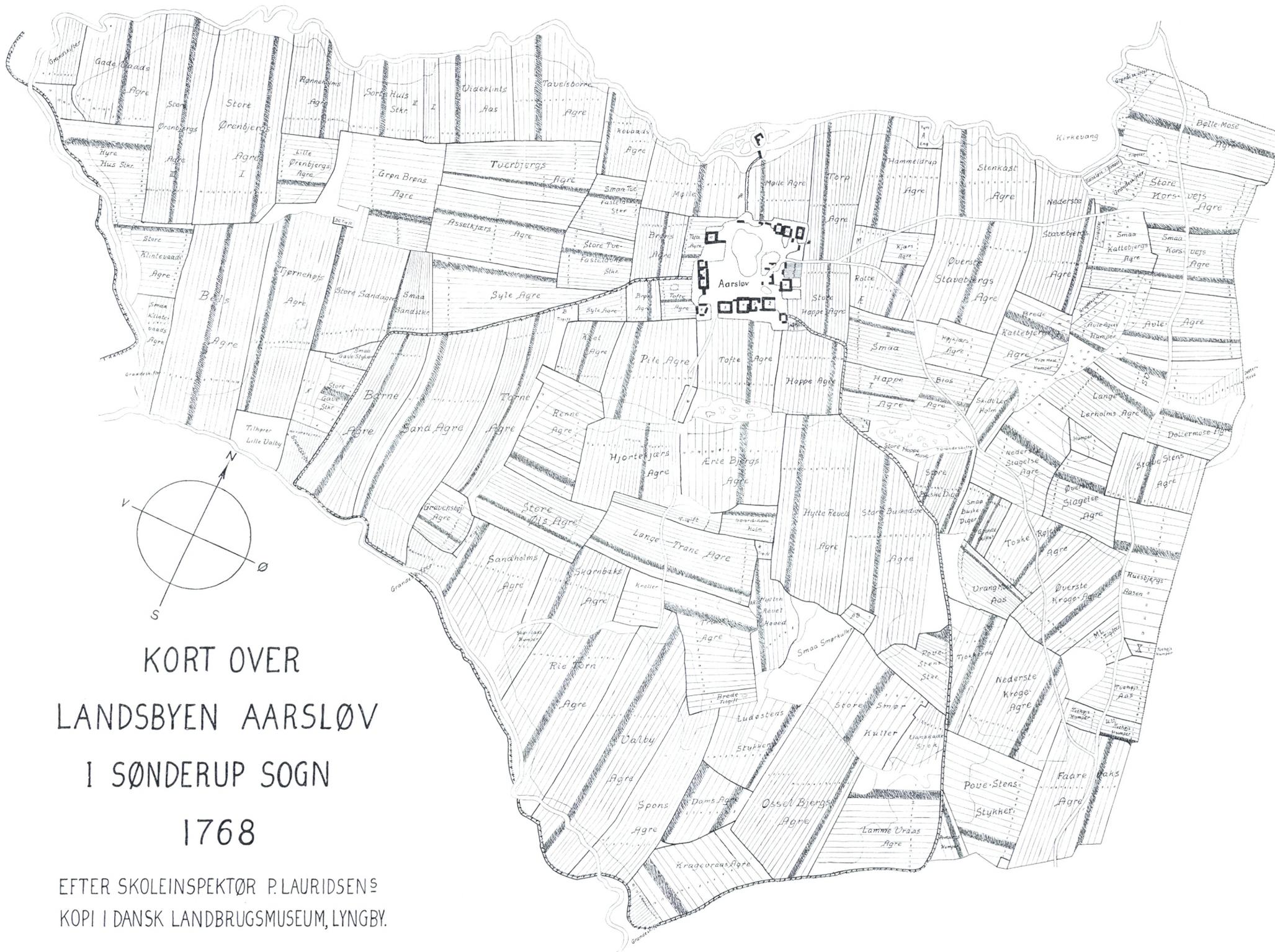
Modern European civilization dissolves this old relation between man and soil and introduces personal ownership in its modern, commercial form, disturbing an old harmony and creating new social problems.

Personal ownership of soil has become very much accentuated all over the world during the last 150 years. The great technical progress of agriculture was facilitated by a breaking down of old community-rights. This is perhaps the reason why social theorists of the 19. century saw in communal ownership something inherently old and backward, in individualistic ownership something new and progressive. We are perhaps entering a period, where community rights will become more and more accentuated to the detriment of individual property-rights. And it would not be surprising, if future theorists would try to prove that personal ownership of land is a primitive and backward form which through cultural evolution is superseded by national ownership. Both schools of thought may try

¹ The land tenure among the Ashanti is particularly well known through R. S. RATTRAY'S work *Ashanti Law and Constitution*, Oxford 1929, chapt. XXXIII. The semi-religious relation between the tribe and its land is also clearly brought forth by other workers in the West-African field, e. g. by EDWIN W. SMITH in *The Golden Stool* (London 1926) and by G. HOWARD JONES in *The Earth Goddess* (London 1936).

to base their beliefs upon ethnological material—just as different religious beliefs find their foundation in the Holy Bible.

It seems to me that an unbiassed mind, examining the mass of ethnological evidence, must come to the result that community ownership and personal ownership of land are both ancient, perhaps equally ancient. In a well balanced culture, these two forms of ownership live side by side, supplementing each other in a sort of harmony.



KORT OVER
 LANDSBYEN AARSLØV
 I SØNDERUP SOGN
 1768

EFTER SKOLEINSPEKTØR P. LAURIDSENS
 KOPI I DANSK LANDBRUGSMUSEUM, LYNGBY.





HISTORISK-FILOLOGISKE MEDDELELSER

UDGIVNE AF

DET KGL. DANSKE VIDENSKABERNES SELSKAB

BIND XVII (KR. 17.25):

Kr. Ø.

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Première partie. 1928 9.00
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. Dialecte Guilākī de Reht, dialectes de Fārizānd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. 1930..... 14.00

BIND XVIII (KR. 15.00):

1. RANULF, SVEND: Gudernes Misundelse og Strafferettens Oprindelse i Athen. Studier over ældre græsk Mentalitet. 1930 7.40
2. HAMMERICH, L. L.: Visiones Georgii. Visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria. A. D. MCCCLIII. 1931 12.60

BIND XIX (KR. 19.10):

1. Faijumische Fragmente der Reden des Agathonikus Bischofs von Tarsus herausgegeben und erklärt von W. ERICHSEN. 1932 3.40
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Les Kayanides. 1932..... 7.00
3. PEDERSEN, HOLGER: Études Lituanienes. 1933..... 2.70
4. JÓNSSON, FINNUR: Den islandske grammatiks historie til o. 1800. 1933 6.00

BIND XX (KR. 21.60):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. 2. partie. 1933..... 7.60
2. JÓNSSON, FINNUR: Tekstkritiske bemærkninger til Skjaldekvad. 1934 2.00
3. WULFF, K.: Chinesisch und Tai. Sprachvergleichende Untersuchungen. 1934 12.00

BIND XXI (KR. 25.70):

1. GÖTZE, ALBRECHT und PEDERSEN, HOLGER: Muršilis Sprachlähmung. Ein hethitischer Text. Mit philologischen und linguistischen Erörterungen. 1934 4.60
2. WULFF, K.: »Musik« und »Freude« im Chinesischen. 1935 2.00
3. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. II. Dialectes de la région de Sēmnan: Sourkhēī, Lās-guerdī, Sāngesārī et Chāmerzādī. 1935..... 9.50
4. WULFF, K.: Sang hyang Kamahāyānan Mantrānaya. Ansprache bei der weihe buddhistischer mōnche aus dem altjavanischen übersetzt und sprachlich erläutert. 1935 2.60
5. DRACHMANN, A. B.: Die Überlieferung des Cyrillglossars. 1936 7.00

Kr. Ø.

BIND XXII (Kr. 12.00):

GRØNBECH, VILH.: Friedrich Schlegel i årene 1791—1808. 1935.. 12.00

BIND XXIII (Kr. 34.85):

1. JØRGENSEN, HANS: A Dictionary of the Classical Newārī. 1936. 9.50
2. HAMMERICH, L. L.: Personalendungen und Verbalsystem im Eskimoischen. 1936..... 10.35
3. VOLTEN, A.: Studien zum Weisheitsbuch des Anii. 1937—38... 15.00

BIND XXIV (Kr. 24.50):

1. JØRGENSEN, PETER: Nordfriesische Beiträge aus dem Nachlass Hermann Möllers. 1938..... 7.50
2. Baṭīsapatrikākathā. The tales of the thirty-two statuettes. A Newārī recension of the Siṃhāsanadvātrimśatikā. Edited and translated with explanatory notes by HANS JØRGENSEN. 1938..... 17.00

BIND XXV (Kr. 22.00):

1. OHRT, F.: Die ältesten Segen über Christi Taufe und Christi Tod in religionsgeschichtlichem Lichte. 1938..... 12.50
2. PEDERSEN, HØLGER: Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen. 1938..... 9.50

BIND XXVI (under Pressen):

1. RÆDER, HANS: Platons Epinomis. 1938..... 2.75
2. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria — Rom bei Heron. Mit 5 Tafeln. 1938..... 3.00
3. HAMMERICH, L. L.: The Beginning of the Strife between Richard FitzRalph and the Mendicants. With an Edition of his Autobiographical Prayer and his Proposition *Unusquisque*. 1938. 4.50
4. HAMMERICH, L. L.: Der Text des „Äckermanns aus Böhmen“. 1938..... 2.25
5. IVERSEN, ERIK: Papyrus Carlsberg No. VIII. Med 2 Tavler. (Under Pressen).
6. HATT, GUDMUND: The Ownership of Cultivated Land. With 2 plates. 1939..... 1.50
7. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria—Rom bei Heron. II, 1939..... 0,50



Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 7.

ÜBER EINE METHODE
ZUR DISTANZBESTIMMUNG
ALEXANDRIA — ROM BEI HERON

II

VON

O. NEUGEBAUER



KØBENHAVN

EJNAR MUNKSGAARD

1939

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Publikationer i 8^{vo}:

Oversigt over Det Kgl. Danske Videnskabernes
Selskabs Virksomhed,
Historisk-filologiske Meddelelser,
Archæologisk-kunsthistoriske Meddelelser,
Filosofiske Meddelelser,
Mathematisk-fysiske Meddelelser,
Biologiske Meddelelser.

Selskabet udgiver desuden efter Behov i 4^{to} Skrifter med samme
Underinddeling som i Meddelelser.

Selskabets Adresse: Dantes Plads 35, København V.

Selskabets Kommissionær: *Ejnar Munksgaard*, Nørregade 6,
København K.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 7.

ÜBER EINE METHODE
ZUR DISTANZBESTIMMUNG
ALEXANDRIA — ROM BEI HERON

II

VON

O. NEUGEBAUER



KØBENHAVN

EJNAR MUNKSGAARD

1939

Printed in Denmark.
Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S

1. Meine als Heft 2 von Bd. 26 dieser Mitteilungen veröffentlichte Untersuchung gleichen Titels¹ über Kap. 35 von Herons »Dioptra« erfuhr nach Abschluss des Druckes noch zwei Ergänzungen. Die eine betreffend Prof. A. ROMES Priorität hinsichtlich der Erklärung des von Heron geschilderten Verfahrens konnte ich noch als Korrekturzusatz aufnehmen. Die zweite verdanke ich Herrn Mag. A. G. DRACHMANN und sie ist für die behandelte Frage so wesentlich, dass ich sie doch zum Gegenstand einer besonderen Veröffentlichung machen zu müssen glaube, um so mehr, als sich daraus auch für eine viel diskutierte Frage aus Diophants Schriften ein neuer Angriffspunkt zu bieten scheint.

Den Ausgangspunkt für meine Untersuchung von Dioptra 35 bildete der Satz des Herausgebers H. SCHÖNE: »Für dieses schwierige und stark verderbte Kapitel, zu dessen Verständnis noch vieles fehlt, konnte eine genügende Figur nicht gegeben werden«. Ich habe diesen Satz natürlich so aufgefasst, dass eine Figur in den Handschriften nicht existiert, zumal auch an keiner Stelle des Apparates irgendetwas von Figuren erwähnt wird. Tatsächlich hätte der Satz des Herausgebers aber lauten müssen: »Die beiden Figuren, die die Haupthandschrift² Par. suppl. gr. 607 am Ende dieses Kapitels

¹ Im Folgenden als [1] zitiert. Die Bedeutung der übrigen Zitate ist im Literaturverzeichnis zu [1] finden, falls sie nicht am Schluss der vorliegenden Note angegeben ist. — Druckfehler in [1]: lies S. 14 Zeile 13 von unten Ξ statt Ψ .

² SCHÖNE, Heron III p. XII: »longe antiquissimus«.

enthält, habe ich einfach weggelassen, weil ich sie nicht verstand«. Eine Photographie von fol. 80^r dieses Manuskriptes, die Herr DRACHMANN so freundlich war mir zuzusenden, zeigt nämlich wohl erhalten jene *beiden* Figuren, deren Annahme ich als »den Schlüssel für das Verständnis« des Textes bezeichnet habe³ und die ich hier als Fig. 1 mit

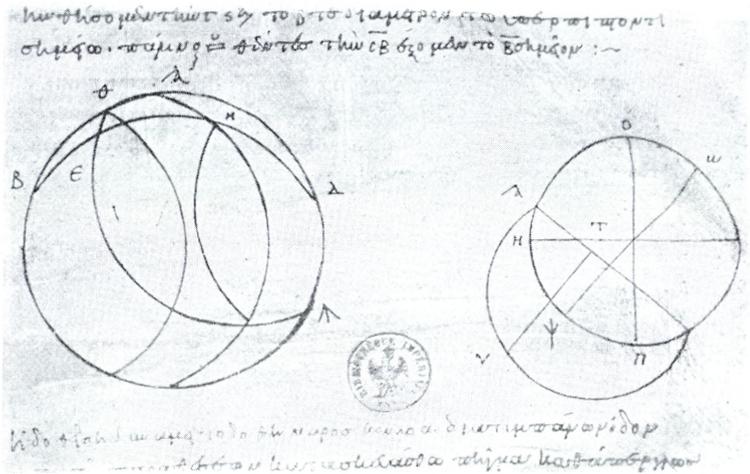


Fig. 1.

freundlichem Einverständnis von Herrn DRACHMANN und mit Genehmigung der Bibliothèque Nationale veröffentliche. So ergab sich also die Möglichkeit, eine theoretische Rekonstruktion mit der Empirie nachträglich zu vergleichen — ein seltener Glücksfall in den historischen Wissenschaften!

2. Wir beginnen die Diskussion der Figuren des Ms. mit dem Analemma von Rom (Fig. 1 rechts bzw. [1] Fig. 4). Zunächst sind einige Flüchtigkeiten in der Figur des Ms. ohne weiteres zu korrigieren: die Linie YT muss natürlich im Punkt T den Horizont treffen, ferner sind die in Fig. 2 S. 6. in [] eingeschlossenen Buchstaben hinzuzufügen und statt N

³ [1] S. 4.

hat das Ms. **H**, statt **P** ein **A'**; schliesslich gehört die Gnomonspitze **O** eigentlich in den Mittelpunkt des Meridiankreises, wenn man nicht einfach den ganzen zum Horizont senkrechten Durchmesser als Gnomon bezeichnet hat. Die nicht durch Abschreiberflüchtigkeit entstellte Textfigur hatte also das Aussehen von Fig. 2 S. 6. Sie unterscheidet sich von meiner Figur 4 in [1] nur dadurch, dass ich die Achse $\Psi\Omega$ senkrecht stellen zu müssen meinte. Mich veranlasste hierzu das *τετραγώνου* Dioptra p. 306,5 und 306,20 ([1] S. 14 bzw. 18), das ich nur als Ausdruck für einen Bogen von 90° verstehen konnte, woraus sich dann die senkrechte Stellung von $\Psi\Omega$ mit Notwendigkeit ergibt. ROME [1] p. 240 Anm. 1 hat dagegen die erste Stelle folgendermassen abzuändern vorgeschlagen:

SCHÖNE:	ROME:
<p>$\kappa\alpha\iota\ \tau\eta\ \Xi\Omega\ \text{περιφερεία}\ \delta\mu\acute{o}\iota\alpha\ \kappa\epsilon\acute{\iota}\sigma\theta\omega\ \eta\ \langle A,B\rangle,\ \acute{\alpha}\pi\acute{o}\ \delta\acute{\epsilon}\ \tau\omicron\upsilon\delta\ \zeta,\ A\ \text{τετραγώνου}\ \kappa\epsilon\acute{\iota}\sigma\theta\omega\ \eta\ \langle A,BZ\rangle$</p>	<p>$\kappa\alpha\iota\ \tau\eta\ \Xi\Omega\ \text{περιφερεία}\ \delta\mu\acute{o}\iota\alpha\ \acute{\alpha}\pi\acute{o}\ \delta\acute{\epsilon}\ \tau\omicron\upsilon\delta\ \langle A,\ \text{τετραγώνου}\ \kappa\epsilon\acute{\iota}\sigma\theta\omega\ \eta\ \langle A,B\rangle$</p>

und übersetzt

(Sur l'arc EA') prenons à partir de A' un arc $A'B'$ semblable à $\Xi\Omega$ et faisant partie du quadrilatère ($A'B'ZH$).

Das Wesentliche dabei ist also, dass er einerseits das $\zeta A'$ des Textes ganz streicht, andererseits nach *τετραγώνου* ein $A'B'ZH$ einschaltet und es als Bezeichnung für ein durch diese Punkte bestimmtes sphärisches Viereck auffasst⁴. Dadurch wird der Punkt A' nicht, wie ich es annehmen musste ([1] Fig. 3), Schnittpunkt des Horizonts und Meridians von Rom,

⁴ Entsprechend übersetzt er dann auch 306,20 als » $A'B'$ qui fait partie du quadrilatère« (ROME [1] p. 241).

sondern Schnittpunkt des Meridians von Rom und des Aequators $A\Gamma$. Bei dieser Lage von A' ist dann in der Tat der Bogen $A'B'$ in der Halbkugel gleich der Polhöhe von Rom, also $\Xi\Omega$ im Analemma der Textfigur (vgl. Fig. 2).

Die auf diese Weise durchgeführte Konstruktion von B' ist etwas einfacher als die von mir angenommene, ergibt

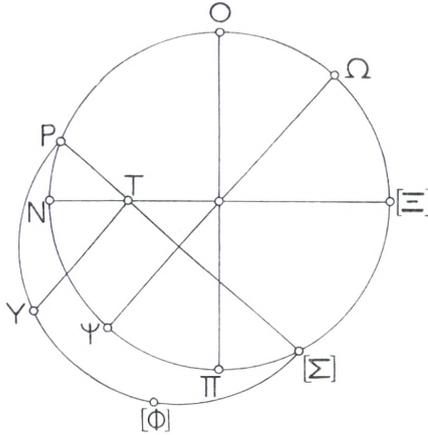


Fig. 2.

dafür aber auch nicht die Lage des Horizontes von Rom; das Resultat ist selbstverständlich das gleiche. Die Übereinstimmung der Textfigur mit der von ROME (ROME [1] p. 239) zeigt, dass *τετράγωνον* hier tatsächlich als »sphärisches Viereck« zu interpretieren ist und der Terminus *ἄξων* auch bei Heron nur als Weltachse gebraucht wird, wie bei VITRUV⁵.

3. Was nun die im Manuskript links gegebene Darstellung der Halbkugel anlangt (vgl. oben S. 4 Fig. 1) so wird sie unmittelbar verständlich, wenn man die von mir rekonstruierte Textfigur [1] Fig. 5 um 90° gedreht ansieht und sich den Bogen ΔB statt nach rechts nach links gekrümmt

⁵ VITRUV p. 216,24.

gezeichnet denkt. Man erkennt dann sogleich alle Bogen der Figur des Manuskriptes wieder⁶, wobei man nur A' in A zu verbessern hat und einige Buchstaben hinzufügen muss. Man erhält dann als ursprüngliche Figur des Textes die hier als Fig. 3 angegebene Zeichnung. Die Figur des codex

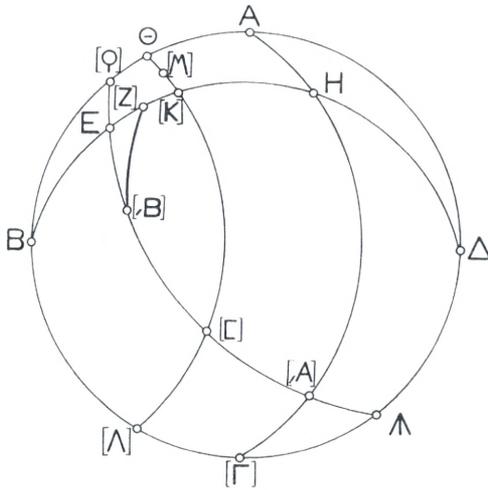


Fig. 3.

hat nur den Bogen $A'B'E$ irrtümlich in den Punkt Θ hineingezogen⁷ und schliesslich den Bogen ZB' viel zu hoch angebracht, so dass er von H auszugehen und in A' zu münden scheint, was natürlich sinnlos ist. Das ist offenbar durch die Beschränktheit des Raumes in der Umgebung von E verursacht worden. Damit ist die Bedeutung der beiden Textfiguren vollständig erklärt.

4. Die Halbkugelfigur des Ms. zeigt aber noch ein neues Element gegen den Wortlaut des Textes, nämlich am Ende des Bogens EB' das Zeichen \blacktriangle , das uns von ganz anderer

⁶ Auf Grund der vorangehenden Ausführungen ist selbstverständlich auch in [1] Fig. 5 der Schnittpunkt von $AH\Gamma$ mit EB' als A' zu bezeichnen.

⁷ Über die Ursache dieses Irrtums vgl. unten S. 9.

Seite her in der griechischen Mathematik wohl bekannt ist, nämlich als Subtraktions-Symbol bei Diophant⁸. Da die Herkunft dieses Zeichens bei Diophant umstritten ist (man schwankt zwischen drei Annahmen: einem auf den Kopf gestellten und abgestutzten ψ^9 , einer Ligatur von λ und ι^{10} und schliesslich Sampi¹¹), so ist sein Vorkommen hier um so wichtiger, als seine Herkunft in unserer Figur mit völliger Sicherheit festgestellt werden kann.

Verfolgt man nämlich den Text von Dioptra 35, so bemerkt man unmittelbar, dass die Einführung der Buchstaben genau dem griechischen Alphabet folgt unter alleiniger Übergehung des I¹². Dann kommt im Text noch Digamma (Ϛ) und schliesslich beginnt es wieder mit A' und B'. Nun zeigt die Figur des Manuskriptes, dass das Zeichen Λ an dem einen Ende des Bogens ΕϚ steht. Es kann also hier keinem Zweifel unterliegen, dass Λ einfach Sampi ist in einer auch sonst in alten Manuskripten bekannten Form¹³, denn der Bogen, dessen eines Ende Λ bildet (der Meridian von Rom), kommt gerade nach Einführung des Ϛ und vor

⁸ Vgl. Diophant II ed. TANNERY Index p. 274 s. v. *λείπειν* und *λείψις*.

⁹ Mit Recht hält HEATH, Diophant p. 42 diese Ansicht für sehr gekünstelt und unwahrscheinlich, obwohl sie sich bereits in dem uns überlieferten Text der »Arithmetik« findet (Diophant I, 12,20 f.).

¹⁰ HEATH, Diophant p. 42 ff. Heaths Begründung ist die folgende: in seeking an abbreviation for *λείψις* and cognate for inflected forms from *λιπ*, he began by taking the initial letter of the word. Nun sei $\lambda\epsilon$ wegen der Zahlbedeutung 35 ausgeschlossen, also habe Diophant $\lambda\iota$ gewählt und um alle Verwechslungen auszuschliessen das ι in das λ geschrieben. Ich gestehe dass mir diese Theorie einer Abkürzung aus dem Aoriststamm ebenfalls recht künstlich erscheint.

¹¹ Vgl. TANNERY [1] S. 209; sowie HEATH, Diophant p. 43.

¹² Vermutlich übergangen, weil ein einzelner Strich sich nicht gut zur Beschriftung einer Zeichnung eignet. Dieses Verfahren lässt sich auch sonst bei der Bezeichnung der Punkte in den Figuren der griechischen mathematischen Werke beobachten.

¹³ Vgl. KEIL [1] S. 271.

Benutzung von Λ' ins Spiel (Dioptra p. 306,3 oder [1] S. 13). Wollte man also seine beiden Endpunkte am Horizont von Alexandria bezeichnen, so kamen nun φ und Λ an die Reihe und Λ hat unsere Figur noch bewahrt. Dagegen kam φ in der Figur neben \odot zu stehen und dies gab vermutlich Anlass zur irrtümlichen Identifizierung dieser beiden Punkte, die wir oben erwähnt haben.

Damit ist also völlig gesichert, dass hier Λ als Sampi zu lesen ist. Nun wissen wir andererseits, dass Heron dieses

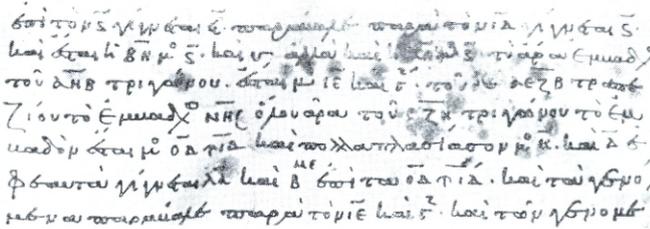


Fig. 4.

Zeichen in seiner »Vermessungslehre« auch für die Subtraktion verwendet¹⁴, ganz ebenso wie Diophant. Die Zeichenform ist aus Fig. 4 Zeile 5 und 6 von oben erkennbar¹⁵ und ist als gleichwertig mit Λ bekannt¹⁶. Da nicht die geringste Ursache für die Annahme besteht, dass dem gleichen Zeichen an den verschiedenen Stellen bei Heron eine verschiedene Entstehungsgeschichte zuzuschreiben ist, so spricht alles dafür, dass von den oben genannten drei Annahmen

¹⁴ TANNERY [1] p. 208 f.

¹⁵ In Fig. 4 sind die ersten Zeilen von fol. 103^r des Istanbuler Ms.'s der Vermessungslehre reproduziert. Ich verdanke diese Photokopie der freundlichen Bemühung von Prof. RITTER, Istanbul. — Übrigens zeigt diese Photokopie, dass SCHÖNE'S Angabe in seiner Edition, Heron opera III p. 156,1 über den Seitenbeginn unkorrekt ist. Das Blatt beginnt nicht mit *γίγνεται* sondern mit *ἐπὶ* (ed. SCHÖNE 156,2).

¹⁶ Vgl. z. B. Diophant II p. XLI oder W. LARFELD, Griechische Epigraphik (3) (Hdb. d. klass. Altertumswiss.) München 1914 p. 225.

über die Erklärung des Heron-Diophantischen Subtraktions-symbols der einfachsten der Vorzug zu geben ist, nämlich dass es sich um das Sampi handelt, dem man willkürlich auch die Funktion unseres Minuszeichens beigelegt hat. Der einzig wesentliche Einwand, der gegen diese Auffassung erhoben worden ist¹⁷, ist der, dass Sampi auch als Zahlbuchstabe (= 900) gebraucht wird. Ich glaube aber, dass dieser Möglichkeit eben durch die Wahl der Majuskelform des Sampi vorgebeugt worden ist, etwa so wie wir heute die Bezeichnungen für die trigonometrischen Funktionen nicht kursiv drucken, um sie von algebraischen Buchstabenbezeichnungen zu unterscheiden.

Die Verwendung der Episemata für mathematische Symbole¹⁸ ist an sich naheliegend genug, wie ja gerade die Verwendung dieser Zeichen ausserhalb der Alphabetbuchstaben in Figuren zeigt. Dagegen scheint mir kein Anlass zu der Annahme vorzuliegen, nun etwa Heron als den Erfinder dieser Symbolik anzusehen. Es wird sich auch hier um eine viel ältere Tradition jenes mehr algebraisch orientierten Zweiges der mathematischen Literatur des Altertums handeln, dessen zufällig allein erhaltene Reste die Schriften Herons und Diophants bilden.

¹⁷ HEATH, Diophant p. 43.

¹⁸ Vermutlich ist auch Diophants Symbol für die unbekannte Zahl ($\alpha\theta\iota\upsilon\mu\acute{o}\varsigma$) nichts anderes als Waw oder Koppa. Die Diskussion der Zeichenformen gibt HEATH, Diophant p. 57 ff., denkt aber auch hier an eine Ligatur $\alpha\theta$.

LITERATURVERZEICHNIS

- Diophant: Diophanti Alexandrini opera omnia, ed. P. TANNERY, Leipzig, Teubner, 1893 u. 1895 (Bibl. Teubneriana Nr. 1192 u. 1293).
- Heath, Diophant: F. L. HEATH, Diophantos of Alexandria, A study in the history of Greek Algebra 2a ed., Cambridge, University Press, 1910.
- Heron III: s. Literaturverzeichnis zu [1] s. v. Heron, Dioptra.
- KEIL [1]: BR. KEIL, Eine Halikarnassische Inschrift, Hermes **29** (1894) p. 249 ff.
- ROME [1]: A. ROME, Le problème de la distance entre deux villes dans la Dioptra de Héron, Ann. de la Soc. sci. de Bruxelles **52** (1922–23), 2-me partie, Mémoires, p. 234 ff.
- TANNERY [1]: P. TANNERY, Sur le symbole de soustraction chez les Grecs, Mémoires scientifiques 3 p. 208*.

* Wiederabdruck aus Bibliotheca Mathematica 3. Folge **5** (1904) S. 5 ff. Es ist zu beachten, dass in dem Wiederabdruck gerade das entscheidende Zeichen in der 5-ten Zeile zwischen $o\delta$ und $i'\delta'$ ausgefallen ist!

HISTORISK-FILOLOGISKE MEDDELELSER

UDGIVNE AF

DET KGL. DANSKE VIDENSKABERNES SELSKAB

BIND XVII (Kr. 17.25):

Kr. Ø.

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Première partie. 1928 9.00
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. Dialecte Guilākī de Recht, dialectes de Fārizānd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. 1930..... 14.00

BIND XVIII (Kr. 15.00):

1. RANULF, SVEND: Gudernes Misundelse og Strafferettens Oprindelse i Athen. Studier over ældre græsk Mentalitet. 1930 7.40
2. HAMMERICH, L. L.: Visiones Georgii. Visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria. A. D. MCCCLIII. 1931 12.60

BIND XIX (Kr. 19.10):

1. Faijumische Fragmente der Reden des Agathonicus Bischofs von Tarsus herausgegeben und erklärt von W. ERICHSEN. 1932 3.40
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Les Kayanides. 1932 7.00
3. PEDERSEN, HOLGER: Études Lituanienes. 1933 2.70
4. JÓNSSON, FINNUR: Den islandske grammatiks historie til o. 1800. 1933 6.00

BIND XX (Kr. 21.60):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. 2. partie. 1933 7.60
2. JÓNSSON, FINNUR: Tekstkritiske bemærkninger til Skjaldekvad. 1934 2.00
3. WULFF, K.: Chinesisch und Tai. Sprachvergleichende Untersuchungen. 1934 12.00

BIND XXI (Kr. 25.70):

1. GÖTZE, ALBRECHT und PEDERSEN, HOLGER: Muršilis Sprachlähmung. Ein hethitischer Text. Mit philologischen und linguistischen Erörterungen. 1934 4.60
2. WULFF, K.: »Musik« und »Freude« im Chinesischen. 1935 2.00
3. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. II. Dialectes de la région de Sēmnan: Sourkhēi, Lāsguerdi, Sāngesārī et Chāmerzādi. 1935 9.50
4. WULFF, K.: Sang hyang Kamahāyānan Mantrānaya. Ansprache bei der weihe buddhistischer mōnche aus dem altjavanischen übersetzt und sprachlich erläutert. 1935 2.60
5. DRACHMANN, A. B.: Die Überlieferung des Cyrillglossars. 1936 7.00

Kr. Ø.

BIND XXII (Kr. 12.00):

GRØNBECH, VILH.: Friedrich Schlegel i årene 1791—1808. 1935... 12.00

- BIND XXIII (Kr. 34.85):
1. JØRGENSEN, HANS: A Dictionary of the Classical Newārī. 1936. 9.50
 2. HAMMERICH, L. L.: Personalendungen und Verbalsystem im Eskimoischen. 1936 10.35
 3. VOLTEN, A.: Studien zum Weisheitsbuch des Anii. 1937—38... 15.00

- BIND XXIV (Kr. 24.50):
1. JØRGENSEN, PETER: Nordfriesische Beiträge aus dem Nachlass Hermann Möllers. 1938 7.50
 2. Bātīsaputrīkāthā. The tales of the thirty-two statuettes. A Newārī recension of the Śiṃhāsanadvātriṃśatikā. Edited and translated with explanatory notes by HANS JØRGENSEN. 1938 17.00

- BIND XXV (Kr. 22.00):
1. OHRT, F.: Die ältesten Segen über Christi Taufe und Christi Tod in religionsgeschichtlichem Lichte. 1938 12.50
 2. PEDERSEN, HOLGER: Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen. 1938 9.50

- BIND XXVI (under Pressen):
1. RÆDER, HANS: Platons Epinomis. 1938 2.75
 2. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria — Rom bei Heron. Mit 5 Tafeln. 1938 3.00
 3. HAMMERICH, L. L.: The Beginning of the Strife between Richard FitzRalph and the Mendicants. With an Edition of his Autobiographical Prayer and his Proposition *Unusquisque*. 1938. 4.50
 4. HAMMERICH, L. L.: Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“. 1938 2.25
 5. IVERSEN, ERIK: Papyrus Carlsberg No. VIII. Med 2 Tavler. (under Pressen).
 6. HATT, GUDMUND: The Ownership of Cultivated Land. Med 1 Tavle og 1 Kort (under Pressen).
 7. NEUGEBAUER, O.: Ueber eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria—Rom bei Heron. II 0,50

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.
Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 8.

ÜBER AKZENT UND
SILBENBILDUNG IN DEN ÄLTEREN
SEMITISCHEN SPRACHEN

VON

CHR. SARAUW (†)



KØBENHAVN
EJNAR MUNKSGAARD

1939

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Publikationer i 8^{vo}:

Oversigt over Det Kgl. Danske Videnskabernes
Selskabs Virksomhed,
Historisk-filologiske Meddelelser,
Archæologisk-kunsthistoriske Meddelelser,
Filosofiske Meddelelser,
Mathematisk-fysiske Meddelelser,
Biologiske Meddelelser.

Selskabet udgiver desuden efter Behov i 4^{to} Skrifter med samme
Underinddeling som i Meddelelser.

Selskabets Adresse: Dantes Plads 35, København V.

Selskabets Kommissionær: *Ejnar Munksgaard*, Nørregade 6,
København K.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 8.

ÜBER AKZENT UND
SILBENBILDUNG IN DEN ÄLTEREN
SEMITISCHEN SPRACHEN

VON

CHR. SARAUW (†)



KØBENHAVN

EJNAR MUNKSGAARD

1939

Printed in Denmark.
Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S.

VORWORT

Die Publikation dieser Arbeit wurde vom Verfasser in der Sitzung unserer Akademie am 17. Apr. 1925 angekündigt, s. »Oversigt« 1924—25, S. 36. In den folgenden Monaten war er damit beschäftigt, das Ms. druckfertig zu machen, bis er am 22. Nov. 1925 plötzlich durch den Tod fortgerissen wurde.

Professor H. PEDERSEN hat in »Oversigt« 1925—26, S. 57—80 ein schönes Bild von SARAUW's weitspannenden sprachwissenschaftlichen Studien, darunter auch seinen Arbeiten auf dem semitischen Gebiete, gezeichnet. In seinem Nachlass befand sich eine Reihe von Aufzeichnungen und Skizzen, welche zeigten, wie eifrig er — der germanistische Professor — von Jugend an mit den verschiedenen semitischen Sprachen gearbeitet hatte. Im Jahre 1906 hielt er eine Vorlesung über vergleichende semitische Grammatik, bei welcher der Unterzeichnete — oft einziger — Zuhörer war. Besonders wurde hier die phonetische Grundlage der Sprachen berücksichtigt. Das vorliegende Werk, dessen wesentlicher Teil nach Äusserungen auf S. 54 und 57 offenbar i. J. 1908 niedergeschrieben wurde, schliesst sich nahe an diese Vorlesung an.

Es ist sehr bedauerlich, dass es dem Verfasser nicht vergönnt wurde, seinem Ms. die endgültige Form zu geben. Andererseits hätte er kaum mehr viel geändert. Die Auf-

gabe des unterzeichneten Herausgebers war deshalb nicht, eigene Beiträge zur Lösung der behandelten Probleme zu geben, sondern lediglich, die Arbeit so, wie sie vom Verfasser hinterlassen war, zu veröffentlichen. An einzelnen Stellen war am Rande des Ms. angedeutet, dass ein Punkt noch zu überlegen wäre. Darauf wird an der betreffenden Stelle in einer Anmerkung aufmerksam gemacht. Hie und da sind kleine Stücke gestrichen, sonst ist das Ms. ohne Änderungen abgedruckt worden. Bemerkungen des Herausgebers, meistens in der Form bibliographischer Hinweisungen, sind in eckigen Klammern hinzugefügt. Bei dieser Arbeit, besonders auch bei der Kontrolle aller Hinweisungen, haben mir die Herren Magister E. HAMMERSHAIMB und Dr. R. EDELMANN assistiert. Der letztgenannte hat auch die Korrektur gelesen. Professor O. E. RAVN hat mit Hinblick auf die assyriologischen Abschnitte eine Korrektur gelesen.

September 1939.

JOHS. PEDERSEN.

Der alte Hauptton.

Die wichtigste festgestellte Tatsache im Bereich der Geschichte der semitischen Betonung ist der Umstand, dass der hebräische Pausalakzent mit der biblisch-aramäischen (auch syrischen) Betonung zusammenfällt (vgl. NÖLDEKE, ZDMG 29, 324; Rückw. Accent, p. 61). Diese Übereinstimmung muss ja auf eine Periode gemeinschaftlichen Lebens der beiden Sprachen zurückgehen und gibt uns also die Mittel in die Hand, zunächst die Gesetze des nordsemitischen Akzents festzustellen.

Bekanntlich wird sowohl im Aramäischen wie im Hebräischen meist die Ultima, seltener die Pänultima betont. Nach welcher bestimmten Regel aber dieses oder jenes eintritt, erkennen wir leicht, wenn wir die historisch bekannte Betonung auf die semitische Grundsprache projizieren. So ergibt sich ein mit grosser Konsequenz durchgeführtes Betonungsprinzip. Dabei ist natürlich von jüngeren Gebilden, die im Ursemitischen noch nicht existiert haben, durchweg abzusehen.

Zunächst ist klar, dass alle altererbten Formen, die in historischer Zeit auf Konsonanz ausgehen, den letzten Vokal betonen. So aram.: *k^{el}tab̄*, *q^{el}rēb̄*, *qab̄bēl̄*; *sil^lqat̄* (aber freilich *ṣāpat̄* Dan. 4, 30); *jis^lqud̄*, *jil^lbaš̄*; *jisg^{el}dūn̄*, *tīšm^{el}ūn̄*; *p^{el}ruq̄*; *l^{el}hōm̄*; *šāl^ltān̄*; *mal^lkīn̄*. Hebr.: *ʾā^lkāl̄*, *ʾā^lhēb̄*; *wajjā^lmōt̄*; *tīšmā^lūn̄*. Hierher gehören auch die Segolate beider Sprachen (über christlich-palästinische Segolate vgl. NÖLDEKE,

ZDMG 22, 475 [und FR. SCHULTHESS, Grammatik des Christlich-Palästinischen Aramäisch, herausg. v. E. LITTMANN 1924, § 46, 3; 86]), insofern ^lqæræn ein altsemitisches *qarn-, ^lbajit ein *bajt-, die 1. Sg. Pf. im B.-Aramäischen haš^lkaḥat ein *haš^lkahtu vertritt; so auch hebr. ^lpærī, ^lḥōlī aus *parj-, *ḥulj-. Neben den Einsilblern bestanden seit altsemitischer Zeit als lautliche Spielarten Zweisilbler: hebr. kā[̄]tēp : kætēp wie arab. katif : k^a/itf; darüber weiter unten. Alte Einsilbler sind auch hebr. ^lqēšæ^h, ^lnēdæ^h (^lnædæ^h), ^lbækæ^h u. s. w., die BARTH, Nominalbildung § 12 als qital fassen wollte, indem er die Betonung unberücksichtigt liess.

Formen wie hebr. ^ahē^lbā[̄]tæ[̄]k Ruth 4, 15 aus ^ahe^lbat-k(ī) zeigen die Pausalform der Segolate.

Bei den Formen, die auf Vokal ausgehen, findet sich teils Ultima-, teils Pänultimabetonung. Doch erkennt man leicht, dass unbetonte Endvokale fast durchweg solche sind, die von jeher den Wortausgang bildeten: aram. ^jhab[̄]tā[̄]; ^kta[̄]bū, ^qri[̄]bū; ⁿpalā[̄], ⁿpaqā[̄]; ^slahnā[̄]; ^jbadū; ^akulī, ^lqūmī; ^sbūqū, ^qas[̄]šišū; ḥabb^{el}lū-nī, haqr^{el}bū-hī, ha^{at}l[̄]bū-nā; ^aḥū-hī. Hebr. ^lattā[̄], ^anāhnū; qā[̄]lālū, mā[̄]lē[̄]ū; ^smā[̄]ū, ^gzōrū, ^abōrī; ^jiq^llōlū, ^jig^ldālū, ^tiq^llōlī, ^tig^ldālī; qā[̄]lā[̄]tā[̄]; ^tiq^llōlnā; d^{el}bā[̄]ra[̄]-kā[̄]; ^jism^{el}ra[̄]-kā[̄]; hin^lnē-nī, ḥēnnā 'hier' = arab. hinnā, und mit gleicher Endung ^lattā[̄] 'jetzt' (Rückw. Accent, p. 62), biblisch-aram. ^lellā[̄] 'oben' (syr. l^eel). Betonte Endvokale dagegen sind solche, hinter denen ein Konsonant geschwunden ist oder in denen ein vorhanden gewesener Konsonant steckt. Hierher gehören die aramäischen Nomina auf -ū, -ī: mal^lkū, ^aḥā[̄]lī mit beseitigtem -t, so auch in beiden Sprachen die nominalen Feminina auf -ā: m^{el}ā[̄], mē^lā[̄]. Ferner aus beiden Sprachen die grosse Menge von Formen ultimae infirmae, deren Betonung also auf das einstige Vorhandensein des redu-

zierten Konsonanten deutlich hinweist: aram. $ḥ^a|z\bar{a}$, (syr.) $ḥ^e|d\bar{i}$; $jir^l|m\bar{e}$; Impt. $ḥ^{ae}|j\bar{i}$, (syr.) $r^e|m\bar{i}$; $miḅ^l|n\bar{e}$; (syr.) $t^e|m\bar{a}^l|n\bar{e}$ neben $t^e|m\bar{a}n^l|j\bar{a}$; $ḥ^e|d\bar{a}^e|e\bar{s}^l|r\bar{e}$; hebr. $^{\bar{a}}|\bar{s}\bar{a}$, $na^{\bar{a}}|\bar{s}\bar{a}$, $^{\bar{a}}|\bar{s}\bar{e}$, $mi\bar{s}^l|t\bar{e}$; $\bar{s}\bar{a}^l|w\bar{e}$, $j\bar{a}^l|p\bar{o}$ (phön. *jpj*) und andere Ortsnamen auf $-\bar{o}$; $^{\bar{a}}|j\bar{e}$, aeth. $^{\bar{a}}|r\bar{w}\bar{e}$, arab. $^{\bar{a}}|r\bar{w}\bar{e}$. Die Ultimabetonung bei vokalischem Ausgang ist also in Wirklichkeit nur ein besonderer Fall unserer ersten Regel.

Da nun aber die schwachen Konsonanten, von denen in den zuletzt angeführten Formen die Akzentstelle abhängig ist, bereits in der Grundsprache entschwunden waren, so ergibt sich, dass dieses Betonungsprinzip aus altsemitischer Zeit überkommen ist. Der hebräisch-aramäische Akzent ist der altsemitische Akzent.

Wenn der ursemitische Akzent im Hebr.-Aram. erhalten blieb, so kann der erst aus der Neuzeit bekannte arabische Akzent, über welchen unten gehandelt wird, nicht ursprünglich sein. Auch spricht im arabischen Silbenbau nicht das allermindeste für die Priorität unserer Schulbetonung, wogegen die hebräischen Wortformen unverständlich bleiben, wenn wir nicht von dem oben dargestellten Betonungsgesetz ausgehen. Einen schlagenden Beweis dafür liefert SIEVERS, wenn er in seinen Metrischen Studien I, §§ 179, 2. 207. 229 für den Typus $j\bar{a}^{\bar{a}}|d\bar{a}e\bar{k}\bar{a}$: $j\bar{a}d^e|k\bar{a}$ die Grundform $*j\bar{a}d\bar{a}ka$ ansetzt und mit grosser Schärfe zeigt, dass die überlieferten hebräischen Formen sich aus dieser Grundform unmöglich haben entwickeln können. Diese und ähnliche Formen müssen dann »Erfindungen« der Masoreten, Resultate grammatischer Spekulation sein (S. 247). Lieber hätte SIEVERS in den eigenen Busen greifen sollen, statt die Masoreten der grammatischen Schwindelei zu zeihen. Die angesetzte Grundform $*j\bar{a}d\bar{a}ka$ ist das $\pi\rho\bar{\omega}\tau\omicron\nu$ $\psi\epsilon\bar{\nu}\delta\omicron\varsigma$; wenn man von $*j\bar{a}^{\bar{a}}|d\bar{a}k\bar{a}$ ausgeht, wie man nach meiner Regel muss, so sind die hebräischen Formen vollkommen richtig und konsistent entwickelt. So hat SIEVERS unabsichtlich gegen die auch durch ihn vertretene Akzenttheorie einen geradezu vernichtenden Schlag gerichtet. Auch das Qameṣ der ersten Silbe erklärt sich nur aus dieser Betonung, wie in $q\bar{a}^{\bar{a}}|l\bar{a}$ aus $*q\bar{a}^{\bar{a}}|l\bar{a}$ etc. 'Die blosse Nomenclatur schwere und leichte Endung'

(S. 325) drückt eine sehr wichtige akzentgeschichtliche Bedingung aus, die schweren Endungen gehen eben konsonantisch aus. — Richtig ist übrigens in seinen Ausführungen, dass die Pausalforn, genauer die Form der grossen Pause, dereinst $j\bar{a}d\bar{a}k$ gelautet haben muss, das lehren die S. 326 angeführten griechischen Transkriptionen ($\eta\chi\alpha\lambda\alpha\chi$ u. dgl.)¹. Aus der üblichen Form der hebräischen Buchstabenschrift קָטָן ist aber nur zu folgern, dass die Hebräer, wie anerkanntermassen die Araber, im Kontext die Pausalfornen schrieben, nicht sprachen, weil es viel bequemer ist, das isolierte Wortbild schriftlich zu fixieren, als den flüssigen Satz mit allen Sandhi-Erscheinungen zum Ausdruck zu bringen. Das isolierte Wort hat aber selbstverständlich die Pausalforn. Auch die transkribierten Formen sind teils als solche überlieferte Pausalfornen, teils wo sie dem Kontext entnommen sind, Zeugnisse dafür, dass die ungewohnte Schriftform die Schreiber befangen machte, so dass sie statt Kontextformen Pausalfornen hinschrieben. Wir haben demnach für die ältere Zeit mit drei Satzduppelfornen zu rechnen, von welchen $j\bar{a}d\bar{a}k$ die eigentliche, in grosser Pause entwickelte Pausalforn war, $j\bar{a}d\bar{a}k\bar{a}$ (woraus auf jüngster Lautstufe nach tiberiensischer Gewohnheit $j\bar{a}d\bar{a}k\bar{a}$; was SIEVERS S. 239 über die Herkunft des \bar{a} sagt, ist zu eng formuliert) mit unverschobenem Akzent und Wahrung des kurzen Vokals in der Drucksilbe vor geringeren Satzeinschnitten galt, endlich $j\bar{a}d\bar{e}k\bar{a}$, mit verschobenem Akzent und infolgedessen mit Reduktion des alten Tonvokals, den engeren Bindungen vorbehalten war. Dann aber hat, in der allerjüngsten Entwicklung der Sprache, als die Satzduppelfornen auch sonst massenweise durcheinandergeworfen wurden, die Halbpausalforn $j\bar{a}d\bar{a}k\bar{a}$ die alte echte Pausalforn ganz verdrängt, wie umgekehrt die Form $j\bar{a}d\bar{e}k$ (-*ki*) verallgemeinert wurde. Das ist alles ganz natürlicher Sprachwandel gewesen, ohne Zuhilfenahme grammatischer »Spekulation«, wozu »jenen braven Leuten« (S. 247) die Fähigkeit sicherlich abging. — Richtiger ist, was SIEVERS § 178 gegen die Herleitung des Sing. Fem. Perf. aus einer Grundform *qatalat* anführt; wir werden sehen, dass hebr. $q\bar{a}t\bar{a}$: $q\bar{a}t\bar{e}$ eine Abweichung vom Altsemitischen darstellt. Es ist aber eine masslose Unbilligkeit, wenn SIEVERS fordert, man solle erst 'erweisen, dass sie bereits von der lebenden Sprache

¹ [S. jetzt auch A. SPERBER: Hebrew based upon Greek and Latin transliterations. Hebrew Union College Annual Vol. XII—XIII, Cincinnati 1937—38, p. 144. 197].

selbst gebildet und nicht erst von den Grammatikern erfunden worden ist'. Die Beweislast fällt, wie bei jeder anderen sprachlichen Überlieferung so auch hier, nicht dem Verteidiger, sondern dem Ankläger zu. — So wenig das *a* von *jāḏaḗkā* 'eine sekundäre Substitution für älteres Schwa' ist, so wenig durfte SIEVERS das *ō* der Pausalform *jiqṭō'lān* beanstanden (S. 240). Diese Form, die arab. *jaqlu'lāna* genau entspricht, ist nach hebräischem Lautgesetz völlig regelmässig entwickelt, wie *m^lā'kim*, *jōlēḏā* u. s. w. Dass im Kontext dafür *jiqṭ^olān* steht, beruht darauf, dass wegen der vorhergehenden geschlossenen Silbe der alte Nebenton, der in Pausa wirksam blieb, im Kontext der offenen Silbe *-{u- > -{o-* entzogen wurde, wie ich im Nachfolgenden ausführen werde. — Dass ein ausgezeichnete Sprachforscher, wie SIEVERS allerdings ist, die hebräischen Lautverhältnisse öfters ganz falsch beurteilt, beruht in letzter Instanz darauf, dass er geglaubt hat, sich über die masoretische und grammatische Ueberlieferung hinwegsetzen zu dürfen. Die Unsicherheit und Unklarheit, die eine unvermeidliche Folge dieses Beginns war, enthält in sich eine sehr ernsthafte Warnung¹. — SIEVERS macht nun (§ 180) weiter geltend, dass 'alle Pausalformen mit zurückgezogenem (soll heissen: unverschobenem, seit der Urzeit auf der Pänultima stehendem) Accent dem Metrum widersprechen'. Das mag sein. Wenn sie nun aber einmal da waren, so mussten die Dichter sich nach der Decke strecken. Und wenn SIEVERS (S. 247, vgl. § 185 ff.) sonst allerlei Barytona (*qāṭālnā*, *ḅājtā*, *šāmmā*, *ellā* u. s. w.) anerkennen muss und mittels seiner unvergleichlichen Rhythmisierungskunst Verse mit solchen Formen auszuglätten weiss, so wüsste ich nicht, welche rhythmischen Gründe sich gegen die durch die Überlieferung verbürgten und nach der ganzen lautgeschichtlichen Entwicklung unbedingt zu erwartenden Typen *qāṭālnā*, *tiqṭōlī* mit Billigkeit anführen liessen.

Für das Altsemitische ist die Betonungsregel so zu fassen: der Akzent stand durchweg auf dem dem letzten Konsonanten zunächst voraufgehenden Vokal². Dabei ist die Quantität dieses Vokals gleichgültig, gleichgültig auch, ob hinter dem Konsonanten Kürze oder Länge oder kein Vokal folgte.

¹ [Cf. hierzu Grundriss, S. 100 Anm. 3, 106 εε Anm.]

² Als Parallele dazu vergleiche man die maronitische Neugestaltung der syrischen Betonung, Syr. Gr., § 55.

Besonders deutlich tritt dies bei den Imperativen III. infirmae hervor. Nicht nur die aram. Formen wie $h^{e|}j\bar{i}$, $r^{e|}m\bar{i}$ für $*h\bar{i}^{|}j\bar{i}w$, $*r\bar{i}^{|}m\bar{i}j$ verraten durch ihre Ultimabetonung die einst vorhandene Konsonanz, während die rein vokalisches auslautende Ultima in ${}^a|ku\bar{i}$ tonlos bleibt. Selbst wo aus $-iw$, $-ij$ ein kurzes $-i$ wurde, blieb der Ton auf dieser Silbe. Hebr. $b^{e|}n\bar{e}$ = arab. bni setzt ein altsem. $*b\bar{i}^{|}n\bar{i}$ aus $*b\bar{i}^{|}n\bar{i}j$ voraus; so auch arab. $r\dot{d}a$, $\dot{g}zu$ ein altsem. $*r\bar{i}^{|}\dot{d}a(j)$, $*\dot{g}u^{|}zu(w)$. Auch das Altbabyl. bewahrt, wie wir unten sehen werden, in Formen wie $urabba$ 'sie wird erziehen' aus $*jurab^{|}baj$ ein Zeugnis für die ursprüngliche Regel.

Im einzelnen ergeben sich auch für die Formen der nordsem. Sprachen manche Probleme, von deren Lösung die aus der überwiegenden Mehrheit der Fälle erschlossene Regel zwar nicht abhängig sein kann, die wir aber bei der grossen Wichtigkeit der Betonung für die Wortgestalt nicht unerörtert lassen dürfen. Vor allem ist dabei zu beachten, dass die ursprüngliche Gestalt mancher Formen nicht ohne weiteres feststeht, dass uns in dieser Hinsicht im Gegenteil noch recht viel zu lernen übrig bleibt, und dass es geratener ist, nach dem aus der Betonungsregel sich Ergebenden unsere Ansichten über das Altsemitische zu berichtigen als auf Grund solcher Ansichten unregelmässige Betonung festzustellen. Wenn sich nun manchmal ergibt, dass anscheinend identische Formen verschiedener Sprachen doch nach Ausweis der Betonung in etwas unterschieden sind, so hat das weiter nichts Bedenkliches: es sind eben öfters verschiedene Grundformen oder Spielarten einer Form erhalten.

Das aram. Pronomen $him^{|}m\bar{o}$ setzt als Grundform etwa $*him^{|}mawa$ voraus und kann mit hebr. $h\bar{e}mm\bar{a}$ nicht identisch sein. Ebenso wenig lässt sich $tam^{|}m\bar{a}$ 'dort' mit dem

übrigens gewiss sekundären hebr. $^{\text{š}}\bar{a}mm\bar{a}$ identifizieren; im betonten \bar{a} wird ein *w* stecken, welches in syr. *tammōn* (neben *tammān*) deutlicher reflektiert ist. Über das demonstrative $d^e\bar{h}n\bar{a}$, das ausserhalb des Aramäischen überhaupt keine genaue Entsprechung hat, ist schwer zu urteilen: vielleicht ist es aus *den* + $h\bar{a}$ zusammengesetzt. Ein solches Kompositum ist jedenfalls das determinierte Nomen wie *mal^lkā* aus $^{\text{l}}malk\ ^{\text{h}}\bar{a}$ mit Unterdrückung des ersten Akzents. Unklar bleibt die Betonung von $^{\text{l}}kōllā$ [Dan. 4, 9. 18. 25]. Über den Ursprung des emphatischen Plurals syr. *mal^lkē* bestehen verschiedene Ansichten: lautgeschichtlich möglich ist nur die Zurückführung auf die Urform **mal^lkaja*. Für das Pronomen $^{\text{a}}\bar{h}n\bar{a}$ wäre, nach äthiop. $^{\text{p}}ana$ zu urteilen, vielmehr Pänultimabetonung zu erwarten; es fragt sich aber doch, ob nicht auch hier im betonten \bar{a} ein Konsonant, und zwar *w* steckt. Syr. $^{\text{e}}\bar{m}a\bar{t}i$ 'wann' enthält **matj*, nicht **mataj*.

Eine Doppelheit weist das Pronominalsuffix \bar{i} auf. Es ist im Aramäischen teils betont: $rē^{\text{š}}\bar{i}$, syr. *ku^llī*, teils unbetont: $^{\text{l}}a\bar{b}\bar{i}$ Dan. 5, 13, syr. *dīn^l*; im Hebräischen stets betont. Das betonte \bar{i} führe ich auf $\bar{i}ja$, das unbetonte auf \bar{i} zurück; beide Formen bestehen im Arabischen und Assyrischen und werden auch im Altsemitischen nebeneinander bestanden haben. Man halte mir nicht entgegen, das \bar{i} müsse doch das *j* enthalten. Denn erstens kann man das kaum wissen, zweitens kommt es nur darauf an, ob zur Zeit der Festlegung des altsemitischen Akzents das *j* da war oder nicht. Die Übereinstimmung von bibl.-aram. $^{\text{l}}a\bar{b}\bar{i}$ mit arab. $^{\text{a}}\bar{b}\bar{i}$ und altbabyl. *abi*, Cod. Hammurabi XVII r 6, ist gewiss keine zufällige. — Es ist mir nicht wahrscheinlich, dass die assyrische Regel, nach welcher hinter Nominativ und Akkusativ \bar{i} : *bēli*, hinter Genitiv $\bar{j}a$:

belija steht, ein altes morphologisches Prinzip darstelle. Im Dual und Plural hält es die Sprache anders. Eher könnte man in der arabischen Regel, dass hinter Länge oder Diphthong *-ja*, sonst *ī* steht, Ursprüngliches finden. Dazu würde assyr. *šēpaaa*, *māruua* stimmen; die schon altbabyl. Feminina Pluralis: *awātuua*, *awātiia* hätten dann den Ausgang der Maskulina *-ū-ja*, *-ī-ja* gehabt. Man könnte nun vermuten, dass auch der Genitiv Sing. Masc. in Wirklichkeit *-īja* hatte. Über die Quantität sind wir bei dieser Sprache gar dürftig unterrichtet; aber die Formen *šipriika*, Amarna 11, 9. 16 und sonst, *ana muḥḥiika* 11, 18 u. dgl. würden diese Annahme unterstützen. Eine solche sekundäre Entwicklung muss man wohl jedenfalls für *rēšuuu* 'mein Helfer' Cod. Ham. XXVII r 67 annehmen.

Im Hebräischen mögen ¹*ānī* und *qāṭaltī* sekundär sein (vgl. Beiträge, p. 26); die Form ²*ānōkī*, altaram. ³*nkj*, dagegen wird ebenso alt sein wie assyr. *anaku*¹. ¹*ellē*^h hat keine besondere Pausalform, wird wohl also erst sekundär als solche gebraucht. Es hat vielleicht im Kontext den rückwirkenden Akzent erhalten.

Am meisten fällt im Hebräischen die Betonung der 3. Sing. Fem. Perf. *qāṭālā*, *mālē'ā* auf, wo nach aller Analogie wie im Aramäischen (*silqat*) Ultimabetonung zu erwarten wäre. Und zwar setzt nicht nur die Pausalform, sondern ebensogut die Kontextform *qāṭelā* (wegen des Qameṣ der ersten Silbe) ursprüngliche Pänultimabetonung voraus. Die Form ist in Wirklichkeit von der der verwandten Sprachen grundverschieden; denn auch aus anderem Grunde kann sie nicht gut auf *-t* geendet haben. Die Absolutform des hebr. Nom. Fem. *šedāqā* u. dgl. entspricht der arabischen Pausalform auf *-ah*, ist also aus

¹ [vgl. jetzt das altkanaanäische ³*nk* der Ras Shamra-Texte.]

der Grundsprache überkommen. Eine entsprechende Pausalform des Perfekts gibt es aber nicht. Ist nun für das Altsemitische lediglich *qaṭalat* als Perf. Fem. Sg. anzusetzen, so müsste das auslautende *-t* erst im Hebräischen abgefallen sein, ein solcher Lautwandel ist aber sonst unbelegt. Diese Erwägungen führen darauf, die freie Form $qā\bar{t}ā\bar{l}ā$: $qā\bar{t}^{el}lā$ von der suffixtragenden Form $q^{el}tā\bar{l}at-nū$ etc. morphologisch zu trennen und als Grundform $*qa\bar{l}alā$ anzusetzen. Dies ist aber die alte Form des Plur. Fem. Perf., wie sie im Aramäischen und Aethiopischen erhalten ist, im Hebräischen und Arabischen aber durch die maskuline Form auf *-ū* verdrängt wurde. Die hebräische Form des Sing. Fem. (ohne Suffix) hat genau die Gestalt, welche die alte Form des Plurals nach hebräischen Betonungs- und Vokalisationsgesetzen annehmen musste. Der Annahme nun, dass im Hebräischen die Form des Plurals an die Stelle des Singulars trat (während bei den Verben ultim. inf. die Pluralendung der alten Form angehängt wurde: $ā\bar{l}śāt-ā$: $ā\bar{s}^{el}tā$), werden gewichtige syntaktische Gründe kaum entgegengestellt werden können. Denn die Numeri sind im Semitischen nicht so ganz scharf unterschieden, und wenn z. B. Kollektive, die der Form nach Sing. Fem. waren, mit dem Plur. Fem. Perf. auf *-ā* verbunden waren, so war damit die Möglichkeit des Bedeutungswandels gegeben, zumal die immer häufigere Verwendung des Plurals auf *-ū* für beide Geschlechter ihn nur begünstigen konnte.

Auch die Form des Kohortativs und erweiterten Imperativs: $ʾā\bar{s}l\bar{m}ōrā$, $\bar{s}^{el}mā\bar{c}ā$ ist einigermaßen schwierig, wenn dem *-ā* ein *-am* zugrunde liegen soll, wie das die altbabyl. Form auf *-am* und die arab. Kontextform auf *-an* vermuten lassen. Auf arab. Fälle wie *iqribā* *ʿunuqahu* (WRIGHT³ I § 99) wird wohl nicht viel zu geben sein; aber jedenfalls

wäre die hebr. Form leichter zu verstehen, wenn man mit einer Grundform auf $-\bar{a}$ rechnen dürfte, wie sie in der arabischen Pausalform vorliegt. Doch kann auch hier der Ton nach der Analogie von $\acute{s}^{el}m\bar{a}^{\bar{c}}\bar{i}$, $\acute{s}^{el}m\bar{a}^{\bar{c}}\bar{u}$ versetzt worden sein. — Die seltenen Pausalformen Perf. III. inf. wie ${}^1k\bar{a}\bar{l}\bar{u}$ (OLSHAUSEN § 230, 4, § 233, 2) stimmen zur Hauptregel, insofern als sie den dritten Radikal nicht enthalten.

Ohne allen Einfluss auf die Betonung blieb das $-m$ der Mimation: eben deshalb ist es im Hebräischen nicht erhalten. Das lässt sich dahin erklären, dass dieses Element erst nach der Festlegung des altsem. Akzents als enklitische Partikel hinzugetreten ist.

Die 'apokopierten' Formen des Hebräischen wie ${}^1j\bar{i}\bar{b}\bar{a}\bar{e}n$, $j\bar{i}\bar{s}\bar{b}$ kommen für uns kaum in Betracht. Sie sind, wie der absonderliche Vokalismus — betontes \bar{i} — lehrt, keine altererbten Bildungen, sondern sind aus lautgesetzlich entwickelten Formen wie $j\bar{i}\bar{b}n^{el}k\bar{a}$ in verhältnismässig später Zeit abstrahiert¹. Bei anderen Formen ohne dritten Radikal, deren Vokalismus nichts Auffälliges hat, wie gal , $j^e gal$, und bei den Nomina $r\bar{e}^{a\bar{c}}$, $l^{el}m\bar{a}^{\bar{c}}an$, ${}^1m\bar{a}^{\bar{c}}al$, ${}^1m\bar{o}^{\bar{c}}al$, ${}^2alr\bar{i}$ aus $*{}^2arj$ neben ${}^2ar|j\bar{e}$ sowie den Präpositionen 2al , ${}^{\bar{c}}al$, ${}^{\bar{c}}ad$ ist eine ähnliche Erklärung möglich, wenn auch nicht sicher. Man könnte leicht z. B. $waj\bar{s}aww\bar{e}-\bar{h}\bar{u}$ in $waj\bar{s}aww-\bar{e}h\bar{u}$ zerlegen und daraus die Form $waj\bar{s}aw$ abstrahieren.

Die aus Verb oder Nomen und Suffix durch Zusammenrückung entstandenen Formen fügen sich, wie die obigen Belege zeigen, im wesentlichen der Hauptregel und wurden gewiss schon in der Grundsprache etwa $qata|lan\bar{i}$ $daba|rak\bar{a}$ mit einheitlichem Akzent gesprochen. Nur die

¹ [cf. E. A. SPEISER: Secondary developments in Semitic phonology, in American Journ. of Sem. Languages and Literatures XLII, 1925—26, p. 161].

schweren Suffixe werden bis in die Zeit der Einzelsprachen ihre ursprüngliche Selbständigkeit bewahrt haben, wie z. B. äthiop. *jena^lgerū-^lkemmū*, TRUMPP, p. 553, schliessen lässt. So wird auch hebr. *g^enā[̄]bā[̄]lam* Gen. 31, 32 etc. ursprünglich zwei Akzente gehabt und erst spät den zweiten aufgegeben haben. So wohl auch *q^etā[̄]lām* und *kis^lsāmō* Ex. 15, 10. Über andere zusammengerückte Formen wie *hal^llāz*, *hallā[̄]zæ*, *hal^llēzū* ist es schwer zu urteilen. Vergleiche noch syr. *hād* neben *hā^ldē*.

Der alte Nebenton.

Einen ursprünglichen Nebenton können wir aus der Behandlung der kurzen Vokale im Hebräischen erschliessen. Am deutlichsten sind die Fälle, wo dem Hauptton zwei kurzvokalige offene Silben vorausgingen. Dass hier der als Vollvokal erhaltene der Stärkere, der zum Ḥateph oder Schwa reduzierte der Schwächere war, ist unmittelbar einleuchtend. Das an den Wirkungen erkennbare Plus der Druckstärke bezeichnen wir als Nebenton. Dieser Nebenton ist auch für das Aethiopische ausdrücklich bezeugt: *ᵏna^lbara*, *ᵏag^lbara*, TRUMPP, p. 525. Leider hat TRUMPP es 'für überflüssig erachtet, diese erste Hebung der Stimme durch ein besonderes Tonzeichen anzudeuten und nur den Hauptakzent bezeichnet'.

Wenn die altsemitische Wortform vor der Tonsilbe zwei kurze offene Silben hatte, setzt (von den Konstruktformen und gewissen anderen unten zu besprechenden Fällen abgesehen) die hebräische Entsprechung voraus, dass der alte Nebenton unmittelbar vor dem Hauptton stand: *m^lāl^lkīm*, *z^eqē^lnīm*, *ᶤdā^lqā*, *ᶤdā^lqōt*, *n^ebē^llā*, *g^edō^llim*, *g^edō^llā*, *b^ehō^lnōt* (Daumen **bu^lhu^lnāt*), *z^eqē^lnōt*, *ᶤpā^ltajim*, *d^ebā^lrī*, *d^ebā^lraj*, *d^ebā^lraē-kā*, *ᶤqē^lbō*, *q^etā^llū-hā*, *q^etā^llat-nī*,

$q^e\dot{t}\bar{a}^l\bar{l}\bar{a}-h$. Diese Formen setzen ältere voraus wie $*ma_1la^l\bar{k}\bar{i}ma$, $*za_1q\bar{i}n\bar{i}ma$, $*\dot{s}a_1da^lqatu$, $*\dot{s}a_1pa^l\bar{t}ajmi$, $*da_1ba^l\bar{r}ajja$ u. s. w.

Über die abweichenden Formen $jele^l\bar{d}\bar{u}n$, $jele^l\bar{k}\bar{u}n$ mit Vollvokal beim Präformativ siehe weiter unten.

Die Formen $q^e\dot{t}\bar{a}^l\bar{l}\bar{a}m$, $q^e\dot{t}\bar{a}^l\bar{l}\bar{u}m$, $q^e\dot{t}\bar{a}^l\bar{l}\bar{a}n$, $q^e\dot{t}\bar{a}^l\bar{l}\bar{u}n$ gehen, dem oben Bemerkten gemäss, nicht auf $*qatala^l\bar{h}um\bar{u}$ u. s. w. zurück; vielmehr ist hier ein grundsprachliches $qa^l\bar{t}ala^l\bar{h}um\bar{u}$ sekundär zusammengerückt, die Silbe hu ausgestossen, und das Ganze wie $q^e\dot{t}\bar{a}^l\bar{l}\bar{a}-h$ akzentuiert.

Vom obigen Schema weichen Formen wie $p^eq\bar{i}^l\bar{d}\bar{i}m$, $p^equd^l\bar{d}\bar{a}$, $q^e\dot{t}al^l\bar{t}\bar{a}em$ dem vorliegenden Resultat nach nicht ab; weil aber die Vokale der geschlossenen Silben und auch die Längen nicht reduziert werden, wäre hier der Schluss auf das Vorhandensein eines Nebentons weniger sicher. Fälle wie $m\bar{a}q\bar{i}n^l\bar{n}\bar{i}m$ beruhen aber jedenfalls auf Neubildung nach dem Sg. $m\bar{a}q\bar{e}n$.

Anders betont sind Eigennamen wie $|\bar{b}\bar{a}^{\bar{s}el}mat$, $|\bar{d}\bar{a}^{\bar{b}el}rat$, $|\bar{s}\bar{a}r^e|\bar{p}at$.

Wie wir oben bei Formen mit zwei ursprünglich kurzen offenen Silben vor der Tonsilbe leicht erkannten, dass die dem Tone unmittelbar vorausgehende Silbe mit erhaltenem Vokal von Haus aus stärker gewesen sein muss als die weiter entfernte mit reduziertem Vokal ($ma_1la^l\bar{k}\bar{i}m$), so haben wir bei Formen mit nur einer offenen Silbe vor dem Ton einen wichtigen Unterschied festzustellen zwischen solchen mit Nebenton vor dem Hauptton und anderen mit Unton vor dem Hauptton. Dabei ist immer nur von Formen mit unverschobenem Hauptton die Rede. Das zuerst besprochene Tonschema ($|\bar{\sim}|\bar{\sim}$) ist das häufigere: $q\bar{a}^l\bar{t}al$, $k\bar{a}^l\bar{b}\bar{e}d$, $l\bar{a}^l\bar{b}\bar{a}n$, $g\bar{a}^l\bar{d}\bar{o}l$, $^{\bar{a}}\bar{h}\bar{o}t$, $^{\bar{a}}\bar{s}\bar{i}r$, $m\bar{a}^lq\bar{o}m$, $\bar{s}\bar{a}^l\bar{b}\bar{u}^a$, $^{\bar{a}}\bar{b}\bar{i}$, $b\bar{a}^l\bar{n}\bar{i}m$, $j\bar{a}^lq\bar{u}m$, ($j\bar{a}^lq\bar{i}m$), $h\bar{a}^lq\bar{e}m$, $h\bar{a}^lq\bar{i}m\bar{u}$; $le^l\bar{b}\bar{a}b$, $\bar{s}\bar{e}^l\bar{l}\bar{a}^c$, $\bar{s}\bar{e}^l\bar{n}\bar{a}$, $\bar{s}\bar{e}^l\bar{m}\bar{o}t$, $m\bar{e}^l\bar{a}$, $m\bar{e}^l\bar{s}ab$, $m\bar{e}^l\bar{r}\bar{o}s$, $h\bar{e}^l\bar{s}eb$, $j\bar{e}^l\bar{m}ar$, $j\bar{e}^l\bar{b}\bar{o}s$,

u. s. w., u. s. w. Das andere Schema ($\overset{\cdot}{\curvearrowright}$) herrscht (ausser bei den Konstruktformen wie $d^e|b\bar{a}r$) in einer Reihe von bestimmten Formenkategorien, die hier möglichst vollständig aufzuzählen sind:

Imperativ Qal: $q^e|t\bar{o}l$, $l^e|b\bar{a}s$, $s^e|k\bar{a}b$, i. p. $s^e|k\bar{a}\bar{b}$, $h^a|g\bar{o}r\bar{a}$, $s^e|m\bar{a}^c\bar{a}$, $^a|b\bar{o}r\bar{i}$, $s^e|m\bar{a}^c\bar{u}$, $g^e|z\bar{o}r\bar{u}$, $h^a|g\bar{o}r\bar{n}\bar{a}$, $s^e|m\bar{a}^c\bar{n}\bar{a}$.

Infinitiv Qal: $z^e|k\bar{o}r$, $s^e|k\bar{a}b$, i. p. $s^e|k\bar{a}\bar{b}$; auch als Fem.: $g^e|l\bar{o}t$ (aus g : $l\bar{a}w\bar{t}u$, Nominalb., p. 92 richtiger als ebd., p. 409).

Segolierte Nomina Femin. wie $^a|s\bar{a}r\bar{a}e\bar{t}$, i. p. $^a|s\bar{a}r\bar{a}e\bar{t}$; $n^e|h\bar{o}s\bar{e}a\bar{t}$ neben $n^e|h\bar{u}^c\bar{s}\bar{a}$, $n\bar{a}^c|h\bar{u}^c\bar{s}$. Hierher gehören auch $z^e|n\bar{u}^c\bar{t}$, $s^e|b\bar{i}t$, $b^e|r\bar{i}t$.

Gewisse Nomina Mask. mit geminiertem dritten Radikal: $^a|g\bar{a}m$ (Plur. $^a|g\bar{a}m|m\bar{i}m$), $h^a|d\bar{a}s$, $l^e|^o\bar{m}$, $m^e|a\bar{t}$, wozu auch noch, $d^e|w\bar{a}j$ (i. p.) und $h^a|t\bar{a}t$ gehören mögen.

Die *qitil*-Formen $d^e|b\bar{a}s$ (arab. *dibis*) und $s^e|k\bar{a}m$, und die *qatil*-Formen $s^e|b\bar{a}k$ ($\sigma\alpha\beta\epsilon\zeta$ LXX Gen. 22, 13) und $^a|p\bar{e}r$.

Nomina von der Form *qitāl*: $z^e|r\bar{o}^a\bar{c}$, $h^a|m\bar{o}r$, $^a|l\bar{o}^a\bar{h}$, $l^e|h\bar{o}m$.

Nomina von der Form *qutāl*: $^a|n\bar{o}s$, $b^e|r\bar{o}s$, $r^e|h\bar{o}b$.

Nomina von der Form *qitil*: $g^e|h\bar{i}r$.

Nomina von der Form *qutūl*: $g^e|h\bar{u}l$.

Das Nomen $z^e|e^c\bar{r}$, welches mit OLSHAUSEN § 180 als *qutajl* zu fassen ist.

Das Nomen $r^e|t\bar{e}t$ 'Schrecken' neben syr. $r^e|t\bar{e}t\bar{a}$.

Wörter von der Gestalt $k^e|t\bar{a}b$ (Übersicht, p. 174 ff.), ausser $s^e|^o\bar{a}r$. — Die Formen $m^e|n\bar{a}t$, $q^e|s\bar{a}t$ sind leider nicht im Status absol. überliefert, weshalb wir sie nicht ohne weiteres in Anspruch nehmen dürfen.

Die Form $s^e|n\bar{a}t$ Ps. 132, 4 mit doppelter Unregelmässigkeit für $^c|s\bar{e}^c|n\bar{a}$ ist aus Formen wie $s^e|n\bar{a}^c|t\bar{i}$ fälschlich abstrahiert, wie auch $^c|a\bar{z}^c|r\bar{a}t$ Ps. 60, 13.

Das Wort $s^e|n\bar{a}e$ 'Dornbusch'.

Einige Nomina mit *m*-Präfix: $m^e|šāḏ$, vgl. OLSHAUSEN § 203 b, $m^e|tōm$ ($\sqrt{\text{tumm}}$), cf. Nominalb. § 168.

Das Wort $j^e|qūm$ 'Bestand, Wesen'.

Einige bilitterale Nomina: $b^e|nī$, $š^e|mī$ (neben $š^e|jō$ auch $š^e|jehū$ 'sein Schaf'); $š^e|najim$; $m^e|tīm$ (ass. *mutu*, aeth. *mel*)¹.

Manche Eigennamen wie $š^e|ḥā$ ($\Sigma\alpha\beta\alpha$), ${}^a|peq$ ($\mathcal{A}\varphi\epsilon\chi$), $r^e|ū$ ($P\alpha\gamma\omega$), $ba'al$ $m^e|ōn$ (Appell. $mā|ōn$), $k^e|na'an$, $q^e|naz$ ($K\epsilon\nu\epsilon\zeta$) aus $*qi|nizzu$, $s^e|dom$ ($\Sigma\delta\delta\mu\alpha$), $ḥ^a|dad$, $b^e|raq$ ($\beta\alpha\alpha\alpha\chi$, ass. *banaaa-barqa*), $suk|kōt$ $b^e|nōt$ 2 Kön. 17, 30.

Einige Adverbia u. dgl., die vielleicht schon oben hätten eingereiht werden können: ${}^a|zaj$, ${}^a|ḥāl$, $h^a|lom$ (arab. *halumma*).

Das Pronomen ${}^a|naḥnū$, i. p. ${}^a|nāḥnū$, auch mit geschwundenem a .

Diese Tonlagen sind wenigstens zum Teil sehr alt. Es wird ja nicht auf einem Zufall beruhen, dass hebr. $b^e|nī$, $š^e|mī$, $š^e|najim$ im Arabischen Formen mit geschwundenen ersten Vokalen gegenüberstehen: bnu^n , smu^n , $tnajni$. Mit der Schwäche dieser Vokale wird auch der aram. Übergang des *n* zu *r* in zwei von diesen Wörtern zusammenhängen. Das schwache *i* in $*bi|nakā$, $*ti|najni$ schwand viel früher als der stärkere Vokal in $ba|nīna$, $ba|nāti$, worauf bn , tn in br , tr überging. Deshalb liegen noch immer nebeneinander als lautgesetzliche Formen: $brāk$ und $bnīn$, $b(r)at$ und $bnāt$, $trēn$ und $tenjānā$. — Ähnlich wird die aus alter Zeit überkommene Schwäche der ersten Silbe von ${}^a|naḥnū$, ${}^a|nāḥnū$ durch die verwandten Sprachen bezeugt: assyr. $anīni$, $nīni$, arab. $naḥnu$, äthiop. $neḥna$. So gibt auch arab. ${}^a|unās$ leicht die erste Silbe auf. Ebenso hat das Arabische im Imperativ Qal den ersten Vokal eingebüsst: $qtul$, $qrib$, sma^c . Während OLSHAUSEN die ur-

¹ [Am Rande hinzugefügt: $z^e|nīm$, $p^e|nīmā$].

sprüngliche Gestalt als *qtul* mit Nebenform *qull* ansetzte, postulierte NÖLDEKE, ZDMG 25, 667 mit Recht die Grundform *qutul*, was heute allgemein angenommen sein dürfte. Der Schwund des ersten Vokals beruht aber darauf, dass er seit altsem. Zeit keinen Nebenton hatte.

Noch wichtiger ist, dass der altsem. Schwund des anlautenden *w* offenbar mit dieser Betonungsweise zusammenhängt. Die in sämtlichen sem. Sprachen vorkommenden Fälle von fehlendem *w*- sind: der Imperativ Qal wie *tib*, das Nomen verbale wie *tibatu*. In den meisten Sprachen zu belegen sind Formen des einfachen Reflexivs (VIII): assyr. *tašib*; syr. *t^ekal*, arab. *takila* u. s. w. (ZA 21, 48). Im Cod. Hammurabi ist *tbl* ganz deutlich das 'Reflexiv' von *wbl*, vgl. VII 14 ff.: *ši-bi mu-di . . . lu ub-lam. šibi . . . it-ba-lam*. So gehört auch assyr. *tamū* 'reden, schwören' zu syr. *īmā, imī*, vgl. assyr. *mametu* 'Eid', *√ wmj*. In diesen Fällen muss der Schwund schon im Altsemitischen erfolgt sein. Wenn man nun die Grundformen nach den obigen Regeln akzentuiert, so steht *tib* für *wi^ltib*, *tibatu* für *wi^ltⁱbatu*, *t^ekal* für *wi^lta^lkala*. Also ist die Schwundregel so zu fassen: Im Altsemitischen schwand die Silbe *wi-*, wenn sie im Anlaut völlig tonlos war. So stimmt auch hebr. *de^{ac}* aus *wi^ldi^cu* zu *s^ekal^b* u. dgl.¹ — Schwächer vertreten ist der Schwund von *wu-*: syr. *du^tā* 'Schweiss'; assyr. *šultu* 'Traum' (verschieden von *šittu* 'Schlaf') aus *wu^lšun(a)tu*. Auch arab. *tubatuⁿ* (Beiträge 69, Anm. 5) wird nicht mit *tibatuⁿ* identisch sein, sondern mit assyr. *šubtu* 'Sitz, Wohnsitz, Hinterhalt' auf *wu^ltu^lbatu* beruhen.

Ich bemerke noch, dass das Imperfekt arab. *ja^tibu*, hebr. *je^lše^b*, äthiop. *je^lad* ohne Zweifel erst westsem. Analogiebildung nach dem Imperativ ist: das Assyrische

¹ Vgl. noch assyr. *li-i-du, lidānu*, 'Kind'.

bewahrt in *ūšib* (**jawšib*) die altsem. Form. Ebendeshalb vielleicht wird im Hebräischen der Vokal des Afformativs nicht nach ursem. Regel behandelt: *jelēdūn*. Übrigens verhält sich hebr. *je^lšēb* : **ji^ltib* zu arab. *jaṭibu* wie *jitten* : **jintin* zu arab. *jadribu*. Der Präformativvokal *i* ist in diesen hebr. Formen wie auch sonst oft über ihr ursprüngliches Gebiet hinaus verallgemeinert¹.

Ich bemerke ausdrücklich, dass ich es keineswegs für nötig halte, mit Nominalbildung § 62 e *šēnā*, *sinatu*ⁿ 'Schlaf' u. ä. auf **wašīnātu* u. ä. zurückzuführen. BARTH hält (hielt wenigstens) die daselbst behandelten Formen für 'perfekt-infinitive'. Demgegenüber brauche ich zu den leitenden Bildungshypothesen seines Buches keineswegs Stellung zu nehmen, sondern darf mich damit begnügen, auf die Unzulänglichkeit der herrschenden Ansicht über die Vokalisationsschemata der Verbalstämme hinzuweisen. Man glaubt, mit den Fällen Perf. *a* : Impf. *u*, Perf. *a* : Impf. *i*, Perf. *i* : Impf. *a*, Perf. *u* : Impf. ? auszukommen. Es wird aber aller Wahrscheinlichkeit nach u. a. auch Verba *i* | *i* gegeben haben. Dieser Typus ist im Assyrischen ein ganz gewöhnlicher, z. B. *šalim* : *išlim*, im Arabischen ein garnicht seltener: *waliḡa* : *jalī*, *waṭiqa* : *jaṭiqu*, *wariḡa* : *jariḡu*, im Aethiopischen ein nicht unerhörter: *ṣadqa* : *jeṣdeq* (neben *jeṣdaq*). Warum sollte das alles sekundär sein? Ob nun *ṭiqatu*ⁿ ein Perfektderivat oder ein Imperfektderivat ist, wird wohl auch BARTH dahingestellt sein lassen. Meines Erachtens müssen wir durchweg als Grundform *wiṭiqatu*, und so auch *wiṣīnātu* etc. ansetzen.

Formen wie arab. *turāṭu*ⁿ, hebr. *tāh^ālā*, *t^ešū^a*, (Nominalbildung § 179) sind von Perfekten wie *taka/ila* ausgegangen. Diese Reflexive standen bereits im Altsemitischen wie späterhin im Assyrischen und Arabischen den Qal-Formen der Bedeutung nach zum grossen Teil ganz nahe und wurden mehr als Dubletten derselben empfunden. So ist es gekommen, dass Formen, die von Rechts wegen vom Qal-Stamm hätten gebildet werden müssen, sich ebensogut vom Reflexiv aus bilden liessen; und war einmal ein Präzedens da, so liessen sich auch ohne Vermittlung des

¹ Gegen PHILIPPI, ZDMG 40, 653 [der *jēlēd* als eine durch Assimilation aus *jalid* entstandene Form *jilid* erklärt. Eine ähnliche Erklärung wie Verf. geben BAUER u. LEANDER, Gramm., S. 378].

Reflexivs *t*-Substantiva zu Qal-Formen stellen. Es ist also hier weder ein *w*- vor dem *t*- geschwunden, noch ist *tu*- 'eine euphonische Substitution' für *wu*-¹, wenn dieser Ausdruck einen lautgeschichtlichen Vorgang bezeichnen soll. Höchstens mögen die *tu*-Formen den Arabern besser geklungen haben als die *wu*-Formen.

BROCKELMANN in seinem Grundriss I, p. 385 hält *turāt* für ein *taqtāl*, und zwar so, dass *aw* zu *u* verkürzt wäre.

Weiter ergibt sich, dass die wohlbekannten sonder-sprachlichen Aphäresen gerade solche Silben betreffen, die nach Ausweis des Hebräischen völlig tonlos gewesen sein müssen. Hierher gehört der Schwund von ² in den arab. Imperativen *ku*, *ḥud*, *mur*, *ti*, im Perfekt VIII *taḥida* aus *²*i*ta¹*ḥida*; von diesem *taḥida* ist natürlich auch syr. ²*et*¹*ḥed* abgeleitet: *t*+² wird nicht zu *tt*. Ferner im Hebräischen der Schwund von *hi*- in *lek*, ¹*lækæṭ*, von *li*- in *qaḥ*, ¹*qaḥat*². — Im Hebräischen schwindet die Silbe *ni*- im Imperativ und Infinitiv Qal: *gaš*, *gæšæṭ* u. s. w. (mit vereinzelt Ausnahmen), *ten*, *teṭ*, ebenso im Nomen *qitil*: *šī*² (OLSHAUSEN § 77). Im Aramäischen sowohl *ni*- als *nu*- ohne Konsequenz: *še*², ¹*puqū*, syr. (Syr. Gr. § 173 C, § 105) *sab*, *peṭ*, *qoš*, und das interessante Nomen *kaḥtā* zu arab. *nakaha*. Im Assyrischen so *ni*- im Permansiv *tadin* (Wz. *ndn*, Hwb. 451 a); sonst wird zwar das *n*- beseitigt, aber der Vokal bleibt (DELITZSCH, Gr. § 61 c, § 138): Impt. Qal *uṣur*, *idin*; Impt. Iftal *it*-¹*ta-aš-ru*; Inf. Iftal *iṭpuṣu* aus *niṭpuṣu*; Inf. Iftaal *utūlu* aus *nuta*²*ulu*; Inf. Ittafal: *itaktumu*. Ob bei den letzten Formen der Hergang gerade dieser war, oder ob an Nasalis sonans mit palatalem, resp. labialem Timbre als Zwischenstufe zu denken ist, mag unerörtert bleiben.

¹ [so Nominalbildung, S. 277].

² Die immer wieder auftauchende Ableitung der Präposition *la* (*li*) von ²*ilē* ist abzulehnen: dem *i* entspricht im Hebräischen ein Vollvokal, so in ²*e**laj*.

Wenn somit einige der besprochenen Fälle augenscheinlich in die altsemitische Zeit zurückreichen und Wirkungen eines uralten Betonungsgesetzes sind, so wird man kaum umhin können, auch für die Reduktion im Stat. constr. das nämliche zu behaupten, obgleich in diesem Falle nur das Hebräische das Ursprüngliche treu bewahrt. Dann aber lassen sich die meisten hebräischen zweisilbigen Nominalstämme mit reduziertem erstem Vokal als ursprüngliche Konstruktformen fassen, die als Absolutformen fungieren. Diese Analogiebildung wurde um so leichter durchgeführt, wenn die beiden Status sich sonst nicht unterschieden. Das war bei denen mit langem zweiten Vokal wie $h^a|mōr$ oder mit Geminatio wie $^{\text{ʔ}}|gam(m)$ der Fall. Die segolierten Feminina wie $n^e|ḥōšəl$ scheinen von Haus aus nur in den Status constructus zu gehören und kommen zum Teil ausserhalb desselben gar nicht vor. Bei Formen wie $d^e|baš$ und bei Infinitiven wie $s^e|kab$ fällt das kurze a als Merkmal des Status constructus auf. Auch einige Eigennamen liessen sich als Konstruktformen mit unterdrücktem Genitiv auffassen. Dann aber fragt es sich, ob die 'Bindung' ursprünglich nicht eine etwas weitere Geltung hatte, so dass auch andere Satzteile als die nominalen Konstruktformen im Satzgefüge unter Umständen ähnlich wie diese betont werden konnten. Wenn das, wie ich glaube, der Fall war, so hätten wir auch für die Imperative und anderes die gesuchte Erklärung. Auf diese Frage kommen wir noch weiter unten zurück.

Natürlich kann man nicht ohne weiteres alle im Hebräischen vorliegenden Fälle von geschwächtem Vokal auf die Grundsprache zurückführen. Hier bleibt noch manches unklar. Es ist mir nicht wahrscheinlich, dass die Abschwächung im Stat. constr. in ein sehr hohes Altertum

zurückreichen sollte; hier ist denn auch die Annahme einer speziellen mechanischen Ursache etwas einleuchtender als sonst. Es ist nun weiter zuzugeben, dass in gewissen Fällen die Konstruktform die Absolutform beeinflusst haben mag, doch kommt man mit einer derartigen Annahme für alle zu erklärenden Fälle gewiss nicht aus.

Die Formen mit schweren Suffixen schliessen sich durchweg den Konstruktformen an: *d^ebar^lkæm*, *z^eqan^lkæm*. Ich kann nicht glauben, dass diese Formen lautgesetzliche Vertreter von einem altsem. **dabara^lkumū*, **šadaqata^lkumū* u. s. w. sind. Entweder liegen hier Neubildungen vor, oder aber — und dies ist mir das Wahrscheinlichere: die schweren Suffixe waren in der Grundsprache noch keine Suffixe, sondern selbständige Wörter mit genitivischer Funktion, vor welchen das Regens natürlicherweise im Stat. constr. stand. Man betonte also nicht *daba^{ra}^lkumū* sondern *da^lbara^lkumū*, und weiter *šada^lqata^lkumū*, *kana^lpaj^lkumū*, *mala^lkāti^lkumū*. Erst später sind die beiden Glieder der Verbindung enger zusammengerückt und der Eigenton der gewesenen Konstruktform aufgegeben worden. Die Spirierung des *k* erweist nicht das Gegenteil; die Erscheinung der ‘spiratio perpetua’ infolge analogischer Weiterführung ist leicht erklärlich. In dieser Weise müssen ja auch der-einst die leichten Suffixe angelehnt worden sein, nur dass diese, weil sie eben ‘leicht’ waren, dem Regens erlagen und bereits in grauer Urzeit ihre Selbständigkeit einbüssten. Jene Zusammenrückung wird jedenfalls älter sein als die Vorgänge der Segolierung und der Degemination: vgl. *malk^e^lkæm*, *pær^j^lkæm*, *’imm^e^lkæm*. In *’immā^lkæm* darf man wohl nur Analogiebildung nach *lā^lkæm* sehen.

Das Hebräische besitzt auch in Konstruktformen wie *’ad^lmat^l*, *kan^lpē^l*, *mal^lkō^lt^l*, *hār^lbō^lt^l*, in Infinitiven mit Suf-

fixen wie *māl^lkō*, *šik^lbāh*, in femininen Infinitiven wie *qār^lbā*, *šin^lā* und in Imperativen mit Suffixen wie *ʔik^llū-hū*, *kiḅ^lšū-hā* Formen mit zwei schwachen Silben vor dem Hauptton. Denn *māl^lkō* steht für *mulu^lka-hū*, u. s. w. — Wenn wir mit Recht *le^ldā* auf *wi^lli^ldatu* zurückgeführt haben, so ist es einigermaßen bedenklich, für *qār^lbā* ein altes *quru^lbatu* (statt *qu^lru^lbatu*) zu postulieren. Wie nun zuweilen der Stat. constr. den Vokalismus der Absolutform aufweist: *b^erekat^lmajim*, *g^edā^lje^l*, so ist es denkbar, dass *qār^lbā* auf Ausgleichung des Gegensatzes **qār^lbat^l : *qār^lro^lbā* beruht, also den Vokalismus der Konstruktform hat. Im Imperativ besteht neben *ʔik^llū-hū* auch das Schema *šmā^lū-nī*; dieses könnte das ältere sein, und *ʔik^llū-hū* den Vokalismus der unvermehrten Kontextform mit verschobenem Akzent (*šim^lū* aus **šimā^lū*, wie unten zu besprechen) erhalten haben. So fällt diese Gruppe vielleicht in sekundäre Erscheinungen auseinander.

Wenn dem Hauptton drei kurzvokalige offene Silben voraufgingen, hatte die dem Hauptton unmittelbar vorangehende den Nebenton, während die beiden ersten völlig schwach waren. So geht *šidqā^ltī* auf **šada^lqa^ltija*, *biḅā^lbā^lkā* etwa auf **bi^lli^lba^lbi^lkā* zurück.

Wie schon oben bemerkt können wir in Fällen, wo nicht beide dem Ton vorhergehenden Silben leicht (kurzvokalig und offen) sind, das Vorhandensein eines Nebentons nicht mit gleicher Sicherheit erkennen. Doch ist kaum zu bezweifeln, dass in Fällen wie *jilqō^ltūn*, *tišmā^lūn*, *tiḅbā^lqīn* in der Tat die Betonung *jil^lqu^ltūna*, *tiš^lma^lūna*, *tiḅ^lba^lqīna* zugrunde liegt. Daneben (im Kontext) auch *jid^el^lkūn*. Während hier zwei alte Satzvarianten vorliegen dürften, lassen sich die Nifal-Formen wie *jibbā^hlūn* kaum anders als aus einem Kompromiss zwischen **jibb^ehē^llūn* und **jibbā^lhē^lū* erklären.

Die hebräischen Akzentverschiebungen.

Auf der im älteren Aramäisch noch immer festgehaltenen Stufe blieb das Hebräische nicht stehen. Während zwar in Pausa die ursprüngliche Betonung sich durchweg erhielt, wurde im Satzinneren der Akzent vielfach, jedoch ohne konsequente Durchführung, von der Pänultima auf die Ultima verlegt. Diese Verschiebung war selbstverständlich nur dann möglich, wenn im Altsemitischen dem Haupttonvokal noch eine Silbe mit langem Vokal folgte: $\overset{1}{\curvearrowright}$ —, oder wenn in der Sonderentwicklung des Hebräischen Wortformen eine rhythmisch entsprechende Gestalt angenommen hatten, wie die Segolate III. j.

Sehr selten tritt bei langvokaliger Pänultima diese Verschiebung ein: $\overset{2}{\bar{a}}\overset{1}{n\bar{o}}\overset{1}{k\bar{i}}$: $\overset{2}{\bar{a}}\overset{1}{n\bar{o}}\overset{1}{k\bar{i}}$. Ausser diesem vereinzeltten Fall wohl nur gelegentlich in Perfektformen, s. OLSHAUSEN, p. 485.

In der Regel gibt alte Länge den Ton nicht ab: deshalb $hi\overset{1}{b}d\bar{i}l\bar{u}$, $hi\overset{1}{b}d\bar{i}l\bar{a}$; $q\overset{e}{t}\overset{1}{a}l\bar{l}\bar{u}-n\bar{i}$, $q\overset{e}{t}\overset{1}{a}l\bar{l}\bar{u}-k\bar{a}$; $\overset{2}{\bar{a}}\overset{1}{b}\bar{i}-k\bar{a}$, $\overset{2}{\bar{a}}\overset{1}{b}\bar{i}-h\bar{a}$, $w\overset{e}{a}\overset{1}{s}\bar{i}t\bar{a}$, und so auch bei \bar{e} \bar{a} aus e a : $w\overset{e}{j}\overset{1}{a}r\bar{e}t\bar{a}$, $w\overset{e}{q}\overset{1}{a}r\bar{a}t\bar{a}$.

Selten sind auch die Fälle, in welchen der Akzent den kurzen Vokal einer geschlossenen Pänultima verlässt: $\overset{2}{\bar{a}}t\bar{t}\bar{a}$: $\overset{2}{\bar{a}}t\bar{t}\bar{a}$; $\overset{1}{\bar{a}}t\bar{t}\bar{a}$: $\overset{1}{\bar{a}}t\bar{t}\bar{a}$; zuweilen im Perfekt: $rab\overset{1}{b}\bar{u}$ u. dgl. Gesenius-Kautzsch § 67 k [Ges.-Bergsträsser § 27^e], OLSHAUSEN, p. 483. Häufig nur in gewissen Formen des Perf. mit Wāw cons.: $w\overset{e}{q}\overset{1}{a}t\bar{t}\bar{a}$: $w\overset{e}{q}\overset{1}{a}t\bar{t}\bar{a}$; $w\overset{e}{q}\overset{1}{a}t\bar{t}\bar{a}$: $w\overset{e}{q}\overset{1}{a}t\bar{t}\bar{a}$.

Dagegen ist es Regel, dass ein kurzer Vokal in offener Pänultima den Ton abgibt; dabei wird er selbst völlig schwach und schwindet¹. In mehrsilbigen Wortformen

¹ Wenn Perfektformen der III. infirmae wie $k\bar{a}l\bar{u}$ in dieser Weise aus $\overset{1}{k}\bar{a}l\bar{u}$ entwickelt wären, müsste der erste Vokal wohl reduziert sein. Der Eintritt dieser Neubildung für das regelmässige $k\bar{a}l\bar{u}$ wird aber

bleibt der alte Nebenton auf offener Antepänultima und wird durch Meteg bezeichnet, wie übrigens auch in den soeben betrachteten Fällen; ist aber die Antepänultima eine geschlossene Silbe, so lässt sich ein Nebenton nicht mehr erkennen. Belege: $jīššā|bērū$; $jīš|šāb|rū$; $dēbā|ræ-kā$; $dē|bār|kā$; $tīq|tōlī$: $tīq|tē|lī$; $jīg|dālū$: $jīg|dē|lū$; $jē|ledū$: $|jel|dū$; $qā|tālū$: $|qāt|lū$; $jā|bešū$: $|jāb|šū$; $jā|kolū$: $|jāk|lū$. So auch beim (sekundären) Fem. Sg. $qā|tālā$: $|qāt|lā$, $mā|le'ā$: $|māl|ā$, $|bās|mat$ (n. pr.), welches somit vom normal entwickelten nominalen $šē|dā|qā$, $nē|be|lā$ völlig abweicht. Ferner Imperative wie $šē|ma'ū$: $šim|ū$.¹

Zweisilbler: $|šēbū$: $šē|bū$; $|tenī$: $tē|nī$; $|ānī$: $ā|nī$. Ferner $*|lakā$: $tē|kā$ (in Pausa aber $lāk$ aus $*|laka$) und ebenso $bē|kā$.

Eben dieser Regel folgen die Segolate III. j: $|lchī$: $tē|hī$, $|hōlī$: $hā|lī$, $|hēšī$: $hē|šī$. Gleichfalls die 'apokopierten' Jussivformen: $|jchī$: $jē|hī$, $|jehī$: $jē|hī$, und mit Wāw cons.: $waj|jchī$: $waj|hī$.

Die unregelmässige Behandlung dieser Verschiebung in der Überlieferung wird verständlicher, wenn man annimmt,

nicht gerade in Pausa begonnen haben. Vielmehr wird erst nach der Akzentverschiebung $*|kāl|jū$ durch $kā|lū$ ersetzt worden sein, und später die Pausalform $kā|lā|jū$ durch $|kālū$. — Eine Ausnahme ist aber jedenfalls der Impt. $hā|bū$ mit erhaltenem Vollvokal.

¹ Wenn im Impt. Qal $*šī|ma'ū$ der Ton auf die Ultima geht, schwindet auch hier der alte Haupttonvokal: $šim|ū$. Dass hier, im Gegensatz zum soeben behandelten Fall, der erste Vokal, obgleich in ursprünglich offener Silbe stehend, nicht gedehnt, sondern wie die Vokale der ursprünglich geschlossenen Silben behandelt wurde, muss noch eine Folge seiner ursprünglichen Schwäche sein. Wenigstens ist diese Alternative annehmbarer als die andere: dass das enttonte a hier früher geschwunden wäre als im Perfekt. Wie beim Imperativ mit verschobenem Akzent wird auch beim Infinitiv und Imperativ mit leichten Suffixen: $māl|kō$, $kīb|šū-hā$ sowie bei Konstruktformen von ähnlichem Silbenbau der Vokalismus behandelt: dies sind gerade die Formen, welche in der ersten, und ausserdem in der zweiten, Silbe schwachen Vokal hatten, vgl. oben p. 24. (Dies gegen SIEVERS § 5, 2).

dass der Akzent nur in enger Verbindung seine Stelle wechselte, dagegen auch in kleiner Pause blieb, und dass nachträglich die so entstandenen Gegensätze wieder ausgeglichen wurden. Es gibt tatsächlich Formen, die weder die Akzentverschiebung noch die Pausaldehnung mitmachen. Neben ${}^{\bar{a}}att\bar{a}$ und ${}^{\bar{a}}at{}^{\bar{a}}t\bar{a}$ besteht noch ein ${}^{\bar{a}}att\bar{a}$ (z. B. 2 Kön. 9, 25 bei Reḥr^a); neben ${}^{\bar{a}}att\bar{a}$ und ${}^{\bar{a}}at{}^{\bar{a}}t\bar{a}$ noch ein ${}^{\bar{a}}att\bar{a}$ (Ruth 2, 7 bei Zaḳef)¹; neben $jig{}^{\bar{a}}g\bar{a}s\bar{u}$ und $jigg{}^{\bar{a}}s\bar{u}$ ein $jig{}^{\bar{a}}g\bar{a}s\bar{u}$ (Hi. 41, 8 bei Aṭnah). Weiteres lässt sich erst im Folgenden nachtragen. Diese dritten Formen, die mitten zwischen Kontext- und Pausalformen stehen, werden das Verschwinden mancher lautgesetzlich zu erwartenden Formen mit verschuldet haben. Statt $*q{}^{\bar{a}}t\bar{a}l{}^{\bar{a}}n\bar{i}$ ist die mittlere Form $q{}^{\bar{a}}t\bar{a}l\bar{a}n\bar{i}$ eingetreten und so weiter. Dies ist meine Lösung des von PRAETORIUS, Rückw. Accent, p. 65 ff. erörterten Problems. Ich nehme also auch z. B. bei den Perfekten med. gem. drei Stufen an: ${}^{\bar{a}}tamm\bar{u}$, ${}^{\bar{a}}tamm\bar{u}$, $tam{}^{\bar{a}}m\bar{u}$, die sich denn auch belegen lassen, wenn auch vielleicht nicht alle bei einem Verb. Ebenso hat es einmal auch beim einfachen Perfekt die drei Stufen $q\bar{a}{}^{\bar{a}}t\bar{a}l\bar{i}$, $q\bar{a}{}^{\bar{a}}t\bar{a}l\bar{i}$, $q\bar{a}{}^{\bar{a}}t\bar{a}l\bar{i}$ gegeben, wie sie beim konsekutiven Perfekt tatsächlich überliefert

¹ Mit den Ausführungen von PRAETORIUS, Rückw. Acc., p. 62, über ${}^{\bar{a}}att\bar{a}$: ${}^{\bar{a}}at{}^{\bar{a}}t\bar{a}$ bin ich im wesentlichen einverstanden. Von Haus aus wurde das ${}^{\bar{a}}$ locale im Kontext betont wie andere auslautende Längen: das lehren die Fälle $mizr{}^{\bar{a}}h\bar{a}$ $s\bar{a}m\bar{a}s$ Dt. 4, 41, $g\bar{i}t{}^{\bar{a}}h\bar{e}p\bar{a}r$ ($\gamma\epsilon\theta\theta\alpha$ $\epsilon\phi\epsilon\rho$) ${}^{\bar{a}}it{}^{\bar{a}}q\bar{a}{}^{\bar{a}}s\bar{i}n$ Jos. 19, 13, denen KAUTZSCH (Gesenius 90 i) mittels eines Sophismus die Beweiskraft nehmen will. Diese Formen lauten genau so, wie sie allen Lautgesetzen gemäss lauten müssen. Die Lokaladverbien ${}^{\bar{a}}h\bar{e}n\bar{n}\bar{a}$, ${}^{\bar{a}}s\bar{a}m\bar{m}\bar{a}$, ${}^{\bar{a}}\bar{a}n\bar{a}$ haben in jeder Hinsicht die Lautgestalt der grossen Pause. Mit dem ${}^{\bar{a}}$ locale hat die Sprache, eben weil es sekundären Ursprungs ist (ZA XX 183 ff.), vielfach recht frei geschaltet und es in solcher Weise angehängt, dass die Lautgesetze verletzt erscheinen. So kann man ${}^{\bar{a}}g\bar{a}t\bar{a}$ nicht aus $*{}^{\bar{a}}g\bar{e}t\bar{a}$, sondern nur aus $g\bar{a}t\bar{a} + \bar{a}$ erklären; ebenso ${}^{\bar{a}}m\bar{i}d{}^{\bar{a}}b\bar{a}r\bar{a}$, St. estr., nur aus ${}^{\bar{a}}m\bar{i}d{}^{\bar{a}}b\bar{a}r + \bar{a}$. — Die Kontextform von ${}^{\bar{a}}att\bar{a}$ sollte eigentlich ${}^{\bar{a}}it{}^{\bar{a}}t\bar{a}$ lauten, wenn ${}^{\bar{a}}e\bar{t}$ zugrunde liegt; doch konnte das a wohl von ${}^{\bar{a}}att\bar{a}$ bezogen werden, wo es lautgesetzlich entwickelt war.

sind; denn zwischen pausalem $w^e qā\bar{t}āl\bar{t}ī$ und kontextuellem $w^e qā\bar{t}al\bar{t}ī$ stehen bei Zaqef: $w^e ā\bar{k}all\bar{t}ī$ Dt. 2, 28, $w^e nil\bar{h}am\bar{t}ī$ 1 S. 29, 8, dann auch noch in engerer Verbindung. Natürlich hat PRAETORIUS damit Recht, dass sich die lediglich durch den Satzakzent hervorgerufene Spaltung ein und derselben Form sekundär an den charakteristischen Unterschied der verschiedenen Zeitstufen angeklammert hat.¹

Dagegen weiss ich nicht, ob seine Enttonungshypothese (p. 63 ff.) das Richtige trifft. Er nimmt an, dass einst nur das letzte Wort im Satz oder Satzabschnitt von einem starken Akzent getroffen wurde, während die voranstehenden zur Tonlosigkeit neigten. Darauf hätten die tonlos ausgesprochenen Formen einen zunächst ganz schwachen Akzent auf der Ultima entwickelt, weil in den meisten Formen der Sprache bei erhaltenem Akzent die Ultima betont war. Gegen die Annahme einer Enttonung innerhalb von Satzabschnitten geringeren Umfangs (wie etwa späterhin beim Maqqef) wäre zwar an sich nichts einzuwenden. Es ist aber dabei wenig gewonnen, wenn dann die Wahl der neuen Tonstelle auf die Analogie der Formen mit in Pausa erhaltener Ultimabetonung zurückgeführt werden muss. Die Formen mit Pänultimabetonung waren stark genug vertreten, um dem Einfluss der Oxytona die Wage halten zu können, und konnten bei der Neubetonung ebenso gut wie diese als Muster dienen, oder vielmehr: es lag entschieden näher, das $qa\bar{t}al\bar{t}ū$ des Kontexts nach Art des pausalen $qa\bar{t}al\bar{t}ū$ zu betonen, als etwa dem Einfluss von $qa\bar{t}al$ oder $qa\bar{t}al\bar{t}em$ nachzugeben. Auch kommt Praetorius nicht damit aus, sondern muss in Fällen wie

¹ Dies kann man vom Gesichtspunkt der Rhythmik aus nicht be-
anstanden, da die sekundäre Entwicklung jünger als alle hebräischen
Verse sein kann. Vgl. SIEVERS, § 189.

¹*qāmū* 'die natürliche Schwere der Penultima' in Anschlag bringen. Ich finde nun gerade in Fällen wie ¹*qāṭlū* für *qāṭalū* den Einfluss der natürlichen Schwere der letzten Silbe, und beruhige mich bei der einfachen Annahme einer lautgesetzlichen Verschiebung des Akzents von der Penultima auf die Ultima. Letztere hatte durchweg einen langen, erstere wenigstens in den meisten in Betracht kommenden Fällen einen kurzen Vokal: von der Kürze ist der Akzent überall, von der Länge vielleicht nur vereinzelt, weggegangen¹. Dass dies nicht auch in Pausa eintrat, muss auf dem einzigen mit Sicherheit zu erschiessenden Charakteristikum der Pausalartikulation beruhen: dem langsameren Tempo, das auch die Pausaldehnung bewirkt haben muss. Wenn man langsam spricht, artikuliert man sorgfältiger und deshalb auch mit getreuerer Wahrung des herkömmlichen Gebrauchs, als wenn die Worte sich überstürzen. Deshalb sind im grossen und ganzen die Pausalformen konservativer als die Kontextformen.

Viel zu denken geben die hebr. Konstruktformen ²*hī*, ²*hī*. Da sie als Kontextformen verschobenen Akzent haben könnten und da die aramäischen Entsprechungen leider nicht überliefert sind, so besitzen wir kein direktes Zeugnis für die ursprüngliche Betonung dieser Formen. Wir haben aber die seltene hebr. Konstruktform *b^el^{nō}* mit zu berücksichtigen. Dieses *b^el^{nō}*, das aller Wahrscheinlichkeit nach,

¹ Eine stichhaltige Parallele liefert die südirische Akzentverschiebung, die ich selbst seiner Zeit an Ort und Stelle studiert habe. Auch hier wird der Ton, der ursprünglich auf der ersten Silbe ruhte, wenn diese kurz ist, auf den folgenden langen Vokal, vielfach auch auf die folgende Kürze einer volleren Silbe verlegt: ¹*bu^{lō}g* : *blōg*, ¹*marbha* : *ma^{rū}*, ¹*talghan* : *ta^{lū}n*, ¹*neadacha* : *nə^{dacha}*, ¹*gainmhe* : *ga^{nī}*; *mar^{cach}*, aber ¹*marcaigh*, indem (ähnlich wie im Aethiopischen) das vollere *a* das dünnere *i* besiegt; ¹*meinic* : *mnīc*, ¹*turus* : *trus*, ¹*boladh* : *blah* u. s. w. Wenn die erste Silbe lang ist, tritt die Verschiebung seltener ein: ¹*bāisdeach*, Genitiv *bāis^{dī}ghe*.

etwa als Analogiebildung nach verschollenem ^abō (BARTH, ZDMG 53, 598), einen Akkusativ *binā reflektiert¹, ist nur unter der Voraussetzung verständlich, dass *bi^lnā, und also auch *^abā betont wurde; denn nur betontes, nicht unbetontes -ā des Auslauts liegt im Hebräischen als -ō vor. Unter diesen Umständen ist die bei PEDRO DE ALCALA (S. U.) begegnende Betonung *ebé* 'padre', p. 339, was wohl ^aabā darstellen soll, vielleicht der Erwähnung wert. Ferner ist auf den Dual äthiop. 'eš^lrā 'zwanzig', assyr. eš-ra-a, zu verweisen. Wenn nun anzunehmen ist, dass in der Grundsprache die Konstruktformen ^aabū, ^aabā, eš^lrā Ultimabetonung hatten, so wird doch, da wir über die ursprüngliche Gestalt dieser Endungen nicht sicher urteilen können, die Entscheidung schwer, ob Betonung und Länge dieser Vokale darauf beruht, dass ein Konsonant im Vokal untergegangen ist, oder aber, ob diese eigentümliche Betonungsweise einfach in der Verbindung begründet war.

Jünger als die Verschiebung nach vorne ist das Rückweichen des Akzents vor folgender Tonsilbe². Denn diese

¹ [cf. Grundriss I, S. 465. Als antecipierendes Suffix erklärt es H. BAUER, ZDMG 68, 1914, S. 597 f., BAUER-LEANDER, S. 525.]

² Zu den von PRAETORIUS auf den ersten Blättern seiner Schrift beigebrachten Parallelen füge ich noch den Hinweis auf JESPERSENS *Growth and Structure of the English Language*, p. 104. Dasselbst der schöne Beleg aus den *Canterbury Tales*: In 'divers 'art and in di'vers fi'gures. — SIEVERS, S. 258 meint, dass die Betonung auf der Pänultima beim 'Imperfectum mit 'conversivum' 'uralt' sei, sowie dass diese Formen eigentlich bei den 'Segolaten' unterzubringen sind. Der flüchtigste Blick auf seine eigene Belegsammlung lehrt aber, dass diese Formen anders vokalisiert sind als die Segolate, z. B. *waj'jāqām*, *wa'tāšāb*, *wa'tōkal*. Die Segolate heißen doch so, weil sie in der letzten Silbe ein *a* haben. Es stimmt aber auch der erste Vokal nicht zur Theorie. Eine Form wie *waj'jāšā* hat das Qameš nicht unter dem Akzent, was nur in Pausa möglich, sondern vor dem Akzent entwickelt, geht also auf älteres *wajjāšā* zurück, d. h. die überlieferte Pausalbetonung auf der Ultima ist ursprünglicher als die zurückgezogene Kontextbetonung. Diese setzt aber die hebräische

Bewegung setzt jene als bereits eingetreten voraus: ${}^1j\bar{o}mr\bar{u} {}^1\bar{l}\bar{i}$ erklärt sich nur aus $j\bar{o}m{}^1r\bar{u} {}^1\bar{l}\bar{i}$, nicht aus $j\bar{o}{}^1mer\bar{u} {}^1\bar{l}\bar{i}$. Übrigens ist das Rückweichen ein der älteren Verschiebung sehr ähnlicher Vorgang. Denn wie dort so rückt auch hier der Akzent (bei geschlossener Endsilbe) von kurzem Vokal weg auf langen Vokal hin: ${}^1m\bar{u}sar {}^1\bar{a}\bar{b}$. Natürlich ist dies erst nach der hebräischen Vokaldehnung geschehen: ${}^1n\bar{a}\bar{t}an {}^1\bar{l}\bar{i}$ Ruth 3, 17. Darüber Näheres weiter unten.

Nur ein spezieller, oder vielmehr eigenartig verwerteter Fall des rückweichenden Akzents ist der im Kontext zurückgezogene Akzent des Konsekutivs. Die in der Verbindung $waj{}^1j\bar{o}mar {}^1\bar{l}\bar{i}$ entstandene Form $waj{}^1j\bar{o}mar$ hat die Sprache zur allgemeinen Kontextform erhoben, so dass nur die Pausalform die ursprüngliche Betonung wahrt. Der ähnlichen, aber doch auch sehr verschiedenen Deutung von PRAETORIUS (Rückw. Acc., p. 66 ff.) gegenüber bemerke ich, dass die Verschiebung $wajj\bar{a}{}^1mot$: $waj{}^1j\bar{a}m\bar{a}t$ genau denselben Bedingungen unterliegt wie das Rückweichen, während sie zu den sonstigen Ergebnissen seiner Neubetonungstheorie nicht besonders gut stimmt. Übrigens verweise ich noch darauf, dass die Form $wajje{}^1lak$, wenn auch auf die Pausa beschränkt, sich nicht als Pausalform erklären lässt (s. u.) und somit zeigt, dass $waj{}^1j\bar{e}lak$ erst nachträglich sein Gebiet erweitert haben kann¹.

Vortondehnung voraus und kann somit nicht 'uralt' sein. Nur die Formen der Verba ultim. inf. sind (vielfach) Segolate. Damit hat es eine eigene Bewandnis.

¹ Über die Betonung nach babylonischer Überlieferung s. KAHLE, Masoreten des Ostens 1913, S. 187. — BAUER und LEANDER, S. 186 stellen die Entwicklung auf den Kopf, wenn sie die Betonung des Präfixes für ursemitisch halten. Die hebräische Pausalbetonung, womit die Kontextbetonung der östlichen Überlieferung zu stimmen scheint, vertritt hier wie sonst das Ursprüngliche.

Der Hauptton im Aethiopischen.

Während wir den Akzent des Hebräischen und Biblisch-Aramäischen aus guter alter Überlieferung bis ins einzelne kennen, steht die Sache viel weniger günstig bei sämtlichen übrigen semitischen Sprachen. Weder die Babylonier noch die Araber, noch die Aethiopier haben es für nötig erachtet, Literaturwerke mit Akzentzeichen zu versehen, und erst die europäischen Gelehrten haben in später Zeit die Betonung des Aethiopischen und Arabischen einigermaßen festgestellt.

Die genauere Kenntnis der äthiopischen Betonung nach heutiger Schultradition verdanken wir den Untersuchungen TRAMPPS. Aus seinen Angaben (ZDMG 28, 1874, p. 515 ff.) ergibt sich, dass diese Sprache die altsemitische Betonungsweise in grosser Ausdehnung noch bewahrt, dass aber daneben gewisse Verschiebungen, die sich meist deutlich als solche erkennen lassen, eingetreten sind¹.

Im Aethiopischen ist der Akzent seit altsem. Zeit an seiner ursprünglichen Stelle erhalten:

1° wenn er in der Grundsprache auf langvokaliger oder positionslanger Pänultima stand: *te¹kūnī*, *je¹kūnū*, *na¹garkū*, *na¹garna*; *ne¹dēt*, *fe¹nōt*, *ʾe¹sūr*, *ḥa¹rūr*, *ḥa¹rīf*, *me¹wet* aus *me¹wūt*, *ma¹jet^ʾ* aus *ma¹jīt^ʾ*, *ša¹lās*, *ʾa¹nest*, *makā¹nāl*, *k^ʾadā¹mī*

¹ [cf. BROCKELMANN, Grundriss I, p. 95—99. Die Beobachtungen von TRUMPP sind durch spätere Untersuchungen vielfach modifiziert worden, jedoch ohne durchgehende endgültige Übereinstimmung. E. LITTMANN in Nachrichten d. Götting. gel. Ges., phil.-hist. Kl. 1917, p. 626—702; 1918, p. 318—339; MARCEL COHEN in Journal Asiatique 11. sér., tome 18, 1921, p. 217—268, mit kurzer Besprechung früherer Arbeiten p. 234—247; E. MITTWOCH in Mitt. d. Sem. f. Orient. Spr. Berlin, Bd. 28, 1925, p. 126—248 und: Abessinische Studien, Heft 1, 1926. Nach J. KOLMODIN hat man nicht genügend den Unterschied zwischen dem expiratorischen und dem musikalischen Akzent beobachtet, s. NYBERG in Gött. gel. Anz. 1932, p. 111 f., vgl. KOLMODIN in Le Monde Oriental, Bd. 4, 1910, p. 229—255 und LITTMANN's oben erwähnte Abhandlung 1917, p. 700 f. Seine Untersuchungen sind nicht publiziert worden.]

(*—¹mīju), ¹ḥabl-a, ¹badw-a, ¹ze²eba aus *¹dī²ba, ¹me²eta aus *¹mi²ta (: mi¹ata), taw¹led aus *taw¹ledt, wa¹lat aus *wa¹ladt; jen¹ger-ka. — Die Form ²an¹ten (nagar¹ken) mag auf ²an¹tunnu oder ²an¹tinni, schwerlich auf ²an¹t^u/inna oder auf ²an¹t^u/in zurückgehen.

Hierher gehören auch die Perfekta nach der Form fa¹la: ¹gabra, ¹keḥ^eda, ¹ḥamma, welche so gut wie arab. ¹alma, raḏja, šihda, massa, hebr. ḥam, syr. baz, ḥam, aus der Grundsprache überkommen sind. Ein *ga¹bira, wie es in hebr. gā¹bērū besteht, konnte im Aethiopischen zwar zu *¹gabera, jedoch nicht zu ¹gabra werden. Wir müssen eben annehmen, dass gewisse Gegensätze der Betonung innerhalb der historisch bekannten Sprachen, wie auch noch der von hebr. sā¹bāb, äthiop. na¹baba zu arab. ¹farra, aram. baz, auf einen Gegensatz zwischen grundsprachlichen Satzdoubletten zurückgehen.

2° wenn der Akzent in der Grundsprache auf kurzer Pänultima stand und der auslautende Vokal im Aethiopischen erhalten blieb: na¹gara, na¹garū, ten¹gerī, jen¹gerū, le¹basī, fan¹nawa, bā¹raka, sab¹beḥa, ²a¹k²ara; (Akkusativ) ha¹gara, bara¹kata, sa¹be²a, rā¹eja, mak¹reja, maf¹tewa; naga¹ra-nī, naga¹ra-ka; ḥez¹be-ka, ḥez¹ba-ka. Hierher gehören auch Formen auf -¹ō, -¹ē wie Perf. ha¹tō und die Nomina wie mar¹hō, maš¹rē.

Ein e der Pänultima gibt seinen Ton vielfach an die Antepänultima ab: ¹sādek²a, ¹dengela, jedoch nicht vor ², ¹, j, w. Ähnlich ist in Fällen wie fa¹p¹ārē (Akk. von fa¹p¹ārī) der Ton vom ē auf das ā zurückgezogen worden.

Die wichtigste Abweichung vom Altsemitischen besteht darin, dass der Akzent, wenn er ursprünglich auf der Ultima stand, oder wenn im Aethiopischen durch Schwund eines auslautenden Vokals alte kurze Pänultima zur Ultima

wurde, in der Regel auf die nächst vorhergehende Silbe zurückgewichen ist: (Verbalformen) *na^lgarat*, *^lneger*, *^llebas*, *^ljenger*, *^ljelbas*, *je^lnager*, *^ljellū* aus **jat^lluw*, *^ltelū* aus **tu^lluw*, *^lar^lī* aus **har^lij*, und so wohl auch *^ljekūn*, *^lješīm* für **ja^lkun*, **ja^lšim*; (Nomina) *^lhagar*, *ba^lrakat*, *^lsekrat*, *^lrūs^lat* 'Lauf'.

Diese Verschiebung ist in gewissen Fällen, wo die Ultima grössere Schallfülle¹ besass, unterblieben:

wenn vor dem letzten Vokal ein Guttural steht: *ba^lat* 'Eingang', *k^lī^lḥat* 'Röte';

wenn die Form auf Diphthong ausgeht: *mašša^lrej* 'Zauberer', *mad^llew* 'Heuchler', *mak^lrej* 'Spaten', *maš^lraj* 'Arzneimittel';

wenn die Ultima *a*, die offene Pänultima *e* hatte: *le^ldat* 'Geburt', *^le^lmak^l* 'Tiefe'.

Die Fälle, in welchen auslautende Länge den Akzent trägt, sind zum grossen Teil schwer zu beurteilen. Überraschend ist der Dual *^leš^lrā* 'zwanzig', weil diese uralte Form wohl von Haus aus vokalisch ausging²; eine nord-semitische Entsprechung fehlt bekanntlich. Die Nomina auf *-ā* wie *qabba^ltā* sind mir nicht klar; vgl. Nominalbildung §§ 242, 245. Die Zahlwörter auf *-lū*, *-lī* wie *^laḥa^ldū*, *^laḥa^ltī* sind unklare Neubildungen, die Pronomina *^lel^ltū*, *^lel^ltā* ebenfalls. Wenn die letzteren aus **^lel^ltē* umgebildet sind nach der Analogie von *^lemū(n-lū)* *^lemā(n-lū)*, so wäre ihre Betonung leidlich erklärt. Bei den Formen die auf *-lū*, *-lī*, *-lū*, *-lī* ausgehen, wie *zen^ltū*, *zā^ltī*, *ze^lkū*, *^lelle^lkū* haben wir es mit Komposita zu tun, was die Unregelmässigkeit bewirkt haben mag. Vergleiche auch *nagarkā-lhū*, *nagarkā-lhā*.

¹ Vgl. JESPERSENS Lehrbuch der Phonetik, 1904, p. 186 ff. und Grundriss, p. 95 f.

² [Am Rande hinzugefügt: Gewiss aus *^leš^lrawa*.]

Ein junges Kompositum ist der doppelt betonte Quasi-Akkusativ der Eigennamen wie *Mar^ljām^lhā*. Ganz abnorm ist die Betonung auslautender Kürze in *he^lja* 'dort'.

Der arabische Akzent.

Es ist sehr zu bedauern, dass der altarab. Akzent von den Nationalgrammatikern nicht behandelt wurde. Infolge dieser Vernachlässigung sind wir um Jahrhunderte arabischer Akzentgeschichte betrogen. Die übliche europäische Lehre über diesen Gegenstand reicht wohl kaum drei Jahrhunderte zurück; wenigstens kann ich mit den mir zugänglichen Hilfsmitteln die bei uns gebräuchliche Regel nicht über das Jahr 1620 (ERPENII *Rudimenta Linguae Arabicae* p. 19) hinaus verfolgen. ERPENII *Grammatica Arabica*, Leidae 1613 enthält noch keine Akzentregel. In KIRSTENII *Gramm. Arab. Lib. I* (1608) steht p. 100 eine unklare Notiz. Noch ältere Grammatiken habe ich ohne Ausbeute eingesehen. Demnach scheint ERPENIUS die ältere Fassung unserer Akzentregel, das Dreisilbengesetz, formuliert zu haben, welche noch im Jahre 1831 bei EWALD und bei DE SACY zu Recht bestand. Dann hat FLEISCHER im Jahre 1863 (*Verh. d. Sächs. Ges. d. W. XV*) das Allsilbengesetz (*lqaṣabatuhumā* p. 134) aufgestellt, welches z. B. noch in der dritten Ausgabe von WRIGHTS *Grammar* (1896) sich findet¹, während FLEISCHER selbst 1885 in den *Kleinen Schriften I*, p. 44 auf ein Viersilbengesetz (*qaṣa^lbatuhumā*) herabging. Alle diese Gelehrten stimmen darin überein, dass sie über das *Wer-Wo-Wann* nichts sagen, so dass man nicht sieht, worauf ihre Angaben sich stützen, noch

¹ [cf. SOCIN-BROCKELMANN: *Arabische Grammatik*, 9. Aufl. § 15; BROCKELMANN: *Grundriß* § 43 b. Diese Auffassung ist wohl die herrschende.]

in welchem territorialen oder sozialen Umfang dieselben Geltung haben sollten.

Ein rationelleres Verfahren hat LANE angebahnt, indem er 1850, ZDMG IV, p. 183 ff., die Betonungsweise der gelehrten Aegypter mit einiger Ausführlichkeit darstellte. Ihm folgte WALLIN, ZDMG XII, p. 670 ff. mit Angaben über die Betonung bei den Beduinen, dann WETZSTEIN, der ebd. XXII, p. 179 ff. den nämlichen Gegenstand behandelte. Ergiebiger sind die verschiedenen neueren Darstellungen heutiger Mundarten durch SPITTA, STUMME, REINHARDT u. a.¹ So sind wir über die Akzentverhältnisse in einer ganzen Reihe heutiger arabischer Dialekte ziemlich genau unterrichtet. Dagegen fehlen leider, so viel wenigstens mir bekannt ist, genauere Aufschlüsse — oder überhaupt Aufschlüsse — über 'die Art, wie gute, ausgebildete Koranleser und Dichterrecitatoren betonen' (SPITTA, Grammatik d. arab. Vulgärdialectes von Aegypten, 1880, p. 59). Aus SPITTAS Worten ist zu entnehmen, dass diese sich nicht ohne weiteres mit der in Europa gebräuchlichen Betonung — ich weiss nicht, welcher — deckt². Wenn es eine von den Mundarten unabhängige Schultradition der Betonung gibt, so hätte diese keine geringe sprachgeschichtliche Bedeutung, auch dann, wenn sie nicht ohne weiteres als 'alt arabische' Betonung in Anspruch zu nehmen wäre.

Unter diesen Umständen hat PEDRO DE ALCALA Anspruch darauf, als ältester und wichtigster Gewährsmann für die arabische Betonung zu gelten. In seiner Darstellung der

¹ [Über die Akzentverhältnisse in arabischen Dialekten s. BROCKELMANN: Grundriss I, S. 83 ff. Eine kurze Zusammenfassung von KAMPFMEYER in Enzyklopaedie des Islām I, p. 414.]

² [Die im »Islam« 21, 1933, S. 110 von BERGSTRÄSSER mit Hilfe von K. HUBER wiedergegebenen Koranrezitationen aus Kairo geben keinen Aufschluss über den Akzent der normalen Rede.]

Mundart¹ der spanischen Mauren um das Jahr 1500 versteht er die (lateinisch transkribierten) Wörter durchweg mit Akzentzeichen, die, wenn auch im Druck öfters falsch gesetzt, uns einen im wesentlichen klaren Einblick in den Stand der damaligen Betonung gestatten. Es ist unter den grossen und mannigfachen Verdiensten LAGARDES um die semitische Sprachforschung das kleinste nicht, dass er die beiden Bücher des alten Spaniers neu herausgegeben hat.

Hier zeigt sich nun die überraschende und wichtige Tatsache, dass die Betonung des Arabischen bei PEDRO mit gewissen Ausnahmen zur nordsemitischen Betonungsregel stimmt und somit dem aus inneren Gründen oben gezogenen Schluss auf deren Ursprünglichkeit eine schwerwiegende Bestätigung gibt. Das alte Gesetz, dass der letzte Konsonant des Wortes den Ton unmittelbar vor sich hat, gibt sich auch hier noch deutlich zu erkennen. Es wäre verlorene Mühe, diese Betonung aus den als klassisch geltenden Akzentregeln unserer Lehrbücher herleiten zu wollen. Vielmehr werden die Ansprüche dieser auf ursprüngliche Geltung als endgültig widerlegt zu betrachten sein.

Erhalten ist die ursprüngliche Betonung nicht nur, wie sonst im Arabischen, wo der Akzent auf langvokaliger oder positionslanger Pänultima stand: *hadīc̣* 'habla' 270, 20 = *ḥadīl^{un}*, *macúl* (*maucúl*) 'comido' 24, 20 = *ma'kūl*, *daḥáll* 19, 9 = *daḥallu*, *équel* 24, 6 = *'akl^{un}*, *láham* 32, 12 = *laḥm^{un}*, *aḍrá* 'virgen' 32, 7; 430, 27 = *'aḍrā*, sondern in der Regel auch, wo er von Haus aus auf kurzer Pänultima oder auf der Ultima stand:

¹ Die liturgischen Stücke hinter der Grammatik sind in mehr literarischer Form abgefasst, z. B. in bezug auf *írāb* und *imāla* konservativer, wie hier auch das der Mundart fremde Präformativ der 1. Sg. *'a-* für *na-* vorkommt. Für die Betonung macht das aber keinen Unterschied.

3. Sg. Pf. *habát, rattáb* 74 f., *açá* = 'ašā 32, 2, *euquéd* 25, 26 = 'awqada, *çulīb* 32, 7 = *şuliba*;

3. Pl. Pf. *habátu, rattábu* 74 f.;

Impf. *yahbát, yahbátu* 74, *narmĩ* 16, 25 = *narmĩ*;

Impt. *ahbát, rattáb, rattábu* 74 f., *armĩ* 21, 8;

rajúl 7, 27 'ombre', *bacár* 'vacas' = *baqar* 8, 8, *hiél* 'arte' 24, 7 = *hijal*, *meñq* 'rey' 377, 13, *ebéd* 32, 13 = 'abad, *farác* 'caballe' 9, 26, *muçháf* 'libro' 7, 27; *abiád* 'blanco' 28, 14;

rajulái 'dos hombres' 8, 27, *aliém yavméy* 'oy a dos dias' 332, 11, *yçnéy* 'dos' 435, *mitéy* 'dozientos' 436;

rihá 'molino' 26, 32 (wenn = رَحَى); *faté* 'siervo boçal' 397, 36 = *fatáí*, *faráci* 'mi caballo' 11, 18;

mitĩ 'quando' 364 = *matáí*, *hattĩ* 'hasta' 277 = *hattáí*, *aálé* 'super' 26, 12 = 'atáí ('alaj-).

Doch ist der Akzent regelmässig von kurzer Pänultima, bezw. Ultima auf vorhergehende langvokalige Silbe gerückt:

Prtc. *fááil* 24, 34 = *fā'il*, *kálic* = *hāliq* 32, 4, *guáhid* 32, 5; vgl. *águil* 'primus' 33, 15 = 'áwil für 'awwal.

III. Konjug. *nicátel* 'peleo' 25, 2, *mucátel* 'peleado'; Nom. Plur. *tajárib* 32, 2 = *taǰārib*, *macñif* 'libros' 7, 28 = *maşāñif*; Nisbe: *midĩni* 6, 29; *áqar* 'otro' 324; 332 = 'āqar; *léquin* 32, 2 = *lākin*.

Sonst ist die Betonung der Pänultima, bezw. Antepänultima recht selten. Ausdrücklich bezeugt sie der Verfasser p. 25, 11 für die Participien der II. Konjugation: *mumélliç*, *mumélleç*, im Gegensatz zum Imperfekt *nimelléç*. Das Afformativ *-tum* ist unbetont: *habáttum* 74, *éntum* 13¹. Unbetont ist auch die Endung des Femininum singularis beim Verb wie bei Nomen: *equélet* 11, 24 = 'akalat, *taláát* a *xemz* 7, 18 = *talá'at*, *habélet* 32, 5 = *hābilat*; *bacára* 'vaca' 8, 8, *báglá*

¹ Die Form *gébel* 'sierra' 6, 3; 314; 397 vertritt wohl nicht *gabal*, sondern **gabl*.

'mula' 7, 14, auch *mará* 'muger' 9, 4; 316 f. = (*i*)*mra'ah*, *ibne* 'hija' 274, *čamīnia* 'ocho' 327, 435 = *tamānijah*.

Die Anhängung von Suffixen übt auf die Betonung keinen Einfluss aus: *báglataq* 'tu mula' 12, 8, *báglatcum* 12, 13, *talábatī* 'mis estudiantes' 11, 31, *talábatna* 11, 32 = *talabatī* u. s. w.

Für die altsemitische Tonstelle liefert das Arabische ein eigenartiges und recht überraschendes Zeugnis, und zwar in dem pausalen Anhängsel *-h*. Dieses *-h* vertritt in der Regel, wo es lautgesetzlich entwickelt ist, einerseits das feminine *-t*, andererseits die verschwundenen Konsonanten *w* und *j* als dritte Radikale. Nun ist es allerdings nicht möglich, dass das *-h* aus diesen Konsonanten entstanden wäre, da doch *-w* und *-j* bereits im Altsemitischen verschwunden waren. Wir erkennen aber unschwer, dass das *-h* in Pausa hinter betonter Kürze sich entwickelte, während unbetonte Kürze lautgesetzlich schwinden musste. Ein solches pausales *-h* besitzt z. B. das Dänische, wo Wörter wie *ja*, *du*, *vi* in Pausa *jah*, *duh*, *vih* zu sprechen sind. Im Arabischen wurden also lautgesetzlich das aus *malī^lkatuⁿ* entstandene *malī^lka*, das Pronomen *ma*, ferner Imperative und Jussive III. infirmae wie *ir^lmi*, *uġ^lzu*, *ir^lda*, *jar^lmi*, *jaġ^lzu*, *jar^lda* in Pausa mit angehängtem *-h* gesprochen, während zum Beispiel die unbetonten Kasusendungen abfielen. Dieser ursprüngliche Zustand, der aus SĪBAWAIHS Darstellung (II, p. 302 ff.) nicht undeutlich hervorschimmert¹, ist nachträglich, und zwar gewiss erst infolge der Rückziehung des Tons, durch Analogiebildungen nach verschiedenen Richtungen überdeckt worden. Einer-

¹ 'Viele Araber schlagen das *h* nur dort nach, wo ein *w* oder *j* abgefallen ist'. [Vgl. zur Frage dieses *h* FISCHER in *Islamica* III, 1927, p. 44 ff., 319 ff., 491 und MAX BRAVMANN in *Mém. de la Soc. de Linguistique de Paris*, vol. 23, 1935, p. 329 ff.].

seits stellten sich nun den Kontextformen ¹jaǰzu, ¹jarmi mundartlich die Pausalformen *jarm*, *jaǰz* zur Seite; andererseits wurde das *-h* öfters auch ursprünglich unbetontem Vokal angehängt: ¹ajna-*h*, ¹tamma-*h*, ha¹lumma-*h*, ¹hunna-*h*, *ǧarab¹tunna-*h**, *ǧāri¹bāni-*h**, *musli¹mūna-*h**, ¹huwa-*h*, ¹hija-*h*, ¹inna-*h* 'gewiss', *inǧa¹laqtu-*h**, ¹ana-*h* (dessen ursprüngliche Form ¹anā ist), ¹ašāja-*h*, *jā qā¹ǧija-*h**, *ḥud-*hu* bi-ḥukmi-ka-*h**, und was dergleichen mehr ist. Dieses sekundäre *-h* ist wenigstens zum guten Teil keineswegs so gut eingebürgert wie das primäre.

In ähnlicher Weise wird es sich mit dem He verhalten, das im hebräischen Wortauslaut als 'Vokalbuchstabe' verwandt wird. Dieses He hat zwar so wenig wie das pausale *-h* des Arabischen einen etymologischen Wert, es hiesse aber aller Sprachgeschichte ins Gesicht schlagen, wollte man annehmen, dass die alten Orthographen aus purer Willkür ein lautbares konsonantisches Zeichen zur stummen Mater lectionis designiert hätten. Als Ausgangspunkt für diese Entwicklung genügen auch keineswegs die ganz vereinzeltten Fälle, in welchen ein ursprüngliches *h*, wie etwa im Suffix der 3. Sg., verstummen musste. Das konsequente *h* des Mēša¹-Steines in diesem Suffix beweist übrigens nicht, dass zunächst *-ō* so bezeichnet wurde (GESENIUS-KAUTZSCH 7 bc), sondern dass *-ahū* im Moabitischen nicht kontrahiert war. — Natürlich war, so gut wie das stumme Aleph, auch das stumme He einst in der Frühzeit der hebräischen Schriftentwicklung ein wirklicher Konsonant. Wenn man nach dessen ursprünglichem Gebiet fragt, so hat man dieses nicht gar zu weit vom tatsächlichen Schriftgebrauch zu suchen, ferner nicht auf eine etymologische, sondern auf eine phonetische Erklärung sein Augenmerk zu richten. Allerdings kann man nicht erwarten,

dass nach vielen Jahrhunderten die Orthographie ein längst verstummtes Zeichen bis in alle Einzelheiten genau seiner ursprünglichen Stelle gemäss verwenden sollte. Ich wage die Vermutung, dass im Hebräischen, und zwar nicht bloss in Pausa¹, hinter auslautendem Tonvokal (wahrscheinlich ohne \bar{i} und \bar{u} , die aber vielleicht auch nicht, oder nur vereinzelt, zu dem betreffenden Zeitpunkt in dieser Stellung vorkamen) ein $-h$ sich sekundär entwickelte, so in $mal^1k\bar{a}^h$, $g\bar{a}^1l\bar{a}^h$, g^e1le^h , $j\bar{ig}^1la^h$, $k\bar{o}^h$, um später, ähnlich wie das $-h$ im neueren Arabisch, wiederum zu verstummen. Natürlich war dieses $-h$ von dem ursprünglich durch einen Vokal gedeckten $-h$ (𐤇) irgendwie unterschieden. Es besteht also zwischen den $-h$ der beiden Sprachen weiter kein Zusammenhang als das Band der ursprünglich gleichartigen Betonung. Beim \bar{e} unterscheidet die Schrift sehr konsequent das aus altem $-aj$ entstandene von dem auf altsem. \bar{e} oder \bar{i} zurückgehende: die Entstehung des $-h$ ist also älter als die (gewiss jedenfalls recht späte) Monophthongierung. Hinter ursprünglich tonlose Länge gehörte dies $-h$ von Haus aus wahrscheinlich nicht, denn hier fehlt es ja noch häufig in der Schrift, so gewöhnlich in $-l\bar{a}$, $-k\bar{a}$, zuweilen in Verbalformen auf $-n\bar{a}$. Nach dem Verstummen konnte das $-h$ auch da geschrieben werden, wo es nie lautete. Glücklicherweise haben wir die hebr. Betonung nicht erst aus der Hinzufügung oder Weglassung dieses Zeichens zu erschliessen!

Zum babylonisch-assyrischen Akzent.

Über die Betonung des Assyrischen wissen wir leider blutwenig: es gibt darüber keine Überlieferung, und nur in

¹ Oder vielleicht: das $-h$ lautete nur in Pausa, wurde aber auch im Kontext geschrieben.

den seltensten Fällen gestattet uns das Schriftbild mehr als ganz unsichere Vermutungen. Allerdings versuchten SAYCE, *Journal R. As. Soc.* 1877, p. 40 und weiterhin DELITZSCH in seiner *Grammatik*², p. 130 ff. verschiedenes Dahingehörige festzustellen; die Beweisführung hat aber garnichts Überzeugendes. Man will aus der Doppelschreibung des zweiten Radikals in den Präsensformen des Qal, *išaqqa*, folgern, dass der davorstehende Vokal betont war. Das nämliche sollen für die *ta*-Silbe der Verbalstämme I₂ und die *na*-Silbe der Verbalstämme I₃ im Präteritum wie im Präsens die ausserordentlich häufigen Doppelschreibungen lehren. Aber es wäre nicht möglich, auf trüglicheren Sand zu bauen. Denn erstens ist es doch weiter nichts als ein Zirkelschluss, wenn man aus der Doppelung die Akzentstelle folgert und wiederum die Doppelung auf den Einfluss der Betonung zurückführt: Doppelung in unbetonter Silbe wäre auch denkbar, wie z. B. das Hebräische und auch das Italienische lehrt. Zweitens treffen die positiven Angaben bei DELITZSCH für das Altbabylonische nicht zu, denn im Codex Hammurabi haben zwar die Präsensformen aller Konjugationen, aber keineswegs die Präterita die Doppelschreibung. Drittens wird das assyrische Präsens von jeher überhaupt völlig falsch beurteilt.

Die älteren Assyriologen konnten die Ähnlichkeit des assyrischen Präsens mit dem äthiopischen Imperfekt natürlich nicht übersehen¹. Da man nun diese Form im Qal als *jegaber* fasste, und da eine 'charakteristische' Geminatio in einem zum Grundstamm gehörenden Tempus widersinnig schien, so blieb nichts übrig, als dem Assyrischen eine sekundäre, auf rein lautlichen Ursachen beruhende

¹ [Vgl. zum folgenden »Das altsemitische Tempussystem« vom Verf. in Festschrift VILHELM THOMSEN, Lpz. 1912].

Doppelung beizulegen. Nun gibt aber kein geringerer als GUIDI (ZA VIII, p. 246, Anm. 3) den sehr wichtigen und sehr interessanten Aufschluss, dass im Tigrīña die Form *yīgabber* (*igébbēr*) lautet, 'und es ist bemerkenswert, dass in der traditionellen Aussprache des Ge'ez . . . ebendies stattfindet und dass *y^īqállēl* gesprochen wird'. Dies bestätigt LITTMANN bei NÖLDEKE, ZA XXIV, p. 287, Anm. 2. Ich brauche nicht erst darauf hinzuweisen, dass ein italienisches Ohr sich in bezug auf geminierte Konsonanten nicht täuschen lässt. Ich betone aber die ausserordentliche Klarheit, die sich mit dieser Feststellung über manchen dunklen Punkt des äthiopischen Verbs ergiesst, wie selbstverständlich die Erhaltung des *w* und *j* in den Verben med. inf. (*jeṣawwer*), wie natürlich die Tatsache, dass das Imperfekt des Intensivs nicht *jeṣaṣsem* heisst, in diesem Lichte erscheint. Und dass nun diese Doppelung, die hüben wie drüben sich aus keinem gesetzmässigen Lautwandel erklärt, sondern aus dem Altsemitischen überkommen sein muss, von Haus aus ein charakteristisches Merkmal des Imperfekts war, das erhellt zur Genüge daraus, dass in gewissen Fällen statt der Doppelung des zweiten Radikals anderweitige Mittel zur Verstärkung des Stammes für die Imperfektbildung in Verwendung kommen.

Im Aethiopischen hat das Imperfekt des Grundstammes zwar in der Regel die Form *jegabber*, doch bilden einige wenige Verben statt dessen dieses Tempus aus dem Stamm *ff^l*: *za-tesammé'ū wa-za-terē'ejū*. Das Assyrische verwendet ebenfalls in der Regel die Form *ikaššad, inaddin, iraggum*, doch hat das Präsens von Wurzeln med. inf. das Thema *qll*. Anders lässt sich nämlich nicht verstehen, dass von *riabam* 'ersetzen' (*rjb*) das Präsens *i-ri-a-ab-bu *jarjabbu* 'lautet'. Diese Form lässt sich mit dem arabischen Infinitiv I

baĵnūnah verbinden. Vgl. noch von Stämmen med. *w*: *idukku*, *izuzzu*.

Vom Reflexiv der Grundform hat im Cod. Hammurabi das sehr häufig vorkommende Präteritum: *ittalak*, *ilelianim*, *imtaḥar*, *ittadin*, *ištebir*, *imtagar* usw. usw. so gut wie nie die Geminatio; wohl aber lautet das Präsens *itallak*, *itelli*, *itamma*. So heisst auch vom Nifal das Präteritum: *innabitu*, *innapiḥ*, *iṣṣabit*, dagegen das Präsens (mit vereinzelt Ausnahmen): *ibbaššuu*, *immaḥḥaṣ*, *innaddi*, *innaddin*, *iššakkan* usw. Als Partizip einmal: *munaggir*. Auch das Šafel weist denselben Unterschied auf: Prät. *ušeziḥ*, Präs. *ušezzib*; Prät. *ušezi*, Präs. *ušezzuu*, vgl. noch: *ušaḥḥazu*, *ušerrib* (**juš^carrab*), *uštamaḥḥar* als Präsens, *ušakilu*, *ušabil*, *uštabil*, *ušarbiṣ*, *ušatriṣ* usw. als Präteritum. Anderer Bildung ist freilich das dreimal belegte Präsens *ušaṃṭa*, vgl. *ušet-buu* VI 26.

Im Intensiv hat das Altbabylonische, soviel man sieht, kein anderes Unterscheidungsmittel als die verschiedene Vokalisation. Das Präsens lautet: *ugallab*, *udannan*, *ukallam*, das Präteritum *ugallib*, *udannin*, *ukallim*. So sind wohl auch die Formen Inf. *nuwurim*, Partizip *munawir*, also mit *w*, gebildet. Sonst aber wird bei den Stämmen med. *w* der dritte Radikal wie im Präsens Qal geminiert: Präsens *ukannu*, *uḏabbu*, *unaḥḥu*, Präteritum *ukinnu*, *uḏib*, *uḏḏibbu*. Das radikale *w* ist also hier irgendwie eliminiert: ich möchte annehmen, dass es in **jukwannu*, **jukwinnu* lautgesetzlich schwinden musste, denn die Verbindung Konsonanz + Waw gibt es in dieser Sprache nicht mehr. Die Form würde dann mit hebr. *kōnen* eng zusammengehören, etwa so, dass man ursprünglich **kawwana*: **jukwinnu* flektierte.

Im äthiop. Intensiv steht dem Jussiv *jefaṣṣem* das Im-

perfekt *jefessem* gegenüber. Letztere Form hatte PRAETORIUS in seiner Grammatik § 58 richtig erklärt, dann liess er sich, Beiträge zur Assyriologie I, p. 27, zu einer ganz irrigen Deutung verleiten, indem er sie auf die Tigrīna-Form *jefessem* zurückführte. Ohne Zweifel ist doch im Tigrīna das *ē* vor der alten Doppelkonsonanz gekürzt, nicht umgekehrt im Ge'ez ein *e* gedehnt. Wie im Qal das Imperfekt *jerēṭī* sich zum Jussiv *jer'aj* verhält, so *jefessem* zu *jefassem*, indem eine *paʿel*-Form mit geminiertem 'Ajn als Imperfekt des Intensivs verwendet wird.

Wie im Präsens alte charakteristische Doppelung besteht, so zuweilen auch im Plural des Nomens. Dem Singular *ṣihir*, *ṣihrum* 'klein' steht der Plural *ṣihhiru*, *ṣihhirutim* gegenüber. Und *aḥum* 'Bruder' heisst im Plural *'aḥḥu*, ganz wie im Hebräischen von *'aḥ* der Plural *'aḥḥim* d. h. *'aḥḥim* lautet. So hat auch *abu* den Plural *abbē*. Wenn man bedenkt, dass im Plural sogar zwei Radikale wiederholt werden können, wie in aram. *rabr^ebīn*, so wird man es nicht wunderlich finden, dass auch andere Verstärkungsmittel bei der Pluralbildung zur Verwendung kamen. Wenn hebr. *gā^lmāl* nicht *g^emā^llīm* sondern *g^emal^llīm* bildet, so haben wir diese Tatsache nicht, wie man es wohl tut, zu verdecken: warum sollte das uralte Wort nicht eine uralte flexivische Eigentümlichkeit bewahrt haben? Über hebr. *'aqrab^lbīm*, *mōrig^lgīm* u. dgl. urteile ich nicht anders.

Ganz leicht ist in einem andern Punkt DELITZSCH zu widerlegen. Er lehrt Grammatik, p. 134 f., dass enklitisch angehängtes *-ma* den Ton auf die unmittelbar vorausgehende Silbe ziehe: 'ursprünglich lange Vokale treten dann wieder hervor, freilich oft genug nur um sich sofort wieder in Schärfung des *m* von *ma* zu verlieren'. Diese Schärfung hat mit dem Ton nicht das mindeste zu tun;

vielmehr verhält sich die Sache wie folgt. Die Sprache Hammurabis besitzt ein auslautendes *-m* in vier verschiedenen Kategorien: in Verbalformen auf *-am*, *-im* wie *lu ublam*, *itelianim*; in den Absolutformen des Singularis und Femin. Pluralis des Nomens als Mimation; in Lokativen (UNGNAD ZA XVIII, 11 f., 39 f.): *warkanum*, *elinum-ma*, *qirbum Babil*, *litum Dagan* IV 27 (so mit UNGNAD zu lesen) 'in der Kraft Dagens', (*ina*) *balum*, *gadum*; vgl. auch aus den alten Rechtsurkunden: *šašarum ša Šamaš*, SCHORR 72, 19 = *ina šašarim ša Š.*, 28, 9; 140 KA *ŠE našpakutum*, MEISSNER 24, 1 (vgl. SCHORR 53, 2) und 330 KA *ana našpakutim*, MEISSNER 25, 2; *hubutatatum*, MEISSNER 26, 4, FRIEDRICH 16 (Beitr. z. Ass. V, 426) = *ana hubutatim (-te)*; *ina nagum* 'auf einer Insel', MEISSNER 37, 1. Lokative auf *-u* kommen im Codex gar nicht vor, denn *ina libbu* XXIII r 78 ist anders aufzufassen. Endlich steht das *-m* in den dativischen Pronominalsuffixen: *-šinašim*, UNGNAD ZA XVIII, p. 31, *-šunušim* (Belege bei SCHORR, Rechtsurk. 138), *-šum*, *-šim*, *-kum*, *-kim* (*iš-tu-ra-ki-im*, SCHORR 72, 12), über die ich ZA XIX, p. 389 ff. gehandelt habe. Vgl. jetzt BEZOLD, Sitzb. d. Heidelb. Akademie der Wiss. 1910, 9. Abh. [LANDSBERGER, ZA 35 (N. F. 1) p. 113 ff.]. In sämtlichen Fällen, also lautgesetzlich, liess die jüngere Sprache (vgl. die Amarnabriefe) das *-m* verstummen¹. Aus *ublam* wird *ubla*, aus *kum* wird *ku*, die

¹ Ob das auslautende *-m* wirklich bereits zur Zeit der Hammurabi-Dynastie verstummt war, wie u. a. besonders RAVN, p. 76 ff., zu beweisen versucht, ist mir noch einigermaßen zweifelhaft. Es ist zwar richtig, dass in den altbabylonischen Rechtsurkunden das *-m* nicht selten fehlt, wo es stehen müsste, es fehlen aber auch öfters andere Zeichen, die durchaus nicht fehlen können. Die Urkunden sind eben viel weniger sorgfältig gearbeitet als der monumentale Codex. Im einzelnen bemerke ich noch folgendes. Die Formel *zi-zu ga-am-ru* hat UNGNAD richtig gedeutet, vgl. SCHORR, p. 201, Anm.; bei MEISSNER 101, 8 beruht wohl *zi-zu gamir* auf Dittographie, allenfalls könnte man *zi-zu* als *zīz-šu* fassen,

Mimation wird weggelassen oder mit grösster Willkür gehandhabt, der Lokativ geht auf *-u* aus, u. s. w. Andererseits treten etymologisch unberechtigte *-m* auf wie in *attam*, DELITZSCH, Grammatik, p. 138, Z. 2 und sonst oft genug. Nur vor der angehängten Partikel *-ma* blieb das *-m* als *m* erhalten. So erklären sich ganz einfach die Belege bei DELITZSCH a. a. O.: *šanum-ma*, *illikam-ma*, *ikkisū-nim-ma*. In diesen Fällen ist also die Doppelung etymologisch begründet und lehrt uns über die Tonstelle nichts. Ebenso beruht (gegen DELITZSCH, Grammatik, § 78) *ibbuuninnima* auf **ibbuunim-ni-ma*, *aškunaššu* auf **aškunam-šu*, genau wie *kirbuššu* auf **kirbum-šu*.

Die Konstruktion eines Akzentsystems, von welchem für keine Stufe der betreffenden Sprache auch nur ein einziges Tütelchen überliefert ist, ist überhaupt ein sehr gewagtes Beginnen. Im Babylonischen lässt sich höchstens für gewisse Formen aus dem Schwund eines Vokals feststellen, wo der Akzent nicht stand. Formen wie *ublu*, *uldu*, *innemdu*, *innadnu*, *ittakru*, *iššapku*, *ḫalqu*, *šabtu* aus *jawbilū*, *jawlidu*, *jīn'amidū*, *jinnadinū*, *jintakirū*, *jīnšapiku*, *ḫaliqu*, *šabitu* setzen nicht zunächst Pänultimabetonung voraus, waren also anders akzentuiert als ihre westsemitischen Entsprechungen. Dies dürfte alles sein, was wir

wenn es ein Nomen *zīzu* gibt. Permansive stecken dann gewiss auch in der ganz parallelen Formel der Tauschurkunde, SCHORR 48, 18: *pu-uḫ-ḫu u-šu-ur-(ru)* (d. h. *uššuru*), 'sie haben getauscht, sie sind in Ordnung'. Permansive mit relativischem *-u* stecken ferner in der Formel '*ina ballu u šalmu*', MEISSNER 21, 7 und sonst: 'er soll das Geld zurückerstatten, und zwar voll und ganz'; *ina* als Konjunktion gebraucht bekanntlich auch der Codex: *ina iduu* XVIII r 10. Bei MEISSNER 105, 11 ist zu lesen: *ša itti N. N. a-ḫi(-šu) i-zu-zu*, vgl. z. B. 102, 8; 107, 13. In der Formel *ana kišri* 'für Mietslohn', SCHORR 33, 5 und sonst sehr häufig, fehlt die Mimation durchweg, es ist also der Plural, womit stimmt, dass der Akkusativ, SCHORR 33, 8, dem Genitiv gleich lautet.

über die babylonische Betonung wirklich wissen können; ob *in¹nadnu* oder *innad¹nu*, *in¹nad₁nu* oder *in₁nad¹nu* betont wurde, bleibt ganz unsicher. Klar ist allerdings, dass der Vokalschwund nicht bereits aus altsemitischer Zeit stammt, wie in äthiop. *gabra*; denn Formen wie *na-šu-u* aus *naš¹u* sind in der Schrift noch immer dreisilbig (s. u.). Dies gilt auch von den apokopierten Formen ult. infirmae wie *bān*, *ḥud* (DELITZSCH, Grammatik, p. 103), die aber, so viel ich sehe, im Codex Hammurabi noch nicht vorkommen: *tī-i-īb* II 2 gehört auch aus anderem Grunde gewiss nicht hierher.

Dass nun aber dieser nicht genauer festzustellende babyl.-assyrl. Akzent nicht älter, sondern jünger ist als der westsemitische, das dürfte aus Folgendem erhellen. Während kurzes *-a* im Auslaut schwinden musste, wenn es nach altsem. Regel unbetont war: Perfekt (Permansiv) *dan* aus **danna*, Akkusativ des Nomens im St. constr., so ist dagegen in Verbalformen wie *urabba* 'sie wird erziehen' aus **jurabba(j)* das auslautende *-a* erhalten. Diese Formen hatten, so gut wie arab. Jussiv *jirḏa*, bereits in der Grundsprache das *-j* verloren; aber die auf dem einstigen Vorhandensein des *-j* beruhende ursprüngliche Betonung des *-a*: *jurab¹ba* hat im Urbabylonischen den Vokal vor dem Wegfall geschützt.

Zur Satzbetonung¹.

Viel schwieriger als über die Wortbetonung lässt sich über die Satzbetonung des Altsemitischen irgend etwas Sicheres ermitteln. Man darf voraussetzen, dass die weit verbreitete Proklise einradikaliger Wörter wie *bi la ka wa pa ha* schon aus der Zeit der Grundsprache oder wenig-

¹ [Eine Bemerkung am Rande des Ms. zeigt, dass der Verf. dieses Stück umarbeiten wollte.]

stens aus altwestsemitischer Zeit überkommen ist. Ebenfalls steht fest, dass die leichten (einradikaligen) Pronominalsuffixe bereits im Altsemitischen sich an das regierende Verb, bezw. Nomen angelehnt hatten mit Aufgabe der eigenen Betonung. Darüber hinaus können wir keine Akzentreduktionen feststellen. Gegen die verbreitete Annahme, als wäre in Konstruktverbindungen überhaupt das regierende Nomen unbetont gewesen, ist die entschiedenste Verwahrung einzulegen. In den beiden semitischen Sprachen, deren Betonungsgesetze wir genau kennen, im Hebräischen und Biblisch-Aramäischen, wahren die Konstruktformen in der Regel ihren Eigenton: ${}^1r\bar{u}^a\bar{h} \quad {}^2w\bar{l}\bar{o}^h\bar{h}\bar{i}m$, das gilt auch für das Aethiopische, vgl. TRUMPP, p. 544, und jene Annahme lässt sich weder mit dieser Tatsache in Übereinstimmung bringen noch durch irgendwelche positiven Gründe anderweitig wahrscheinlich machen.

Die Vokalquantität.

Zur Bezeichnung der langen Vokale $\bar{a} \bar{i} \bar{u} \bar{e} \bar{o}$ verwendet die arabische Schrift die Buchstaben ج و . Durch konsequente Durchführung solcher Plene-Schreibung gestattet die Überlieferung die leichte und sichere Unterscheidung von Längen und Kürzen. Durch eigentümliche Modifikationen der Buchstaben erzielt das Aethiopische ebenfalls eine zuverlässige Sonderung der Längen $\bar{a} \bar{i} \bar{u} \bar{e} \bar{o}$ von den Kürzen $a e$.

Der Hauptsache nach sind in den beiden südsemitischen Hauptsprachen die altsem. Quantitätsverhältnisse in altererbten Formen rein erhalten. Immerhin sind sekundäre Abweichungen in beiden Sprachen zu belegen, so die arab. Sandhi-Regel, nach der auslautende Länge vor anlautender Doppelkonsonanz gekürzt wird: $rama^i \quad rragulu, \quad \text{ḥubla}^i \quad rraguli, \quad jaqdi^i \quad \text{ḥaqqa}, \quad jad'u^w \quad nnāsa$, SĪBAWAH II, p. 300 f.

So auch *tilka* 'jene' aus **tī-li-ka*. — Lautgeschichtlich unklar ist das Verhältnis von arab. *tu'āl* 'Fuchs' zu hebr. *šū'āl*, syr. *ta'lā*, von arab. *zināq* 'Halfter' zu hebr. *šīnōq* 'Halseisen' u. a., vgl. Nominalbildung § 45, wie auch das Nebeneinander von *qītāl* und *qītāl* als Infinitiv der III. Konjugation. Dem Anschein nach hätte das Arabische hier die Länge vor der Länge der folgenden Silbe gekürzt. — Eigenartig ist die Entwicklung der Pronominalformen *huwa*, *hija* aus ursprünglichem **hū'a*, **hī'a*. — In Verbindung mit dem Schwund eines auslautenden *-n* (< *m*) in Pausa ist der vorhergehende Vokal gedehnt worden, vgl. die nabatäischen Eigennamen auf *-ū*, *-ī* (NÖLDEKE bei EUTING, p. 73 ff.), die Dialektformen *Zajdū*, *Zajdī* (SĪBAWAH II, p. 307), den auch in der klassischen Sprache erhaltenen Akkusativ auf *-ā*, die nach der Analogie des Nomens sekundär entwickelten Pausalformen des Fragepronomens: *manū*, *-ā*, *-ī* (SĪBAWAH I, p. 354 f.), die Pausalform des Energicus: *'aqulā*.

Im Aethiopischen ist in geschlossener Silbe *a* vor Gutturalen gedehnt worden: *jemsā'*, *samā'kū*, *jesmā'*, *maṭbāḥt*. Vgl. DILLMANN § 46, PRAETORIUS § 16, und in bezug auf das Alter dieser Erscheinung: MÜLLER, Epigr. Denkmäler, p. 71 f., NÖLDEKE, ZDMG 48, p. 372. In den alten Inschriften finden sich nur erst geringe Ansätze. In heutiger Schulaussprache wird *a* hinter Guttural durchweg *ā* gesprochen. — Gekürzt sind *ūw ij* zu *ew ej: le^lbew* für **le^lbūw* 'klug', *ba^llej* 'abnutzen' für **ba^llīj*; ebenso *wū jī* zu *we je: me^lwet* aus *me^lwūt* 'tot', *k^ajeḥ* aus *k^ajīḥ* 'tot', DILLMANN § 52, PRAETORIUS § 18. Vgl. auch *k^uen* neben *kūn* 'sei'. Aus *(*h*)*ū'a-tū*, *(*h*)*ī'a-tū* sind *we^letū*, *je^letū* entstanden. Endlich ist vor den Suffixen *-nī*, *-nā*, *-kī* ein *-ī* gekürzt in

Formen wie *qatalke-nī*, *qatalke-nā*, *ʾalbāse-kī*. Ebenso *-ū* in *zek^utu* neben *ze^lkū* 'jener', DILLMANN § 36.

Die Feststellung der Vokalquantität im Babylonisch-Assyrischen ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Die Bezeichnung derselben durch Beifügung des Zeichens für den betreffenden einfachen Vokal wie *li-ša-a-nu* (DELITZSCH, Grammatik, § 18) ist sehr inkonsequent und lässt uns oft im Stich. Ursprünglich muss diese Doppelschreibung einem ganz anderen Zweck gedient haben. Schon RAVN, p. 55—57, bemerkt, dass der Codex Hammurabi die Doppelschreibung in- und auslautend fast nur dort verwendet, wo ein schwacher Konsonant ursprünglich zwischen zwei Vokalen stand. Dies ist aber nur so zu verstehen, dass zur Zeit der Festlegung der babyl. Orthographie in solchen Formen wie *na-šu-u*, *ra-bu-u*, *ba-ni-i* die Kontraktion der beiden letzten Silben noch nicht stattgefunden hatte. Nicht weniger deutlich tritt das bei der Doppelschreibung im Anlaut hervor. Regelmässige Verwendung findet diese nur dort, wo ursprünglich zwei Silben vorhanden waren, so im Präsens Qal der Primae gutturalis: *i-iz-zi-ib*, *i-iḫ-ḫa-az*, *i-ik-ka-al* (dafür falsch: *i-kal* XVr 13), *i-il-la-ak*, *i-im-mi-du*, *i-im-ma-ru*, *i-ip-pa-al*, *i-ib-bi-eš*, *i-iṣ-ṣi-id*, *i-ir-ru-ub*, *i-ir-ri-iš*, sowie in Piel-Formen wie *u-ub-ba-am-ma*, *u-ub-bi-ir*, *u-ul-lu-u*, *u-up-pa-al*, *u-up-pa-as*, dagegen keineswegs in Präterita wie *i-zi-ib*, in Infinitiven wie *e-ṣi-bi-im* noch in den meisten Nominalformen. Zweisilbig war gewiss auch der Status constructus *i-in* 'Auge' neben der Absolut-Form *i-nim*: zu Grunde liegt *ʾajin*: *ʾajn* nach dem üblichen Schema *fa^cil*: *fa^l*. Vergleiche noch *a-aḫ-šu* von mir unbekanntem Ursprung, *i-ib-bu-u-um* und *u-ul*, das nicht ohne weiteres = hebr. *ʾal* ist; *i-il-ti-šu* XII 29 neben sonstigem *e-ʾi-il-ti-šu*. Von Haus aus hat demnach die Doppelschreibung eben Zweisilbigkeit des Anlauts

bezeichnet. Wie im Anlaut hatte der hinzugeschriebene Vokal auch im Auslaut und vor konsonantisch anlautender Silbe im Inlaut silbischen Wert: *na-bu-u* aus *nābī'u*, *ra-bu-u* aus *rabīju*, *ra-bu-u-tum* aus *rabijūlum*, *u-wa-e-ra-an-ni* aus *juwa??iram-ni*; vor vokalisch anlautender Silbe wie in *na-bi-a-at* aus *nabī'at*, *te-bi-a-at* aus *ṭabī'at*, *ša-ni-a-am* aus *ṭanijam*, *uš-te-li-a-am* aus *jušta'lijam*, *ša-i-im* aus *šājim*, *šu-bi-i-im* aus *šuwpujim*¹, kann der Vokal nur einen schwachen Konsonanten bezeichnet haben, den wir zwar öfters auf seinen etymologischen, jedoch kaum auf seinen phonetischen Wert bestimmen können. Angleichung der beiden durch einen schwachen Konsonanten getrennten Vokale aneinander hat häufig stattgefunden, aber das Nebeneinander von *ib-bi-u* I 17 und *ib-bu-u* I 49, von *ra-bi-um* XXVI r 98 und *ra-bu-u* XVII r 77, überhaupt das Bestehen von Formen ohne Assimilation wie *u-šu-bi-u*, *ib-ni-u*, *u-šar-bi-u-šu*, *iš-te-ne-i* lehrt, dass auch dieser Vorgang erst in den Anfängen begriffen ist. Doch gibt es auch kontrahierte Formen wie *še-mu* II 23 aus *šāmī'u*.

Sobald nun aber durch Kontraktion lange Vokale entstanden waren, besass man ein Mittel um auch andere Vokallängen in der Schrift auszudrücken. Im Codex Hammurabi finden sich davon kaum erst Spuren; *ša-na-a-at* wird ein *šanahāt* سنهات vertreten, und *di-na-a-at* XXIV r 1, *ši-ba-a-at* I r 1, *ki-iš-ša-a-tim* III r 59 (: *ki-iš-ša-tim* III r 69) könnten wohl ähnliche Bildungen sein. Dagegen in den altbabylonischen Rechtsurkunden und weiterhin in den Amarna-Briefen lässt sich die Quantitätsbezeichnung durch Doppelschreibung nicht gut bezweifeln.

Ursprüngliche Längen in den Amarna-Briefen sind ent-

¹ Im letzteren Falle ist die Pleneschreibung entbehrlich, man findet Formen wie *wa-ši-im* neben *wa-si-e-im* aus *waṣā'im*.

weder aus Diphthongen entstanden wie *lu li-i-di* 8, 42 aus *tajdá* 'du mögest wissen', oder aus Kürze + Kehllaut: *ši-i-ri* 7, 14 'mein Körper' aus *šir*, hebr. *šer*, *i-še-im-me-e-ma* 7, 24 aus *jšama'*, *li-e-ma* 11r 18 'Bescheid' aus *šamam*, *ni-i-nu* 8, 12 'wir' aus *nihnū*, oder durch Kontraktion, wie etwa *li-il-qu-u* aus *jilqaḥū*, oder aus Kürze + auslautendem Nasal: *aḥ-ḥu-ta-a* 4, 15 'Bruderschaft' aus *ʾaḥūtam*, *ma-tum ru-uq-tu-u* 7, 27 'weite Strecke', *mi-iṣ-ri-i* passim aus *miṣrim*, *ku-nu-ši-i* 9, 28 'euch' aus *kunūšim*. Hierher gehört auch der Lokativ, der im Codex auf *-um*, später aber auf *-u-u* (DELITZSCH, Grammatik, p. 227) ausgeht.

Endlich sind kurze Vokale in Pausa öfters gedehnt: *ul-te-bi-i-la* 9, 11, *šu-bi-i-la* 9, 13, *tu-še-bi-e-la* 9, 14, *la ip-pu-u-šu* 9, 35, *a-na na-aš-ku-u-ni* 9, 25, *šu-bi-i-la* 11 r 8, *li-iṣ-ru-u-pu* 11, 10; vgl. noch *ši-i ti* 3, 28 'trink'.

Inwiefern andererseits auch Kürzungen eingetreten waren, lässt sich beim ganzen Charakter der Schrift kaum entscheiden.

Das hebräische Dehnungsgesetz.

Über die Quantität der hebräischen Vokale wären wir gut unterrichtet, wenn wir den Angaben der mittelalterlichen jüdischen Grammatiker trauen könnten. Nach JOSEPH KIMCHI, Sepher Sikkaron, hrsg. von BACHER, Berlin 1888, p. 17, hat die Sprache fünf lange Vokale: \bar{a} ($\bar{ā}$): אָ, \bar{e} : עָ, \bar{o} : אָ, \bar{u} : אָ, \bar{i} : אָ, und fünf kurze: a : אַ, e : אַ, \acute{a} : אַ, u : אַ, i : אַ, — womit übrigens natürlich nicht gemeint ist, dass etwa ein defektiv geschriebenes *u* oder *i* deshalb eine Kürze wäre. Dagegen ist allerdings gemeint, dass אָ und אַ durchweg Längen sind.

Dieses System, welches DAVID KIMCHI im S. Mikhlol, ed. RITTENBERG, Lyck 1862, fol. 136 ff. wiederholt, ist bis

vor kurzem in Geltung geblieben. In EWALD's Lehrbuch (8. Ausg., p. 86) ist es noch getreu überliefert; andere, wie GESENIUS-KAUTZSCH, OLSHAUSEN, STADE, haben gewisse Modifikationen für nötig gehalten. Vor etwa zwölf Jahren wurden dann die hergebrachten Ansichten über die Quantität der ursprünglich kurzen Vokale ernstlich zur Debatte gestellt, von GRIMME in seinen Grundzügen der hebräischen Akzent- und Vokallehre, 1896, von PHILIPPI in der Theologischen Literaturzeitung 1897, Nr. 2, 38 ff., und von anderen¹. Dass die auf sich selbst stehende, kritisch forschende deutsche Wissenschaft eine alte Tradition nicht auf die Dauer gläubig hinnehmen konnte, sondern nach Möglichkeit an ihren Grundlagen rütteln musste, darf niemanden wundernehmen. Auch hatte diese Kritik einen gewissen tatsächlichen Anhalt. Man kennt nämlich eine bedeutend ältere Stufe der hebräischen Grammatik als die Kimchische, und zwar die alten grammatischen Notizen, die BEN ASCHER zugeschrieben werden (Die Dikduke ha-T'amim, hrsg. von BAER und STRACK, 1879 — übrigens ein sonderbares Sammelsurium von Fragmenten verschiedener Stilarten), und diese zählen nur die sieben Vokale auf, ohne eine Andeutung von der Kimchischen Lehre über die Quantität. Daraus folgt nun freilich im Grunde noch gar nichts: dass BEN ASCHER die quantitativen Unterschiede ignorierte, ist noch kein Beveis dafür, dass JOSEPH KIMCHI ein künstliches System erfunden hätte. Wenn KAUTZSCH (GESENIUS-KAUTZSCH § 8) zum Schutze dieses Systems sagt, dass es ein Versuch Späterer ist, das von den Masoreten — nicht erfundene, sondern — dargestellte Lautsystem sprachwissen-

¹ Vgl. auch SIEVERS, § 3. [Die Grammatiken von BERGSTRÄSSER (GESENIUS, 29. Aufl.) I, 1918, BAUER und LEANDER (mit dem Beitrag von Kahle über die jüdische Tradition) 1922, und von P. JOÛON 1923 waren noch nicht erschienen, als die obige Darstellung geschrieben wurde].

schaftlich zu begreifen, so scheint er von einer Hypothese, wenn auch von einer nach seiner Ansicht im wesentlichen richtigen, zu reden. Richtiges leisten konnte aber JOSEPH KIMCHI nur, wenn er die zu seiner Zeit in der Synagoge übliche Aussprache beschrieb. Dass er nun gerade dies getan hat, ist die einzig wahrscheinliche Annahme über die Entstehung seines Systems. Man könnte aber die Richtigkeit eben dieser Aussprachepraxis in Zweifel ziehen. Ist es wohl wahrscheinlich, dass die Synagoge noch in so später Zeit eine echte Lesetradition besass?

Ich gebe gerne zu, dass die ganze Sachlage, wie bei andern (vgl. z. B. ZIMMERN'S Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen, 1898, p. 46 f.) so auch bei mir, als ich den Fragen näher trat, schwere Zweifel wachgerufen hat. Nicht dass PHILIPPI seine Thesen bewiesen hätte. Nicht dass etwa GRIMMES Versuch, eine neue Hypothese zu begründen, mich irgend überzeugt hätte. Aber die Ausführungen seiner Gegner schienen mir, und scheinen mir auch heute noch, sich bloss innerhalb eines Circulus vitiosus zu bewegen. Dies gilt in vorzüglichem Grade von KÖNIG'S Entgegnung, ZDMG 51, 626 ff.: 'Wenn in ebendenselben Worte ausserhalb der Pausa das Pataḥ, in der Pausa das Qameṣ angewendet wird . . .: so ergibt sich, dass der durch die beiden Zeichen angedeutete Vokal auch quantitativ verschieden war. Denn die Verschiedenheit des im Fluss der Rede und des beim Stillstand derselben gesprochenen Vokals betrifft in erster Linie die Quantität . . .', p. 628. Also: weil ein Quantitätsunterschied da ist, so ist ein Quantitätsunterschied da. Quod erat demonstrandum. Es ist doch aber gerade mit eine Hauptfrage, *ob* der Unterschied zwischen Kontext und Pausa die Quantität betrifft. A priori wäre auch anderes denkbar. — 'Das Ḥolem muss

einen gedehnten *o*-Laut anzeigen sollen. Denn *Ḥolem* steht in der betonten Silbe, aber wenn die betreffende Silbe den Hauptton verliert, geht mit dem *Ḥolem* das *Qameṣ cor-reptum* oder das Zeichen der Vokallosgigkeit parallel: cf. *jiqṭōl, jiqṭōl^lkhá . . .*, p. 630. Auf das Lateinische angewendet, würde diese Lehre sich etwa so gestalten: *cado* muss ein langes *a* haben, weil *incido* ein kurzes *i* hat u. s. w. — PRAETORIUS befindet sich, ZDMG 53, 186—88, in dem Irrtum, dass ein langer Vokal in der Regel geschlossen, ein kurzer dagegen offen sein müsse. Was für das Deutsche so ziemlich zutreffen mag¹, dagegen z. B. für das Dänische oder Französische keineswegs gilt, lässt sich natürlich nicht ohne allen Beweis auf das Hebräische übertragen.

Eine Hauptschwierigkeit bei der alten Auffassung ist lautgeschichtlicher Art, nämlich die sich daraus ergebende Notwendigkeit, für *a* einerseits, *i* und *u* andererseits, ganz verschiedene Lautgesetze anzunehmen. Lautgesetze, die Silbenbau, Quantität und dergleichen betreffen, pflegen gleichmässig zu wirken. Hier aber sollte der merkwürdige Gegensatz bestehen, dass *i* und *u* (*e* und *o*) in viel weiterem Umfang gedehnt wären als *a*: *jiqṭōl, jiltēn* aber *jik^lbad*; ^l*ōhæl*, ^l*ēmæq* aber ^l*ná^lar*; *kōl, leḅ* aber *qal*; *bēn* aber *dam* (St. constr.); *q^{el}ṭōlnā, lēknā* aber *tē^llaknā*. Man hat, wie OLSHAUSEN § 57—58, dies als Tatsache hingestellt, ohne zur Erklärung anderes beibringen zu können, als dass *a* 'Selbständigkeit genug besitzt, um auch in der Tonsilbe kurz bleiben zu können'. Der Gegensatz schliesst aber ein sprachgeschichtliches Problem in sich, das gelöst werden muss, ehe wir an die Richtigkeit der alten Theorie zu glauben wagen.

¹ Freilich gibt es auch deutsche Mundarten, die kurze Vokale zu offenen Längen gedehnt haben; so in der Schweiz.

Jedenfalls bedarf die Frage der Vokaldehnung im Hebräischen gründlicher erneuter Untersuchung, schrieb vor zehn Jahren Zimmern am angeführten Ort. Ja freilich! Aber wie fangen wir das an? Wenn die jüdische Tradition streitig ist, so dürfen wir nicht einige Punkte derselben als feststehend hinnehmen, und daraufhin über die übrigen aburteilen. Wir kommen mit masoretischen Mitteln aus dem bösen Zirkel nicht heraus. Wir müssen vielmehr das ganze System zur Debatte stellen, und ausserhalb desselben eine Basis für unsere Kritik aufsuchen.

Nun gibt es aber auch andere, und zwar sehr viel ältere Quellen, die wir gerade in bezug auf die Quantität mit Aussicht auf haltbare Ergebnisse verwerten können. Ich meine natürlich die griechischen Transkriptionen der Septuaginta und der Hexapla¹. Die Benutzung dieser Quellen

¹ Dem Hieronymus freilich kann ich keinen grossen Wert für die hebräische Lautgeschichte beimessen. Dass er sich zum Teil nicht auf eigene Beobachtungen stützte, das lehrt recht deutlich seine Behandlung der hebräischen Quantität in seinen *Onomastica*. Er kennt einen Quantitätsunterschied beim *e* und beim *o*, nicht aber beim *a*, — eben weil die griechische Schrift zwei *e*-Zeichen und zwei *o*-Zeichen aber nur ein *a*-Zeichen besitzt. Sein Wissen stammt also aus der griechischen Vorlage. Insofern nun seine Angaben mit dem Gebrauch der griechischen Quellen übereinstimmen, sind sie zwar richtig, beweisen aber nichts für seine eigene Zeit. Allerdings hat er auch mit Juden gearbeitet, und es ist möglich, dass seine Angaben, wenn sie sich besser mit der Masora als mit der griechischen Überlieferung vereinigen lassen, auf eigenen Beobachtungen beruhen und für die zu seiner Zeit geltende Aussprache Zeugnis ablegen. Jedenfalls ist er mit grösster Vorsicht zu gebrauchen. Die hebräische Phonetik hat ihn gewiss blutwenig interessiert: es war ihm im Grunde nur um den Sinn der Stellen zu tun. Er will seinen Lesern erklären, wie es kommt, dass die abendländischen Übersetzungen vielfach so stark von einander abweichen, und bespricht deshalb öfters Homonyme, aber z. T. in sehr fahrlässiger und in bezug auf das Phonetische geradezu irreführender Weise. So Bd. VI, 710 A (Vallarsis Ausg.): In Hebraeo ponitur HAREB, quod secundum lectionis diversitatem vel siccitas vel gladius vel corvus accipitur. Der Sinn dieses Unsinnns ergibt sich erst aus p. 749 A: quod si HAREB legimus, gladium sonat: si OREB,

ist zwar mit manchen Schwierigkeiten verbunden wegen der zahlreichen Diskrepanzen zwischen Masora und besonders LXX. Oft liegen verschiedene Lesarten zugrunde, und vielfach erscheint ein und derselbe Name in grammatisch verschiedener Form. Eines ist Rib^lqā̄, etwas anderes ist *Ρεβερκα*. Aber trotz allen Abweichungen in Einzelheiten, und trotz allen Fehlern der Überlieferung, ergeben sich bei genauerer Betrachtung klare Regeln für die Transkription hebräischer Laute, wie sie von den Übersetzern eben aufge-

σαῦμα, quod nos transtulimus siccitatem. Er will also gar nicht sagen, dass רִיבֹן oder gar רִיבֹן mit einem *a* zu sprechen ist. Wenn er nun VI, 724 schreibt: Hebraeus qui me in Scripturis instituit, asserebat LAED in praesenti loco (Zef. 3, 8) magis *εἰς ἔτι*, id est, in futurum, debere intelligi, quam in testimonium, so folgt daraus keineswegs, dass er in רִיבֹן ein *e* gehört hat: er hat sich nur ungeschickt ausgedrückt. Damit vergleiche man noch diese Blüte (IV, 472 A): sermo enim Hebraicus HOLED, si legatur aut scribatur ELLED, requiem: si EDEL, Occidentem sonat. — Wenn man ferner bedenkt, dass er die Quantität nicht ausdrücken konnte, seine Transkriptionen also noch viel ungenauer sind als die griechischen, und dass das aus seinen Schriften zu entnehmende Material kaum reichlich genug ist, um die Richtigkeit der Überlieferung seiner hebr. Vokabeln zu sichern, so wird man die Autorität seiner Angaben nicht hoch einschätzen können. Um nur ein Beispiel zu geben: Siegfried will in seiner fleissigen Abhandlung über die Aussprache des Hebräischen (ZAW 4, 34 ff.), S. 74 aus einigen mit *o* geschriebenen Formen folgern, dass Qameš schon damals öfter die Aussprache \bar{a} hatte. Ich kann ihm das nicht zugeben. Zunächst, wenn Hieronymus V 166 B von einem GOB spricht, quod nos dicere possumus foveam, so hat er nicht גֹּב sondern גֹּב im Sinn¹; einige andere Formen sind recht unsicher. Dann, wenn er IV, 442 D ‘in BOSOR, hoc est, in carne’ gibt, so lehrt seine griechische Vorlage, dass er keineswegs בֹּסֹר im Sinn hatte. Über dieses $\beta\omicron\sigma\omicron\omicron$ $\sigma\alpha\omicron\zeta$ wagte auch Lagarde, Übersicht, p. 56 nicht, sich zu äussern. Ob die Form zu etymologischen Zwecken erfunden ist? Und *zochor masculinum* auch? Jedenfalls ist für Qameš nichts daraus zu lernen. Die gerundete Aussprache des \bar{a} ist gewiss weder sporadisch noch in so früher Zeit eingetreten.

¹ [hier wird natürlich an die Dan. 6 vorkommende aram. Form gedacht; im Hebr. ist nur eine Form mit *e* überliefert. Übrigens wurde die masoretische Vokalisation erst nach Hieronymus durchgeführt.]

fasst wurden, Regeln für die Reflexe altsemitischer Sprachlaute in der griechischen Wiedergabe.

Wir finden ohne Mühe, dass die drei altsemitischen Längen \bar{a} \bar{i} \bar{u} durch ω ϵ (\bar{i}) ov wiedergegeben werden: $X\omega\rho\eta\beta$, $X\epsilon\rho\upsilon\beta\epsilon\iota\mu$. Für altes a steht natürlich α , wobei die Unterscheidung der Quantität sich in griechischer Schrift nicht ausdrücken liess. Die beiden übrigen Kürzen werden bald durch ϵ und o , bald durch η und ω reflektiert. Wenn nun vorausgesetzt werden darf, dass ϵ und o Kürzen, η und ω Längen bezeichnen müssen, so wären wir aus dem bösen Zirkel heraus. Denn dann brauchen wir nur die Gesetze zu formulieren, die uns die Belege in die Hand geben, um über die zu jener Zeit bestehenden Quantitätsverhältnisse ein sicheres Wissen zu gewinnen. Es gilt also nachzuprüfen, ob diese alte Überlieferung Kimchis Lehre bestätigt oder nicht.

In ursprünglich geschlossener Silbe, unter oder vor dem Ton, wird jedes alte i durch ϵ reflektiert, gleichgültig ob der masoretische Text dafür i e ω oder etwa a setzt: $\Sigma\epsilon\lambda\lambda\alpha$: $\text{šil}^{\bar{l}}\bar{a}$, vgl. arab. zillu^n ; $I\epsilon\varphi\theta\alpha\epsilon$: $\text{jip}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{h}^{\bar{l}}$; $\delta\epsilon\mu\alpha$ Hex. Mal. 2, 13: $\text{dim}^{\bar{l}}\bar{a}$ 'Träne', assyr. dimtu ; $\alpha\lambda\alpha\gamma\gamma\epsilon\theta\theta\iota\theta$ Hex. Ps. 8, 1: $\text{'al-haggit}^{\bar{l}}\bar{t}\bar{t}$; $\epsilon\lambda\iota\omega\nu$ ibd. 90, 9: $\text{'a}\bar{l}^{\bar{l}}\bar{j}\bar{o}\bar{n}$; $\nu\epsilon\mu\sigma\alpha$ ibd. 45, 2 (Mail. Fragmente, ZAW 16, 336): $\text{nim}^{\bar{l}}\bar{\text{š}}\bar{a}$; $\delta\epsilon\mu\mu\eta\rho\upsilon$ ibd. 47, 10: $\text{dim}^{\bar{l}}\bar{m}\bar{i}\bar{n}\bar{u}$ 'recordati sumus', * $\text{dim}^{\bar{l}}\bar{m}\bar{a}\bar{j}\bar{n}\bar{u}$, gebildet wie $\text{gil}^{\bar{l}}\bar{l}\bar{e}^{\bar{l}}\bar{t}\bar{i}$ etc., OLSH. p. 541. — $\Gamma\epsilon\delta\delta\epsilon\lambda\theta\iota$ LXX 1 Chr. 25, 29 A: $\text{gid}^{\bar{l}}\bar{d}\bar{a}\bar{l}\bar{t}\bar{i}$. In Segolaten: $E\beta\epsilon\theta$: $\text{'e}\bar{b}\bar{a}\bar{e}$; $E\delta\epsilon\mu$: $\text{'e}\bar{d}\bar{a}\bar{e}\bar{n}$; $\nu\epsilon\beta\epsilon\lambda$ LXX 1 S. 1, 24: $\text{'n}\bar{e}\bar{b}\bar{a}\bar{e}$; $\epsilon\mu\epsilon\zeta$ Jos. 7, 24: $\text{'e}\bar{m}\bar{a}\bar{e}\bar{q}$; $M\epsilon\lambda\chi\sigma\epsilon\delta\epsilon\zeta$: $\text{m}\bar{a}\bar{l}\bar{k}\bar{i}^{\bar{l}}\bar{\text{š}}\bar{a}\bar{e}\bar{d}\bar{a}\bar{e}\bar{q}$, arab. šidq ; $K\omega\epsilon\lambda\theta$ Hex. bei Eus. Hist. Eccl. VI, 25: $\text{q}\bar{o}^{\bar{l}}\bar{h}\bar{a}\bar{e}\bar{t}\bar{e}\bar{t}$. Auch vor degeminierter Konsonanz steht ϵ : LXX $X\epsilon\tau$: $\text{h}\bar{e}\bar{t}$, vgl. $\text{h}\bar{i}\bar{t}^{\bar{l}}\bar{t}\bar{i}$; $K\epsilon\nu\epsilon\zeta$ (* $\text{q}\bar{i}^{\bar{l}}\bar{n}\bar{i}\bar{z}\bar{z}$): $\text{q}\bar{e}^{\bar{l}}\bar{n}\bar{a}\bar{z}$,

¹ Übrigens ist ji - öfters durch i vertreten: $I\sigma\rho\alpha\eta\lambda$, $I\sigma\sigma\alpha\chi\alpha\rho$, $I\sigma\upsilon\epsilon\iota$ u. dgl.

vgl. $q^e n i z^1 z i$; Γεθ: *gat*, vgl. $g i l^1 t i$, assyr. *gimtu*; $\chi \sigma \epsilon \nu$, $\sigma \epsilon \nu$ Lament.: der Buchstabe Ψ , vgl. $\dot{s} i n^1 n \bar{i}$; Σελμωνα Nu. 33, 41: $\dot{s} a l m \bar{o}^1 n \bar{a}$; Σεφ 2 S. 21, 18: *sap*; Θελμελεχ, Θελααρησσα [Ezr. 2, 59 (Lag.)]: *tel, til^1 l \bar{a}; Hex. λεβ Ps. 45, 3 (Mail. Fragm.): *leb, lib^1 b i*; αλ χεν ibd., vgl. arab. *lakinna*; οναθετ: *wal^1 t e t* Ps. 43, 19.*

In ursprünglich offener aber früh geschlossener Silbe (s. u.) steht ebenfalls ε. So im Stat. constr.: *σεμ αειω* Hex. Gen. 28, 19: $\dot{s} e m - h \bar{a}^1 c i r$; *Ιωσονε βεν Νουν* Hex. EUSEBIOS' Hist. Eccl. VI, 25; aber in gewissen Fällen auch im Stat. abs.: *σαβεεζ* LXX A, LUK. Gen. 22, 13: *bass^e h a k*; *Αφεεζ*: $^a p e q$; *Βαβελ*: $b \bar{a}^1 h \bar{a} e l$. Hierher stelle ich noch die Eigennamen *Ελκανα*: $^a e l q \bar{a}^1 n \bar{a}$ (assyr. *ilu*): *Ελεαζαο*¹: $^a e l^1 \bar{a}^1 z \bar{a} r$; die Präposition *ελ* Hex. Mal. 2, 13; die Verbalform *θεσσαβεο* (wohl *θεσσαβεεο* zu lesen) Hex. Ps. 47, 8: $l^e s a b^1 b e r$; das Suffix *χεμ* Mal. 2, 13; das Pronomen *εμ* Ps. 9, 7. — Für ε aus kurzgebliebenem *i* steht hinter \dot{s} öfters *v*, ohne Zweifel weil \dot{s} labialisiert war: *Συλλημ* Gen. 46, 4; *Συμεων* Gen. 29, 33; *Συχημ* Gen. 33, 19; *Συμοβοο* Gen. 14, 2; vgl. noch *Βαιθσαμνς* 1 Sam. 6, 9; *Χαρκαμνς* III Ezr. 1, 23: *kark^e m i s*, und die Analoga *Βαβλων*, *Φυλιστιειμ*.

Wo hinter dem ursprünglichen *i* ein Aleph stand, oder geminierter Guttural degeminiert ist, steht η^2 : *Ζηβ* Ri. 7, 25; arab. $d i b$; *Βηροσαβεε*: arab. $b i r$; *βηροναθω* Hex. (Mailand. Frag.) Ps. 45, 4: $b^e q a^a w \bar{a}^1 t \bar{o}$; *Σηειο*: $\dot{s} e^1 c i r$ (* $\dot{s} i^c c i r$,

¹ Das zweite ε deutet, wie auch sonst häufig ε, α, oder ο, den Kehllaut an; vgl. *Σερνααο*, *Ιεροβοαμ*, *Αερμων*; auch in *Νωε* u. dgl. soll dieser Vokal keineswegs das Pataḥ furtivum vertreten.

² Es ist nicht angängig, mit KAUTZSCH, GESENIUS-KAUTZSCH 84 a—e, die masoretischen Formen $b e^2 e r$, $z e^2 e b$ usw. auf zweisilbige Grundformen zurückzuführen. Das lehren $n \bar{o} s^1 e t$ 1 Kön. 10, 22, $\dot{s} e t$, deren Grundformen doch nur $n \bar{a} s^1 t$, $\dot{s} i t$ sein können. Vielmehr ist anzunehmen, dass bei der Lautfolge e^2 , bezw. e^2 der Guttural in der Aussprache vorweggenommen oder meinetwegen der Vokal 'durchgeschwitzt' ist. — Vgl. KAHLÉ, p. 31, wo von den analogen Fällen $j^2 e^2 s \bar{o} r$, $\dot{j} a^1 m \bar{o} d$ die Rede ist.

LAGARDE, Übers. 92); *μηην* Hex. Mal. 2, 13: *mē^eē^jn*; *μηλωειμ* Hex. Ps. 8, 6; in den Hexapla ähnlich bei *r*: *μηρεμ* Ps. 109, 3: *mē^lrā^hem*.

In offener Silbe wird völlig tonloses *i* durch *ε* reflektiert: *ελωειμ*; *Ελιαβ* 1 Sam. 16, 6: *ʰalī^lā^b*; *εφωδ* (*εφονδ*); so auch vor ursprünglich folgendem Vokal im Imperativ *βειτον* Hex. Jes. 26, 4: *bi^lhū*.

In offener Silbe mit ursprünglichem Nebenton steht *η*: *βα ηλαι* Hex. Gen. 43, 23: *bā³ ʰelaj*; *σηριθ* Hex. Mal. 2, 13: *šē^lnī^t*; *ισηβ* Hex. Ps. 9, 8 (in pausa): *jē^lšē^b*; *καδισειμ* LXX 2 Kön. 23, 7: *qē^edē^lšīm*; *Ασιδωθ* Jos. 10, 40 etc.: *ʰā^sē^ldō^t*; *Ασηρωθ* Nu. 11, 35: *h^ašē^lrō^t*; *βε-σαδημωθ Κεδρων* Hex. 2 Kön. 23, 4, vgl. Fälle wie *bē^rre^lkō^t ^lmajim*; *Σεφηλα* EUSEBIOS, Onom. Sacra: *šē^pelā³*; *Αζηκα* Jos. 10, 10; 1 Sam. 17, 1: *ʰze^lqā³*; *Γαδηρα* Jos. 15, 36 B: *gē^edē^lrā³*; *Πηχαβ* 2 Kön. 10, 15: *re^lkā^b*; *ζηδαρ* Gen. 25, 13: *qē^ldār*; *Ησων*: *ʰē^lsā^w*; *Γηρα* Gen. 46, 21: *gē^lrā³*. (Durch die Schreibart *Αεια* für *le^lā³* soll das ungriechische *ηα* vermieden werden).

Die Form *αλληλων-ια* Ps. passim ist vokalisiert wie die Pausalformen *dab^lbērū*, *zam^lmērū*; zu vergleichen ist im masoretischen Texte das Klüb *qē^esōmī^lnā³* 1 Sam. 28, 8 u. dgl.

In geschlossener Silbe steht *η* fast durchweg im Stat. abs. des Nomens: *σωμηρ* Hex. Jes. 26, 2: *šō^lmer*; *λαμνανασση* Hex. Ps. 45, 1 (Mail. Fragm.): *lamnas^lše^ah*; *Μαναιμ*: *mēⁿal^hem*; *Ραχηλ*; *Βαιθηλ* und so *-ηλ* in vielen anderen Namen; *Ασηρ* Gen. 30, 13: *ʰā^lšer*; *Καδης*; *qā^ldēs*; *Ωβηδ* Ruth 4, 17: *ʰō^lbē^d*; *Χωρηβ* Ex. 3, 1: *hō^lreb*; *Ωρηβ* Ri. 7, 25: *ʰō^lreb*. Besonders zu erwähnen sind finite Verbalformen, die als Eigennamen gebraucht werden: *Ιωσηφ*; *Ιαφαλιτ* 1 Chr. 7, 32 f. A: *jap^lle^t*; *Ιαζηρ*: *ja^lzer*; *Αωση* Nu. 13, 9; *Ωσηε* 2 Kön. 15, 30: *hō^lšē^{a^e}* (Impr.); *Ελληλ*: *hil^llel* (Pf.); *Συλλημ* Gen. 46, 24, *Σελλημ* Nu. 26, 49: *šil^llem* (Pf.).

Hinsichtlich des alten *u* müssen und dürfen wir uns mit wenigen Belegen begnügen. Die Sache ist hier schon aus dem Grunde etwas schwieriger, weil ja altes *ā* zu *ō* geworden ist. Doch finden wir, so weit die sicheren Fälle gehen, die nämliche Entwicklung wie beim *i*.

In geschlossener Silbe steht *o* und zwar

in Segolaten: *Κορε* Gen. 36, 5, 14: ^l*qoraḥ*; *Ορεχ*: cf. *^l*oraḥ*, KAHLE, p. 17, assyr. *Uruk*; *Αχειτοφελ*: ^a*hī^ltorpæl*; *Γοβελ*, EUS. O. S. (*g^{el}bal*), ass. *gubla*, *Βύβλος*; *οὐδ* 'mundus' Hex. Ps. 48, 2, arab. *ḥuldu*; *ομο* Hex. Hos. 3, 2: ^l*homær*; *βοζο* Hex. Ps. 46, 6: *boqær*.

in geschlossener unbetonter Silbe: *Οζιας*: ^u*zzij^{jā}*; *Σοκωθ*: *suk^lkōt*; *Οφνει*: *ḥāp^lnī*; *Οδολλαμ*: ^a*du^llām*; *Γομορρα*: ^a*mō^lrā*; *Νοομι* (LUK.): *nā^ami*; *Ιεφοννη*: *j^epun^lnæ*; *Βοσορρα* Gen. 36, 33: *bāṣ^lrā* (also *qutullatu* neben *qullatu*); *χοφρω* Hex. Ps. 49, 8: *kāf^lrō*; *οσχι* Ps. 18, 29: *ḥāṣ^lkī*.

vor degeminierter Konsonanz: *οζ* Hex. (Mail. Fragm.) Ps. 45, 2: ^u*oz*; *Σορ* EUSEB. O. S. *ῥορ* (Onomastica Vatic. *Σωρ*); *χεφορ* 'Reif' Hex. Ps. 147, 5: *k^epor* (?); *κορ(οι)* 1 Kön. 5, 2 (4, 22): *kor*; *λα-χολ*: *l^ekol* Ps. 18, 31.

In *Οχοζιας* finde ich den Imperativ ^a*ḥoz*, *^a*uḥud*. Vgl. noch *Σοφονιας*. Schwieriger sind *Γοδολιας* und *Γοθολιας*; doch ist *γοδολ* wohl jedenfalls Nomen im St. cstr., Nebenform zu ^l*godæl*¹. Die Deutung LAGARDES, Übersicht, p. 52, halte ich für verfehlt. Die Wahl steht nur zwischen dem Imperativ und dem Nomen verbale *qutul* im St. constr.; letztere Form in *Ζοροβαβελ*: *z^erubbā^lḥæl*.

In früh geschlossener Tonsilbe: *Βοσορ*, *Αργοβ*.

In offener Silbe wird völlig tonloses *u* durch *o* reflektiert: *Γοθονηλ*: ^a*t^lnī^lēl*.

¹ [dieser, am Rande hinzugefügte Satz ist vom Verf. mit Fragezeichen versehen.]

In offener Silbe mit dem Nebenton etwa *Αουμειμ* Gen. 25, 3: *l^eum^lmīm*; die Geminatio mag sekundär sein.

Verbalform als Eigenname: *Ιαζωβ*: *ja^lqob^l*.

Mit dem Schicksal des alten *i* in LXX und Hex. vergleichen wir nun die Behandlung des alten *a* im masoretischen Text, indem wir zunächst von den Pausalformen völlig absehen. Vgl. OLSHAUSEN § 58.

In ursprünglich geschlossener Silbe unter oder vor dem Ton wird altes *a* durch Pataḥ reflektiert: *qā^ltalti*, *qā^ltalnū*, *qē^ltal^ltēm*, *qat^ltel*, *haq^ltel*, *qē^ltā^llatnī*, Impt. *l^eḥaš* u. s. w. In Segolaten: *na^lal*, *naḥal*, wofür, bei Nichtgutturalen, Formen mit Segol eintreten: *kašæp*. Auch vor degeminiertter Konsonanz steht Pataḥ: *kap*, vgl. *kap^lpajim*, assyr. *kappum*; *ap* vgl. *ap^lpī*, **anpu*; *qa^l*, vgl. *qallā*; *šar*, assyr. *šarrum*; *a^lḥat* aus **aḥadt*; Impt. *hak* = *hak^lke*.

Einige Fälle von frühzeitig geschlossener Silbe mögen hier eingereiht werden: die Konstruktformen wie *d^eḥar*, *mal^lkat*; Eigennamen wie *ab^lrām*, *abšā^llōm*; die Präpositionen *al*, *ad*. Vergleiche noch die finiten Verbalformen und die Infinitive wie *qā^ltal*, *jik^lbad*, *šē^lkaḥ*, *mas^lsa^l*.

Gewisse Eigennamen wie *ḥam^lmat*, und vereinzelt Nomina im Stat. abs. wie *d^eḥaš* 'Honig'.

Wo hinter dem *a* ein Aleph geschwunden, oder geminierter Guttural (oder *r*) im Inlaut degeminiert ist, steht Qameš: *bā^lrā^l*, *mā^lšā^lt*; *l^eḥā^ler*; *šā^lrīm*.

In offener Silbe wird völlig tonloses *a* durch Schwa, bzw. Ḥaṭeṭ reflektiert; durch Pataḥ jedoch vor folgender offener Untonsilbe: *kenā^lpajim*, *kan^lpe^l*.

Dagegen steht Qameš für altes *a* in offener Nebentonsilbe: *ā^llaj*; *jā^lqūm*; *mē^llā^lkīm*; *jīqqā^ltel*; *šē^ldā^lqā*; *ḥā^lkām*; *mē^llā^lkōt*.

Ferner steht Qameš in geschlossener Tonsilbe im

St. abs. des Nomens: $^{\circ}o^{\bar{}}l\bar{a}m$; $d\bar{a}^{\bar{}}b\bar{a}r$; $^{\circ}a^{\bar{}}l^{\bar{}}\bar{a}b$; $ni\bar{k}^{\bar{}}s\bar{a}p$ (Ptcp.). Besonders zu erwähnen sind finite Verbalformen, die als Eigennamen gebraucht werden: $na^{\bar{}}l\bar{a}n$, $ji\bar{p}^{\bar{}}l\bar{a}h$, $ji\bar{s}^{\bar{}}h\bar{a}q$.

Also befolgt die masoretische Vokalisation bei der Unterscheidung von Pataḥ und Qameṣ für altes *a* genau dieselben Regeln wie die griechische Transkription bei der Unterscheidung von ϵ und η für altes *i*. Dadurch sind wir genötigt einzugestehen, einerseits dass allerdings Pataḥ ein kurzer, Qameṣ ein langer Vokal ist, andererseits aber, dass zur Zeit der Übersetzungen und Transkriptionen die drei alten Kürzen in quantitativer Hinsicht völlig gleichmässig behandelt waren. Die Segolate $\epsilon\zeta\epsilon\theta$, $\Gamma\omicron\beta\epsilon\lambda$ hatten kurzes *e o*, wie $na'al$ kurzes *a*; auch $\lambda\epsilon\beta$ und $o\zeta$ stimmten mit qal überein. $I\omega\sigma\eta\varphi$ hatte langes *e* wie $Ji\bar{s}^{\bar{}}h\bar{a}q$ langes *a*; aber $\theta\epsilon\sigma\sigma\alpha\beta\epsilon\theta$ hatte kurzes *e* wie $ji\bar{k}^{\bar{}}b\bar{a}d$ kurzes *a*. Dieses Ergebnis lässt sich nun auch anderweitig erhärten.

In ursprünglich betonter, geschlossener Silbe, die nachträglich enttont wurde, steht im masoretischen Text für kurzes *e* Segol, für kurzes *o* Qameṣ ḥaṭūp. So vor Maqqep: ban , $\bar{s}am$, $^{\circ}al$, $k\bar{a}l$, $jim\bar{s}\bar{a}l$ - $^{\bar{}}b\bar{a}k$. Da diese Kürzen immer kurz gewesen und geblieben sein müssen, so legen auch sie ein Zeugnis ab für die Quantität des *e* und *o* — zu der Zeit, als die Enttonung erfolgte. Dies gilt nun auch in den Fällen des rückweichenden Akzents. Wie bereits oben angedeutet, kann diese Bewegung erst nach Durchführung des Dehnungsgesetzes eingetreten sein. 'Die Zurückziehung des Tones von der Endsylbe eines Wortes ist nur dann gestattet, wenn dessen vorletzte Sylbe, auf welche der Ton dann regelmässig übergeht, eine offene (also auch langvokalige¹) ist; auch darf die bisher betonte letzte Sylbe

¹ Auf eine offene kurzvokalige wohl lediglich bei 'virtueller' Schärfung eines Gutturals: $l^{\bar{}}\bar{s}ah\bar{a}q$ $^{\bar{}}b\bar{a}n\bar{u}$ u. dgl. Rückw. Acc. p. 32. Es wird

nicht eine geschlossene Sylbe mit ursprünglich langem Vocale sein' (OLSHAUSEN § 90 b). Einerseits kann also nur ein langer Vokal den Ton aufnehmen. Andererseits besteht in bezug auf die ursprüngliche Tonsilbe, wenn sie eine (im Hebräischen) geschlossene ist, ein Unterschied hinsichtlich der Quantität. OLSHAUSENS Definition erschöpft aber die Bedingung nicht ganz. Nicht nur der ursprünglich (seit altsemitischer Zeit) lange Vokal, sondern auch der nach obigem Gesetz gedehnte Vokal hält den Ton fest, während der kurzgebliebene Vokal ihn abgibt. Darauf, nicht auf dem Vorhandensein eines völlig unerweislichen zweigipfligen Akzents, wie ihn PRAETORIUS konstruierte, beruhen die Unterschiede, die dieser Gelehrte in seiner wertvollen Schrift 'Über den rückweichenden Accent im Hebräischen' 1897 mit viel Material beleuchtet hat. Tatsächlich stimmt das Bild, das das Verhalten des Akzents darbietet, sehr gut zu unseren bereits gewonnenen Ergebnissen und dient somit zu deren Bestätigung. Das Nomen im St. abs. wahrt die Ultimabetonung¹: $dā̄|bār |tōb$; $qā̄|hāl |rāb$; $ā̄|sān |bā$; $Jō|sep |hāj$; $jō|šeb |šām$ 1 Kön. 17, 19; $ō|zer |li$; $jā|šen |hū$ 1 Kön. 18, 27; $hō|reš |rā$ Prov. 6, 14; $hannō|qe^a |bāh$ Prov. 6, 29; $šō|me^a |li$ Prov. 8, 34; $lō|qe^a |lō$ Prov. 9, 7.

Hier war eben vor einfacher Konsonanz der Vokal gedehnt worden.

Dagegen weicht der Akzent: im St. const. $hōlēm |pā^aam$ Jes. 41, 7; $nō|ta^c |ozæn$ Ps. 94, 9; $kō|ba^c nē|hošæt$ 1 S. 17, 5; $mūsar |āb$ Prov. 4, 1; $nē|šūrat |leb$ Prov. 7, 10;

in den finiten Verbalformen $wē|ābār |šinā$ Jos. 15, 3; $jelēk |dābær$ Hab. 3, 5; $elēk |li$ Cant. 4, 6; $jiw|wātær |bāh$ wohl die Verbindung von Kürze + Kehllaut wegen der vokalartigen Artikulation des letzteren einem langen Vokal gewissermassen gleichwertig gewesen sein.

¹ Die Belege z. T. nach Rückw. Acc., p. 20 ff.

Zach. 13, 8; ${}^{\bar{t}}\bar{a}\bar{h}\bar{a}\bar{e}\bar{l}$ ${}^{\bar{b}}\bar{o}\bar{r}$ Hi. 41, 10; $j\bar{e}{}^{\bar{h}}\bar{a}\bar{b}\bar{a}\bar{e}\bar{l}$ ${}^{\bar{l}}\bar{o}$ Prov. 13, 13; $\bar{l}\bar{o}{}^{\bar{j}}\bar{k}{}^{\bar{k}}\bar{a}\bar{s}\bar{a}\bar{e}\bar{l}$ ${}^{\bar{b}}\bar{a}\bar{h}$ Ez. 33, 12; $w{}^{\bar{e}}\bar{h}\bar{i}\bar{l}$ ${}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{h}\bar{a}\bar{e}\bar{m}$ ${}^{\bar{b}}\bar{o}$ Ri. 9, 38; $j{}^{\bar{e}}\bar{k}\bar{a}\bar{h}\bar{a}\bar{e}\bar{s}$ ${}^{\bar{b}}\bar{a}\bar{h}$ Hos. 9, 2; ${}^{\bar{h}}\bar{a}\bar{r}\bar{a}\bar{e}\bar{m}$ ${}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{k}$ 2 Kön. 6, 7; $h\bar{i}\bar{n}$ ${}^{\bar{n}}\bar{a}\bar{q}\bar{a}\bar{e}\bar{m}$ ${}^{\bar{l}}\bar{i}$ Jer. 15, 15; $h\bar{i}\bar{s}$ ${}^{\bar{s}}\bar{a}\bar{m}\bar{a}\bar{e}\bar{r}$ ${}^{\bar{l}}\bar{k}\bar{a}$ Gen. 24, 6; 31, 24; $t\bar{i}\bar{k}$ ${}^{\bar{k}}\bar{a}\bar{l}\bar{a}\bar{e}\bar{b}$ ${}^{\bar{z}}\bar{o}{}^{\bar{t}}$ Ps. 102, 19; $j\bar{e}{}^{\bar{b}}\bar{a}\bar{m}\bar{a}\bar{e}\bar{r}$ ${}^{\bar{l}}\bar{o}$ Jes. 4, 3; $h\bar{i}\bar{l}$ ${}^{\bar{c}}\bar{a}\bar{r}\bar{a}\bar{e}\bar{b}$ ${}^{\bar{n}}\bar{a}$ 2 Kön. 18, 23, ${}^{\bar{a}\bar{l}}\bar{t}\bar{o}\bar{k}\bar{a}\bar{h}$ ${}^{\bar{l}}\bar{e}\bar{s}$ Prov. 9, 8, ${}^{\bar{j}}\bar{o}\bar{s}\bar{a}\bar{p}$ ${}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{e}\bar{q}\bar{a}\bar{h}$ Prov. 9, 9, ${}^{\bar{j}}\bar{e}\bar{l}\bar{a}\bar{e}\bar{k}$ ${}^{\bar{b}}\bar{a}\bar{e}\bar{t}\bar{a}\bar{h}$ Prov. 10, 9; im Infinitiv constr. ${}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{t}\bar{a}\bar{e}\bar{l}$ ${}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{h}$ Est. 2, 9; ${}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{t}\bar{a}\bar{e}\bar{l}$ ${}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{n}\bar{u}$ Jos. 5, 6; $b{}^{\bar{e}}\bar{h}\bar{i}\bar{w}$ ${}^{\bar{w}}\bar{a}\bar{l}\bar{a}\bar{e}\bar{d}$ ${}^{\bar{l}}\bar{o}$ Gen. 21, 5; ${}^{\bar{l}}\bar{e}\bar{h}\bar{i}\bar{l}$ ${}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{h}\bar{a}\bar{e}\bar{m}$ ${}^{\bar{b}}\bar{i}$ Ri. 11, 27; ${}^{\bar{l}}\bar{e}\bar{h}\bar{i}\bar{l}$ ${}^{\bar{l}}\bar{a}\bar{h}\bar{a}\bar{e}\bar{m}$ ${}^{\bar{b}}\bar{a}\bar{m}$ Ri. 11, 32; ${}^{\bar{l}}\bar{e}\bar{h}\bar{i}\bar{s}$ ${}^{\bar{s}}\bar{a}\bar{t}\bar{a}\bar{e}\bar{r}$ ${}^{\bar{s}}\bar{a}\bar{m}$ Hi. 34, 22.

Hier war eben der Vokal nach unserer Regel kurz geblieben.

Allerdings weicht der Akzent nicht überall, wo die phonetischen Bedingungen erfüllt waren. Bedenklicher ist, dass gar nicht selten das enttonte *e* nicht durch Segol sondern durch Šere mit Meteg vertreten ist. Worauf das beruht, werde ich unten zu zeigen versuchen. Hier genügt es, erkannt zu haben, dass das Verhalten des rückweichenden Akzents nur unter der Annahme solcher Vokalquantitäten, wie sie zur Zeit des ORIGENES bestanden haben, verständlich ist.

Nach alledem lässt sich die Dehnungsregel für die Kontextformen so fassen: In ursprünglich geschlossener Silbe wird nirgends gedehnt. Die wenigen Ausnahmen mit \bar{a} aus *a* wie ${}^{\bar{s}}\bar{a}\bar{m}$ ($m\bar{a}$), $\bar{l}\bar{a}\bar{m}$ und dergleichen sind eigentlich Pausalformen. Im einzelnen über *qatl* von med. gem. siehe bei OLSHAUSEN § 139. — In ursprünglich offener Silbe entziehen sich der Dehnung die völlig schwachen Vokale, wogegen die mit altem Nebenton gedehnt sind. Diese Dehnung für eine künstliche zu halten, liegt gar kein Grund vor¹. In haupttoniger offener Silbe wird nicht gedehnt:

¹ Nach Grundriss, p. 101, wäre 'eine dehrende Wirkung des Vortons, wie ihn die ältere hebr. Grammatik annahm, ein phonetisch unvoll-

$q^e\bar{t}a^l\bar{l}an\bar{i}$, vgl. $q^e\bar{t}a^l\bar{l}an\bar{i}$, $jig^l\bar{g}a\bar{s}\bar{u}$. Diese Formen der mittleren Stufe sind selten geworden, meist hat ursprünglich betonte Pänultima den Ton abgegeben und den Vokal eingebüsst: $q\bar{a}^l\bar{l}\bar{u}$. Formen mit gedehntem Vokal wie $q^e\bar{t}\bar{a}^l\bar{l}\bar{a}n\bar{u}$, $q^e\bar{t}\bar{a}^l\bar{l}\bar{a}h\bar{u}$ waren von Haus aus Pausalformen. In einzelnen Fällen zeigt die griechische Überlieferung noch Formen mit betonter Kürze. So $\beta\alpha\rho\omega\omega$ 'sie vertrauten' Hex. Jes. 26, 3 (vgl. LAGARDE, Mitteilungen 2, p. 362), was weder $\bar{b}\bar{a}^l\bar{t}\bar{o}h\bar{u}$ noch $b\bar{a}^l\bar{t}\bar{o}h\bar{u}$, sondern nur eben $b\bar{a}^l\bar{t}\bar{o}h\bar{u}$ gelesen werden kann. Auch den merkwürdigen Imperativ $\varphi\theta\omega\omega$ 'öffnet',

ziehbarer Begriff'. — Ich halte es durchaus für geraten, dass man über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit phonetischer Vorgänge nicht a priori urteile. Es gibt keine Lautwissenschaft, die in dieser Hinsicht zuständig wäre. Wer auf verschiedenen Gebieten Lautstudien getrieben hat, weiss, dass manche phonetische Vorgänge immer wieder auftreten, aber auch, dass andere selten vorkommen oder, soweit das jeweilige Wissen reicht, isoliert dastehen. Auch der grösste Forscher überblickt nur einen kleinen Bruchteil von sämtlichen lautgeschichtlichen Geschehnissen und hat kein Recht, überlieferte Lautänderungen für unmöglich zu erklären, weil ihm keine auswärtigen Parallelen vorgekommen sind. — Über den Bau der hebr. Silben wissen wir nichts Näheres und können uns nicht anheischig machen, die Vorgänge genau zu erklären. Die Wirklichkeit oder Natürlichkeit der Dehnung kann nicht davon abhängen, ob wir sie 'verstehen' oder nicht. Vielleicht war der Grund, dass die Härte der Silbenfolge $q\bar{a}^l\bar{t}\bar{a}$ um etwas gemildert wurde, wenn der nebentönige Vokal gedehnt wurde (cf. SIEVERS, Altgerm. Metr., p. 195), und so, indem der letzte Teil des $\bar{a}-\bar{a}$ schwächer war, zwischen den beiden Druckgipfeln eine Senkung zustande kam. Warum aber gerade dieses Erleichterungsmittel und nicht etwa ein anderes, uns geläufigeres, beliebt wurde, lässt sich natürlich gar nicht sagen: es bleibt eben bei jedem lautlichen Vorgang, wie bei allem Menschlichen, ein völlig unberechenbares Moment. Vergleiche, was PAUL in ganz anderem Zusammenhange, in seinem Grundriss der germanischen Philologie II, 57 bemerkt: 'Folgen zwei betonte silben unmittelbar auf einander, so erhält die erste naturgemäss ein besonders starkes gewicht und eine über das normale hinausgehende dauer, eben weil eine nachfolgende silbe mangelt, innerhalb deren die tonstärke allmählich herabsinken könnte'. Was hier vom Hauptton gesagt wird, gilt ebenso gut von einem starken Nebenton, der sich vor einem unmittelbar folgenden Hauptton behaupten soll: Er behauptet sich leichter auf einer Länge als auf einer Kürze.

ebd. V. 2, halte ich für richtig: *p^{el}toḥū* für das masoretische *piḥū*; vgl. dazu *t^{el}bō^aḥ* Gen. 43, 16 und syr. *neptōḥ* neben *neptaḥ*, Syr. Gr., p. 108. Weitere masoretische Belege, auch für die Ultima, werden unten nachgetragen.

Bei den ursprünglich offenen, in historischer Zeit geschlossenen Tonsilben bemerken wir einen ausgeprägten Gegensatz zwischen den Absolutformen des Nomens einerseits und den Konstruktformen samt den finiten Verbalformen nebst Infinitiven andererseits: Erstere lassen die Dehnung zu, letztere nicht. Dieser Gegensatz lässt sich nicht wohl anders deuten als dahin, dass zur Zeit des Eintritts der Dehnung die Konstrukt- und Verbalformen ihre (seit altsem. Zeit kurzen) Endvokale bereits eingebüsst hatten und deshalb wie die von Haus aus vokallos ausgehenden Formen (*qaḥal^a*, *jik^lbad^u* wie *jik^lbad*, *k^{el}bad*) behandelt wurden, während die Absolutformen die auslautenden Vokale zunächst noch bewahrten. Da nun aber, wenn der auslautende Vokal bleibt, im Kontext keine Dehnung eintritt, so ist der Schwund mit der Dehnung gleichzeitig, beide Erscheinungen sind zwei Seiten derselben Sache.

Dies führt uns auf eine Sprachstufe zurück, wie sie etwa das Assyrische einnimmt: *šarru rabū šarru dannu šar šarrāni šar Aššūr*. Für das Assyrische ist die Sache sehr klar: in der ältesten Sprachform waren die Absolutformen mimiert und wahrten deshalb besser als die Konstruktformen und z. T. die Verbalformen ihre Endungen. Das auslautende *-m* ist in der Zeit nach Hammurabi lautgesetzlich geschwunden, wenn auch von der Orthographie vielfach festgehalten. Für das Urhebräische müssen wir Entsprechendes annehmen. Dabei muss allerdings vorausgesetzt werden, dass das *-m* die Betonung der Endsilben nicht bewirkte, was sich so erklären liesse, dass es erst

nach Festlegung der altsem. Betonung als modifizierende enklitische Partikel an die Absolutformen trat. Dieses *-m* hat also auch im Hebräischen den Schwund der Endungen verzögert. Dass dies die richtige Erklärung ist, kann nicht wohl bezweifelt werden. Die Ansicht, dass das Unterbleiben der Dehnung auf Herabminderung des Druckes bei enger Anlehnung beruhe, hat an der überlieferten Betonung ganz und gar keine Stütze. Sowohl der St. constr. wie das Verb ist von ebenso starkem Hauptton getroffen worden wie der St. abs. PRAETORIUS (Rückw. Acc., p. 36) findet dies überraschend. Ob überraschend oder nicht, so werden wir der Tatsache Rechnung tragen müssen. Der St. constr. entbehrt des alten Nebentons: das ist aber auch bei gewissen Absolutformen der Fall¹.

Keine Schwierigkeit, sondern eine entscheidende Bestätigung, ist darin zu sehen, dass auch im St. abs. in gewissen Fällen die Dehnung unterblieben ist. Das sind unimimierte Formen nach Art der arabischen Diptota. In allen Sprachen mit Mimation oder Nunation sind gewisse

¹ Wer den folgenden Abschnitt liest, wird nicht bezweifeln, dass ich auch die Möglichkeit erwogen habe, die Absolutformen mit gedehntem Vokal könnten vielleicht Pausalformen sein, die in den Kontext gedrungen wären. Ich bin allerdings der Überzeugung, dass wir ohne die Annahme vielfacher Störungen des lautgesetzlichen Verhältnisses zwischen Kontext- und Pausalformen nicht auskommen. Es will mir aber nicht einleuchten, wieso diese Störungen sich beim Gegensatz Pataḥ-Qameṣ auf das Nomen beschränkt und das Verb unberührt gelassen hätten. Das liesse sich keineswegs daraus erklären, dass das Verb selten in Pausa stehe; denn dies trifft nicht zu. Dazu kommt noch, dass die ursprünglich auf Geminata ausgehenden Nomina wie *gan* das *a* im Kontext nicht dehnen, dass also hier nur die Pausalform *ā* hat. Die unten folgende Ausführung wird mich rechtfertigen; denn es wird sich da herausstellen, dass die Verbalformen so gut wie die Nominalformen aus der Pausa in den Kontext dringen können. Es ist also notwendig, für diese innerhalb enger grammatischer Grenzen vollzogene Dehnung eine besondere Ursache zu suchen: als solche weiss ich nur das einstige Vorhandensein der Mimation anzugeben.

Nomina, vor allem Eigennamen, aber auch andere Wörter, entweder überhaupt oder in gewissen syntaktischen Stellungen von dieser Vermehrung ausgeschlossen. Es lässt sich also von vornherein erwarten, dass Ähnliches sich im Hebräischen findet. Die Verhältnisse liegen in jeder Sprache etwas anders als in den übrigen: Schon das Nabatäische¹ weicht in wesentlichen Punkten vom Mittelarabischen und dieses wieder vom Südarabischen ab, und im Babylonisch-Assyrischen finden wir wieder eine eigentümliche Entwicklung². Man darf also auch fürs Hebräische nur einen eigen-

¹ Vgl. NÖLDEKE bei EUTING, Nab. Inschr., S. 73 f.

² Sonderbarerweise scheint noch niemand darauf verfallen zu sein, die im Babylonisch-Assyrischen nach gewissen Regeln auftretende Mimationlosigkeit mit der arab. Diptosis und Nunationslosigkeit in Verbindung zu bringen. Man sagt wie DELITZSCH, Grammatik, p. 187, dass die unmimierten Eigennamen 'vielfach in die Kasusunterscheidung nicht eingegangen sind', ohne zu fragen, ob sie nicht vielmehr aus der Kasusunterscheidung herausgetreten sind, nämlich durch Schwund der durch kein *-m* geschützten Kasusvokale. (Ass. *ištēn* 'ein' ist genau so gebildet wie arab. *sakrānu* (**sakrēnu*) zum fem. *sakrēj*). Sind doch die Kasusvokale der Konstruktformen wenigstens zum grossen Teil abgestossen worden. Abgeworfen ist ja auch das auslautende *-i* des Duals: *kilallān*, sowie das *-a* der 3. Sg. M. des Permansiv-Perfekts. Allerdings kann man nicht beweisen, dass im Urbabylonischen das Fehlen der Mimation mit Diptosis verbunden war — das kann man schliesslich auch fürs Nabatäische und Südarabische nicht; jedenfalls aber stammt die arab. Unterscheidung von Nomina mit und ohne Nunation aus dem Altsemitischen. Ist die Diptosis sekundär, was wir nicht wissen können, so hat sie sich wenigstens dem von Haus aus vorhandenen Unterschied angeschmiegt. — Man redet wie UNGNAD, Grammatik, p. 25, von einem Status indeterminatus, wobei man zwei ganz verschiedene Formenkategorien durcheinanderwirft: den Status prädicativus: *awēlum šū-u šarraḳ*, der erst auf babyl. Boden nach Analogie des alten Perfekts entstanden ist; und das aus dem Altsemitischen überkommene Nomen ohne Mimation.

Wenn UNGNAD auf 'die prädikative Form im Deutschen' verweist, so lasse ich mir das gerne gefallen. Denn die prädikative Form 'gross' ist von Haus aus erstens nicht nur prädikativ, sondern auch attributiv: 'gut Wetter', und zweitens nicht unflektiert, sondern flektiert wie *bonus-bona-bonum*. Die Endungen sind aber früh geschwunden. Diese Parallele ist also allerdings lehrreich, wenn auch nicht im Sinne UNGNADS.

artigen Ausbau des gemeinschaftlichen Systems, nicht völlige Übereinstimmung mit dieser oder jener Schwestersprache erwarten.

Am deutlichsten ist dies bei den Eigennamen mit dem femininen *-at*: *raq^lqat* Jos. 19, 35; *ḥam^lmat* ibd.; *bāš^lqat* Jos. 15, 39; *gī^lnat* 1 Kön. 16, 21-22; *gīb^lat* Jos. 18, 28; *qir^ljat* ibd.; *ḥæl^lqat* Jos. 19, 25 (*ḥæl^lqāt* 21, 31) *b^eko^rrat* 1 S. 9, 1. — Diese Formen gehören mit arab. *makkatu* und assyr. *bēlit* zusammen.

Das Permansiv, welches für den Stat. präd. das Flexionsmuster abgab, lässt sich, trotz gewisser Abweichungen, vom westsemitischen 'Perfekt' gewiss nicht trennen. Die aktive Perfektbedeutung ist auch im Babyl.-Assyr. nicht gar so selten, im Cod. Hammurabi und in den alten Kontrakten wie in den Amarnabriefen kommt sie wiederholt vor, jedenfalls ist sie vorhanden. Von den Endungen lässt sich besonders die der 3. F. Pl. (*waldā*) von äthiop. und aram. *-ā* (*qa^ltalā*) nicht trennen, und die übrigen stimmen fast durchweg sehr schön zu den westsem. Allerdings ist diese alte Verbalform dann im Babyl.-Assyr. mit Partizipien verquickt worden.

Die Übertragung der Perfektflexion auf das prädikative Nomen hat dann eine weitere Neubildung mit sich gebracht. Nachdem man für den prädikativen Gebrauch **šarrūna*, *šarrūtum* in *šarrū*, *šarrā* 'sie sind Verbrecher(innen)' umgemodelt hatte, bildete man das attributive Masculinum Pluralis nach der Analogie des Femininum um. Die Flexion Nom. *šarrūtum*, Acc.-Genit. *šarrūtīm*, die nur bei Adjektiven und Pronomina, also bei movierbaren Wörtern vorkommt, hat augenscheinlich eben die Kasusendungen, die im Altsemitischen lediglich dem Femininum Pluralis zukamen, so dass man ohne die Annahme einer Beeinflussung durch die weiblichen Formen überhaupt nicht auskommt. Wie ich schon ZA XX, p. 64, Anm. andeutete, wurde das Verhältnis *šarrā*:*šarrūt^m/im* das Muster für die zu *šarrū* neu hinzugebildete Form *šarrūt^m/im*, indem man sich die Sache so zurechtlegte, dass die attributive Form durch Anhängung von *-t^m/im* an die prädikative zu bilden sei. Mit dem Kollektiv auf *-ūtum* hat diese Form nicht das mindeste zu tun.

Eine Parallele hierzu bietet das Aethiopische. Hier hat das Masculinum im Plural *-ān*, das Femininum *-āt*, aber wohlgemerkt, das *-ān* tritt im wesentlichen nur bei Adjektiven und Partizipien auf (DILLMANN § 132), also bei movierbaren Wörtern. Dies erinnert zu sehr an den Gebrauch des Plur. sanus im Arabischen, als dass man das *-ān* von der alten Endung *-ūna* trennen könnte. Wahrscheinlich führte das beständige Nebeneinander von **erāqūn*:*erāqāt* u. s. w. zur Kontaminationsbildung *erāqān*.

Mit *Ελκανα*, *Ελεαζα* vergleiche man südarab. *ʾlwhb*, *ʾlsm*^c, und assyrische Namensformen wie *Šamaš-šum-ukin* u. s. w.

Ausser den Eigennamen und den Infinitiven (*š^ekab*, *š^epal* u. s. w.) wären einige wenige Wörter hierher zu ziehen: *d^eḥaš* 'Honig', wohl aus **dibiš*, und *s^eḥak_k* (σαβεκ) 'Dickicht', Gen. 22, 13. Anderes übergehe ich als zu unsicher. Die Form *ʾar^lba^c* lässt sich verschiedentlich deuten.

Sehr interessant sind gewisse Fälle von formelhaft kopulierten Nomina: *pā^rraš w^egal^lgal wā^rraḥkab* 'Reiter und Rad und Wagen' Ez. 26, 10; *ḥāk^lmat wā^ddā^cat* 'Weisheit und Einsicht' Jes. 33, 6, vgl. weiter GESENIUS-KAUTZSCH § 130 b. Derselbe Gebrauch besteht auch im Südarabischen: *bḍr wslm* 'in Krieg und Frieden', F. HOMMEL, Süd-arab. Chrestomathie, p. 40 (auch mit *-m*, MÜLLER, Südarabische Altertümer, p. 30) und im Assyrischen: *ši-ḥir ra-bi ina kakku ušamqit* Sargons Ann. 93 'Klein und Gross schlug ich mit Waffen', *ši-ḥir ra-bi la ipparšidu* ibd. 308 'Klein und Gross entrann nicht'. Hierher gehört auch arab. *šabāḥa masāʾa* 'every morning and evening' WRIGHT I, p. 289, *bajta bajta*, ebd., u. dgl. Wohl auch *ǧāʾū ʾuḥāda ʾuḥāda* 'they came one by one'. Hiermit wird wieder in gewissem Zusammenhang stehen, dass im Hebräischen *ʾa^lḥad* — auch wo es nicht vor einer Präposition im St. constr. steht: *k^ea^lḥad mim^lmānnū* Gen. 3, 22 — gelegentlich unmimiert bleibt: *w^eat^ltæm t^eluqq^elū l^ea^lḥad ʾa^lḥād* Jes. 27, 12. Mit dem Ausdruck *l^ea^lḥad qā^rrā^rtī ʾno^cam ūl^ea^lḥad qā^rrā^rtī ḥōb^elīm* Zach. 11, 7 wird es sich ähnlich verhalten. Bei *š^el^kæm ʾa^lḥad* Gen. 48, 22 könnte man an babyl. *šattam ištiaat* Cod. Hammurabi XI 5 und sonst erinnern. Es ist nicht leicht, zur Zeit eine erschöpfende Darstellung der Mimationsregeln zu geben. Im Babylonischen gibt es noch sonderbare Fälle wie *u lu ana mišlani u lu ana šalus* Cod.

Hammurabi XIII 49 'for either $\frac{1}{2}$ or $\frac{1}{3}$ ', *ina šanat* 'jährlich', *ana dār* 'auf immer'. Waren diese Formeln ursprünglich verdoppelt, etwa wie hebr. *l^edōr dōr?* — Ist *qab(b)al lā mahār* 'warrior without an equal' irgendwie mit dem arabischen Gebrauch: *lā rağula fi ddāri* etc. zu vereinigen?

In zwei Hauptpunkten weicht der hebr. Gebrauch vom Arabischen ab. Einerseits sind im Arabischen Verbalformen, die als Eigennamen gebraucht werden, diptotisch, während im Hebräischen *jis^lhāq* u. s. w. mimierte Formen voraussetzen. Dies ist aber auch im Nabatäischen der Fall: *jmlkw* u. s. w., NÖLDEKE bei EUTING, p. 74. Wenn hier die weiblichen Formen wie *t^emr* diptotisch sind, so kann man damit vergleichen, dass im Hebräischen das maskuline Perfekt den Vokal dehnt: *nā^ltān*, das feminine wie *bās^lmat* dagegen nicht. Der andere Punkt ist der, dass im Arabischen der Artikel vor die nunationslose Form tritt, im Hebräischen dagegen vor die mimierte; aber auch damit hält es das Sinaitische wie das Hebräische: *ʾImbqrw*: *Ἀλφοβαρεῖον*, NÖLDEKE bei EUTING, p. 75. Wenn es richtig ist, dass das *-m* ursprünglich die Indetermination bezeichnete, während die unmimierte Form determiniert war¹, so ist im Arabischen das Demonstrativ *al* vor das ohnehin bestimmte Nomen getreten. Dagegen muss im Sinaitischen und Hebräischen die Bedeutung der Mimation ebenso wie im Assyrischen völlig verblasst gewesen sein.

Wenn somit festgestellt ist, dass auch den hebr. Absolutformen die Mimation von Haus aus gebührte, so werden wir mit Notwendigkeit darauf geführt, die von BARTH

¹ So D. H. MÜLLER, ZDMG XXXII, 542 ff. [RHODOKANAKIS in S.-B. d. Wiener Akad. 213. Bd., 3. Abh., 1931, S. 39 sieht in der Mimation umgekehrt eine ursprüngliche Determination. Bekanntlich hat man in den Ras Shamra-Texten ein enklitisches *-m(a)*, beim Nomen wie beim Verbum, dessen Verhältnis zur Mimation jedoch nicht klar ist].

ZDMG 41, 610, Nominalbildung XXXI aufgestellte, ZDMG 44, 695 zurückgezogene, Sprachw. Unters. I, p. 26 ff. aufs neue begründete Erklärung der Endungen der Nomina ult. inf. und dgl. für richtig zu halten. Hebr. $\text{'}\bar{a}\bar{b}$: $\text{'a}\bar{b}$ beruht mit Notwendigkeit auf 'abim : $\text{'ab\bar{i}}$; $\text{p\bar{a}}$: $\text{p\bar{i}}$ auf 'pim : $\text{p\bar{i}}$; $\text{s\bar{a}}$: $\text{s\bar{e}}$ 'Schaf' auf 'sim : $\text{'s\bar{i}}$ aus $\text{'s\bar{i}wim}$: $\text{'s\bar{i}w\bar{i}}$; $\text{b\bar{o}n\bar{a}}$: $\text{b\bar{o}n\bar{e}}$ auf $\text{'b\bar{a}nim}$: $\text{'b\bar{a}n\bar{i}}$ aus $\text{'b\bar{a}nijim}$: $\text{'b\bar{a}niji}$. Ähnlich bei Formen auf 'ajim : 'aji ; $\text{miq\bar{n}\bar{a}}$: $\text{miq\bar{n}\bar{e}}$ (nach dieser Analogie mag $\text{b\bar{o}n\bar{e}}$ (und $\text{s\bar{e}}$) sein \bar{e} für \bar{i} erhalten haben)¹. Für die Richtigkeit dieser Auffassung sprechen wieder die unmimierten Formen: erstens, wie RECKENDORF, Syntakt. Verhältnisse d. Arab., 1898, p. 268 betont hat, die Form 'aš're , die dem arab. $\text{'ihde\bar{i}}$ gleichgebildet ist; dann $\text{'arj\bar{e}}$ 'Löwe' = arab. $\text{'arw\bar{e}}$, während z. B. hebr. $\text{'ap\bar{a}}$ 'Otter' arab. $\text{'af\bar{a}}$ entspricht: urspr. $\text{'i/ap\bar{a}}$ $\text{'aju\bar{m}}$ (so schon BARTH, Sprachw. Untersuchungen I, p. 44); endlich können die Ortsnamen $\text{s\bar{a}w\bar{e}}$ Gen. 14, 17 und $\text{'a\bar{t}\bar{a}\bar{l}\bar{e}}$ (vgl. LAGARDE, Übersicht, p. 44) in diesem Sinne gefasst werden.

In grosser Pause gilt das Dehnungsgesetz mit der Erweiterung, dass auch die in Kontext und kleiner Pause kurzgebliebenen Tonvokale gedehnt werden. Dies gilt sowohl von der geschlossenen Silbe: $\text{'\bar{a}\bar{t}\bar{t}\bar{a}}$, $\text{'\bar{a}\bar{t}}$, $\text{'a}\bar{n}\bar{a}\bar{h}\bar{n}\bar{u}$, $\text{q\bar{a}\bar{l}\bar{t}\bar{a}\bar{l}\bar{i}}$, $\text{j\bar{e}\bar{d}\bar{a}}$, $\text{j\bar{i}\bar{r}\bar{b}\bar{a}\bar{s}}$, $\text{'\bar{a}\bar{k}\bar{a}\bar{l}}$, $\text{k\bar{a}\bar{p}}$, $\text{'\bar{a}\bar{b}\bar{a}\bar{d}}$ als auch von der offenen: $\text{q\bar{e}\bar{t}\bar{a}\bar{l}\bar{a}\bar{n}\bar{i}}$, $\text{j\bar{i}\bar{g}\bar{g}\bar{a}\bar{s}\bar{u}}$. Dass diese für a auch in der auf uns gekommenen Überlieferung mit sehr wenigen Ausnahmen durchgeführte Regel auch für e und o galt, haben wir gar keinen Grund zu bezweifeln. Wie schon bemerkt schreibt ORIGENES in Pausa $\alpha\eta\sigma\eta\beta$ ², und da diese Form gerade zu

¹ Die lautgesetzliche Form des Partizips im St. estr. (auf \bar{i}) kommt nur noch selten vor: $\text{r\bar{o}\bar{c}\bar{i}}$ $\text{h\bar{a}\bar{w}\bar{e}\bar{l}\bar{i}\bar{l}}$ Zach. 11, 17; das \bar{i} wurde sekundär dem Ptzp. des starken Verbs angehängt: $\text{'\bar{o}\bar{z}\bar{e}\bar{h}\bar{i}}$ $\text{h\bar{a}\bar{s}\bar{i}\bar{s}\bar{o}\bar{n}}$ ebd.

² Doch ist die Pausaldehnung in den Hexapla, wie wenigstens wir sie kennen, nicht streng durchgeführt.

erwarten war, werden wir nicht anstehen, für diese Stellung im Satze $jē|šēb$, $kā|ḥēd$, $jē|šēḥū$, $ḥā|dēlū$, $emæq$, $lēb$ und entsprechend $jīq|ḥōl$, $jā|ḥōl$, $jīq|ḥōlū$, $jā|ḥōlū$, $ḥōhæl$, $ōz$ für lautgesetzlich entwickelte Formen zu halten.

Hiermit haben wir den lautgesetzlichen Zustand, wie er dem ORIGENES noch vorgelegen haben muss, erschöpfend dargestellt. Die ältere Überlieferung zeigt uns die Gesetzmässigkeit des Lautwandels, welche die jüngere in so auffälliger Weise vermissen lässt. Ehe wir nun aber daraufhin über die masoretische Vokalisation urteilen, haben wir noch einige anscheinend sehr unbedeutende Fragen zu erledigen. Wir müssen uns die volle Sicherheit verschaffen, dass wir wirklich bis in die innersten Winkel geleuchtet haben. Da ist nun aber gleich beim Vokalismus der Pause ein völlig dunkler Punkt: das pausale Pataḥ! War das auch ein langer Vokal? Oder, wenn nicht, wie kommt denn dem Gesetze zum Trotz ein kurzer Vokal in die pausale Tonsilbe? Über diesen Punkt müssen wir unbedingt Klarheit zu gewinnen suchen.

Kontext und Pausa. — Kritik der Lex Philippi.

Jede hebräische Grammatik belehrt uns, dass der Übergang eines aus \bar{i} gedehnten \bar{e} in das kurze \bar{a} eine Wirkung der Pausa sei. Wieso die Pausa eine ihrem sonstigen Wesen schnurstracks zuwiderlaufende Wirkung ausüben konnte, ist eine Frage, bei welcher man nicht lange zu verweilen pflegt. Bietet doch die hebräische Lautlehre auch sonst Widersinniges genug dar.

So viel steht fest, dass altes i im Hebräischen in der Pausa durch a reflektiert werden kann. Nun geht aber auch sonst altes i unter gewissen Bedingungen in a über, und zwar nach einem Gesetze, das, wenn auch schon EWALD

(Lehrbuch § 33 b) wohl bekannt, den Namen PHILIPPIS trägt, weil dieser Gelehrte zu wiederholten Malen (ZDMG 32, 42; BzA 2, 378 f.; ZDMG 51, 80) mit besonderer Energie und Ausdauer dafür eingetreten ist. Auch BARTH hat sich (ZDMG 41, 606 und 43, 185) um die Erforschung dieses Lautwandels verdient gemacht. Nach PHILIPPI wäre *i* 'in doppelt geschlossener und betonter Silbe oder auch in geschlossener betonter, auf die noch eine Silbe folgt' zu *a* geworden, und zwar 'wahrscheinlich schon im Gemeinsemitischen': *bat* aus *bint*, *te^lladnā* neben *je^lted*, *^lladat* neben *le^ldā*. Spuren von diesem Gesetze wollte er auch im Aethiopischen und, mit BARTH, im Syrischen finden. Das Assyrische wurde nicht berücksichtigt. Im Arabischen wären die Wirkungen dieses Lautwandels bis auf die letzten Spuren aufgehoben, so sollte *bint* eine Analogiebildung nach *bin* sein u. s. w. Dabei hatte PHILIPPI mit seinem Bundesgenossen, der gewiss nicht durchweg einverstanden war, einen stillen Kampf auszufechten. Denn BARTH steuerte vielfach gerade solche Belege bei, deren *a* sich ganz unmöglich als ein nach PHILIPPIS Gesetz im Altsemitischen entstandenes deuten liess, wie die Konstruktformen *z^eqan* u. s. w. Über diese unbequemen Geschenke hat PHILIPPI sich ausgeschwiegen. Die *qill*-Formen aber musste er — um hebr. *qeṭal* überhaupt zu verstehen — mit Gewalt von dem phonetisch analogen *lidt* trennen.

Überhaupt ist es für PHILIPPIS Auffassung dieses Lautwandels verhängnisvoll gewesen, dass er ausserhalb des Hebräischen Anknüpfungen suchte, statt innerhalb des Hebräischen den Kreis der verwandten Erscheinungen zu durchforschen. So ist sein Gesetz ein gewaltiger Anachronismus geworden. Wie auch die von ihm herangezogenen äthiopischen und syrischen Formen zu erklären sind, so

stammt, wie leicht zu beweisen, das im Hebräischen zutage tretende *a* für *i* nicht aus altsemitischer sondern aus spät-hebräischer Zeit. Es besteht gar kein Zusammenhang zwischen den Erscheinungen hüben und drüben. Dies ergibt sich, sobald wir das von mir sogenannte unwandelbare Pataḥ mit berücksichtigen.

Das unwandelbare Pataḥ ist ein pausales Pataḥ, dem im Kontext nicht wie dem 'pausalen' ein Šere sondern ein Pataḥ gegenübersteht. In Wirklichkeit lassen sich die zwei verschiedenen Fälle nicht reinlich unterscheiden. In Segolaten, und zuweilen auch sonst, steht dafür ein Segol. Die Fälle sind in BAERS Ausgaben sorgfältig zusammengestellt. Dieses unwandelbare Pataḥ steht nun erweislichermassen vielfach für ursprüngliches *i*, so auch in einigen Hauptbelegen für PHILIPPIS Gesetz. Solche Wörter haben aber in der Septuaginta und in den übrigen griechischen Quellen ein *ε*. Hierher gehören: *bat* 'Tochter', *Βεθ-σαβεθ* Aq. THEOD. Hex. Ps. 51, 2: *bat*-^l*šəḅa*^c (zu vergleichen mit *Ελεισαβεθ*: ^{wa}*li*-^l*šəḅa*^c); *gat* 'Kelter' und Stadtname, Pl. *gīt*^l*tōt*^l, LXX und EUSEBIOS *Γεθ*, assyr. *Gimtu*; *sap* 'Schwelle' (auch 2 Kön. 25, 18), Pl. *sip*^l*pīm*, HIER. *seph*, assyr. *sippu*, syr. *sep*^l*pā*; *q^enaz* wovon *q^eniz*^l*zī*, LXX *Κενεζ*, HIERON. *Cenez*. Noch andere wie *baz* 'Beute', Fem. *biz*^l*zā*; *qaš* 'Stoppel', syr. *qeššā*; ^{ʾa}*ʾ* Jes. 8, 6 'leise gehen', ^l*ʾi*^l*ʾī* mögen ähnlich zu beurteilen sein. Ferner gehören wegen ihrer Form im Griechischen hierher die seltener belegten: ^a*nāḥ*^a*rā*^l Jos. 19, 19, *Αναζερεθ* LXX B; *š^epat* Ri. 1, 17, LXX *Σεφεθ* (sic), EUSEB. O. S. *Σεφεθ*, HIERON. *Sepheth*; *qir*^l*ja*^l ^{ʾar}*ʾba*^c Ri. 1, 10, HIER. *arbee* (SIEGFRIED, p. 38); *ner*^l*gal* 2 Kön. 17, 30, EUSEB. O. S. *Νηριγελ*, LXX *την Εργελ* AB, *Νιριγελ* LUK., *Νηριγελ* *Σαρασαα* A; *h^ata*^l 1 Chr. 4, 13, LXX LUK. *Αθεθ*, u. dgl. mehr. — Es ist ohne weiteres klar, dass die Unwandelbarkeit des

Pataḥ irgendwie damit zusammenhängt, dass es ein älteres *e* vertritt¹.

Hiermit ist für hebr. Ultima das Chronologische festgestellt. Aber auch mit dem unwandelbaren Pataḥ der Pänultima kann es sich, soweit ein *i* zugrunde liegt, nicht anders verhalten. Formen wie $z\bar{a}^1qant\bar{i}$ Gen. 18, 13. 27, 2; $^1matt\bar{i}$ Gen. 19, 19 (= arab. *mittu*); $te^1lakn\bar{a}$ Ez. 30, 17. 18 und die zahlreichen Pi^cel-, Hiphil- und (imperfektischen) Niphal-Formen: $dib^1bart\bar{i}$, $hig^1gad\bar{t}\bar{a}$, $tišš\bar{a}^1barn\bar{a}$ u. s. w. lassen sich zwar nicht aus griechischen Quellen belegen (vgl. indessen *Τεθδελαθι* 1 Chr. 25, 29 LXX A für $gid^1dall\bar{i}$); aber die Formen von Wurzeln III. Aleph wie ja^1re^1ti , $ša^1ne^1ti$, $mil^1le^1t\bar{a}$ entziehen sich offenbar nur aus dem Grunde dem Philippischen Gesetze, weil dieses erst dann wirkte, nachdem *e* zu \bar{e} geworden war, was erst nach der Blütezeit der hebr. Literatur geschehen sein kann. So lehrt auch $hiš^1še^1t\bar{a}$ u. dgl., dass in $hig^1gad\bar{t}\bar{a}$ nicht das ursprüngliche *a* (arab. *ʿaqtalla*), sondern wie in aram. $haš^1pelt$ ein *e* (*i*) zugrunde liegt. Dagegen ist das Niphal: $nib^1b\bar{a}$, $nib^1be^1t\bar{a}$ ($nib^1b\bar{e}^1t\bar{a}$) offenbare Analogiebildung nach den III. infirmae.

Fassen wir nun das ganze Material von Kontext- und Pausalformen mit sekundärem *a* zusammen, so ergibt sich

¹ PHILIPPI versuchte BZA II, p. 379 letzte Note sich mit den Erscheinungen des pausalen Pataḥ und Qameš in der Weise abzufinden, dass er z. B. je^1lak für Analogiebildung nach $te^1lakn\bar{a}$, andererseits $q\bar{a}^1\bar{a}ll\bar{a}$ für Analogiebildung nach $q\bar{a}^1\bar{t}\bar{a}l$ ausgab, indem er das pausale Qameš nur dort als lautgesetzlich gelten liess, wo *a* in ursprünglich offener Silbe stand. Es ist kaum nötig, diese völlig verkehrte Lehre zu widerlegen. Das pausale Qameš steht doch auch in von jeher geschlossener Silbe in Fällen, wo sich auch nicht im Traum an Analogiebildung denken lässt: $^1a^1n\bar{a}h\bar{n}\bar{u}$, $^1\bar{a}tt\bar{a}$, $\bar{t}\bar{a}l$ u. dgl. Da also das lautgesetzliche Eintreten des Qameš für altes *a* einer jeden beliebigen Tonsilbe ausser Frage steht, erfordert das Unterbleiben dieses Vorgangs in $te^1lakn\bar{a}$ ebensogut eine Erklärung wie das *a* in je^1lak . Es gilt also, den gemeinschaftlichen Grund ausfindig zu machen.

als unerlässliche Bedingung für den Übergang des betonten *e* in *a*, dass das *e* durch die oben p. 66 für den Kontext formulierte Dehnungsregel unberührt bleiben muss. Das *a* steht also nirgends im St. abs. des Nomens vor ursprünglich einfacher Konsonanz: $q\bar{o}^1\dot{\bar{e}}l$, $z\bar{a}^1qen$, mis^1ped , oder doch nur in den eigentümlichen Kategorien: $d^e\dot{\bar{b}}as$, $s^e\dot{\bar{b}}ak$ nebst Eigennamen, die in der alten Überlieferung wie $\sigma\alpha\beta\epsilon\zeta$ kurzes *e* hatten. Dagegen finden wir *a* für *e*: vor Doppelkonsonanz: $^1matt\bar{i}$, $z\bar{a}^1qant\bar{i}$, $t\bar{e}^1lakn\bar{a}$; vor degeminierter Konsonanz: gat ; hierher auch die babylonisch-masoretischen Formen, die P. KAHLES Scharfblick und Fleiss zutage gefördert hat¹: lab aus $\lambda\epsilon\beta$, $\dot{\bar{s}}al$ aus $\sigma\epsilon\lambda$, $\dot{\bar{s}}an$ aus $\chi\sigma\epsilon\nu$; in dem tiberiensischen Texte steht so noch qan als St. constr. von qen , ferner $b^e\dot{\bar{s}}al^p\dot{\bar{e}}l$: LXX $B\epsilon\sigma\epsilon\lambda^{\epsilon}\eta\lambda$, $\dot{\bar{s}}al^1m\bar{a}w\bar{a}l$, $\dot{\bar{s}}alm\bar{o}^1n\bar{a}$: LXX $\Sigma\epsilon\lambda\mu\omega\nu\alpha$, $\dot{\bar{s}}almun^1n\bar{a}$: $\Sigma\epsilon\lambda\mu\alpha\nu\nu\alpha$; vor einfacher Konsonanz im St. constr.: $^{\circ}\bar{o}^1\dot{\bar{b}}ad$, $z^e\dot{\bar{q}}an$, $k^e\dot{\bar{b}}ad$, mis^1pad ; in finiten Verbalformen: $k\bar{a}^1\dot{\bar{b}}ad$, $j\bar{o}^{\circ}\dot{\bar{b}}ad$, und Infinitiven: $hap^1\dot{\bar{s}}ar$ 1 Sam. 15, 23; im Pronomen 3. Pl.: bab. *ham* (KAHLE 77), tib. *hem*, Hexapla $\epsilon\mu$. Das Gesetz gilt aber mit der Massgabe, dass in sämtlichen Stellungen auch *e* (Şere) vorkommen kann, wenn auch nicht bei allen Einzelformen überliefert.

Diese Fassung des Philippischen Gesetzes rückt mit einmal die ganze Frage in ein helles Licht. Wenn das kurzgebliebene *e* lautgesetzlich zu *a* wurde, so wissen wir, dass das daneben bestehen bleibende *e* (Şere) ein gedehntes \bar{e} sein muss. Die \bar{e} -Formen werden wir nun aber nicht mit PHILIPPI als Rückbildungen *en détail* zu erklären versuchen. Denn es genügt keineswegs die Annahme einer Ausgleichung des Gegensatzes zwischen dem *a* der geschlossenen und

¹ [s. KAHLE, S. 68, vgl. jedoch BAUER u. LEANDER, S. 100—104 und unten S. 91.]

dem \bar{e} der offenen Silbe, z. B. im Perfekt $\text{'}\bar{a}|\text{š}\bar{e}m$ für $\text{'}\bar{a}|\text{š}am$ nach $\text{'}\bar{a}|\text{š}\bar{e}m\bar{u}$: das \bar{e} von $\text{'}\bar{a}|\text{š}\bar{e}m\bar{u}$ ist an sich der Erklärung bedürftig. Und vollends das Nebeneinander von $la\bar{b}$ und $l\bar{e}\bar{b}$, $šal$ und $š\bar{e}l$ wird dadurch gar nicht aufgehellt: hier gab es eben keine Formen mit \bar{e} in offener Silbe. Ebenso wenig verschlägt diese Erklärung beim Jussiv (Konsekutiv) der med. j : $watt\bar{a}|\bar{h}\bar{e}l$ gegenüber $watt\bar{a}|\bar{h}al$ (KAHLE, p. 57 [S. die vorhergehende Anm.]), weil hier in offener Silbe ein \bar{i} stand. Wir müssen uns vielmehr nach einer Bedingung umsehen, unter welcher das e in Tonsilben jeder Art zu \bar{e} gedehnt wurde. Und da haben wir gar keine Wahl! Diese Bedingung muss die Stellung in Pausa gewesen sein. Wie altes a hier zu \bar{a} wurde, so altes e zu \bar{e} . Erst nach der Dehnung in Kontext und Pausa, und zwar gewiss erst nach der Zeit des ORIGENES, trat der qualitative Wandel ein, durch welchen gleichmässig alle kurzgebliebenen e -Laute der Tonsilbe in a übergingen.

Infolge der Pausaldehnung einerseits und des Qualitätswandels andererseits standen sich also zunächst lautgesetzlich gegenüber:

in Pausa: $\text{'}\bar{a}|\text{š}\bar{e}m$, $\text{*}\bar{a}|\text{š}\bar{e}m\bar{t}\bar{i}$, $\text{*}|\bar{m}\bar{e}t\bar{i}$, $t\bar{e}|\bar{l}\bar{e}k$, $\text{*}t\bar{e}|\bar{l}\bar{e}k\bar{n}\bar{a}$, $l\bar{e}k\bar{n}\bar{a}$,
 $t\bar{o}|\bar{h}\bar{e}d$, $l\bar{e}\bar{b}$, $q\bar{e}n$, $\text{*}b\bar{e}t$, $t\bar{e}t$, $q\bar{o}|\bar{t}\bar{e}l$, $h\bar{e}m$;
 im Kontext: $\text{'}\bar{a}|\text{š}am$, $\text{'}\bar{a}|\text{š}am\bar{t}\bar{i}$, $|\bar{m}att\bar{i}$, $t\bar{e}|\bar{l}ak$, $t\bar{e}|\bar{l}ak\bar{n}\bar{a}$, $\text{*}|\bar{l}ak\bar{n}\bar{a}$,
 $t\bar{o}|\bar{h}ad$, $la\bar{b}$, qan , $ba\bar{t}$, $\text{*}ta\bar{t}$, St. abs. $q\bar{o}|\bar{t}\bar{e}l$. St. cstr.
 $q\bar{o}|\bar{t}al$, ham .

Indem aber dieser Wechsel von \bar{e} und a , je nach der Stellung im Satze, gewiss wegen grösserer Verschiedenheit der Lautqualitäten, lästiger war als der zwischen \bar{a} (das wohl noch lange reines \bar{a} blieb: die gerundete Aussprache können wir doch erst für die Zeit der tiberiensischen Masora konstatieren) und a , traten mannigfache Verschie-

bungen ein, die bei dem Fehlen vokalisierter Texte sich nicht künstlich aufhalten liessen. Vielfach blieben beide Formen noch nebeneinander bestehen, aber ohne Einhaltung der alten Regel, die sich nur in einzelnen Fällen noch leidlich erkennen lässt. Öfters trug entweder die eine oder die andere Form den Sieg davon. Die Pausalformen mit dem \bar{e} drangen in den Kontext, vielfach bis in den St. constr. So, und nur so, rechtfertigt sich die alte Tradition über die durchgängige Länge des \bar{e} , und so verschwindet der Widerspruch zwischen griechischen und masoretischen Quellen: die Formen mit \bar{e} für ϵ sind alte Pausalformen. Umgekehrt rückten die a -Formen oft in die Pausalstellung. Dies ist die Ratio des unwandelbaren Pataḥ, soweit es auf e beruht: es konnte nicht — oder doch nur durch weiteres Verblässen der Tradition — zu Qameṣ werden, weil ihm von Haus aus ein pausaless \bar{e} entsprach. Zuweilen setzte sich gleichzeitig die Pausalform im Kontext, die Kontextform in Pausa fest, sodass es den Anschein gewann, als wäre die Pausalstellung Ursache des Übergangs von \bar{e} zu a : dies ist die 'Ratio' des pausalen Pataḥ. Wie planlos und willkürlich die Wahl der beiden verschiedenen Satzdoubletten erfolgte, lässt sich an manchen Anzeichen erkennen. Es soll z. B. ${}^1\bar{e}\bar{k}\bar{n}\bar{a}$, aber $t\bar{e}{}^1\bar{l}\bar{a}\bar{k}\bar{n}\bar{a}$ heissen, beide Formen dicht hintereinander Ruth 1, 7, 8; kein Mensch wird sagen können, warum nicht umgekehrt ${}^1\bar{l}\bar{a}\bar{k}\bar{n}\bar{a}$ und $t\bar{e}{}^1\bar{l}\bar{e}\bar{k}\bar{n}\bar{a}$ beliebt wurde. Die zahlreichen Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Masoren führen gleichfalls eine beredete Sprache. — Eine Hauptrolle hat dabei die kleine Pause gespielt. Das erkennt man besonders bei Formen mit betonter Pänultima, deren mittlere Stufe, auch wo tatsächlich altes a vorlag, leicht in die grosse Pause drang, z. B. ${}^2\bar{a}{}^1\bar{k}\bar{a}\bar{l}\bar{t}\bar{i}$ Neh. 5, 14, $h\bar{a}\bar{s}{}^1\bar{b}\bar{a}\bar{r}\bar{t}\bar{i}$ Jer. 8, 21. Sehr viel

seltener ist pausales Pataḥ der Ultima ein zweifellos altes *a*, obgleich auch das vorkommt.

Bei der Form Hitpael sind die Verhältnisse etwas verwickelt. Die ursprüngliche Flexion hat vor dem letzten Radikal *a* im Perfekt, Imperativ und Imperfekt, dagegen *i* im Partizip: arab. *taqattala* : *jataqattalu* : *mutaqattilun*, aeth. *taqattala* : *jetqattal*, b.-aram. *hiṯḥā^āraḳ*, *hiṯnad^ādabū* : *tiṯḥab^ābal* : *miṯḥan^ānen* (*miṯnad^ādab*). Im Hebräischen bewahren die Pausalformen diese Vokalisation: *hi^lʿap^lpāqū* : *jiṯḥal^llāḳū* : *miṯṯa^lher* Lev. 14, 18; in den Kontextformen dagegen ist, umgekehrt wie im Syrischen, das *e* des Partizips analog damit in die übrigen Formen gedrungen: *hiṯḥal^lleḳ*, *jiṯḥal^lleḳ*. Das *e* der Kontextformen stammt also in diesem Falle nicht aus der Pause.

Die beiden Wörter *ʿēṯ* bedürfen hier noch einer Erörterung. Nach KAHLE, p. 37 und 77, sind sie in der babylonischen Masora (nach zweifellos ursprünglicherer Regel) so unterschieden, dass 'mit' die Form *ʿitt* hat, während die Nota accusativi *ʿēṯ* und *ʿōṯ* heisst: *ʿē^ltī* und *ʿō^ltī*, *ʿē^ltō* und *ʿō^ltō*. Über die Etymologie des letzteren Wortes bin ich zu keinem sicheren Ergebnis gelangt¹. Da aber ORIGENES Mal. 2, 13 *χεσσουθ δεμα εθ μασβηη IIIII* schreibt, nehme ich an, dass das *ē* auf alter Kürze beruht (Grundform **it-* neben **ut-*), die in offener Nebentonsilbe (*ʿē^ltī*) gedehnt wurde. Wenn dies richtig ist, mussten beide Wörter vor Maqqeph

¹ Der Erklärungsversuch von PRAETORIUS, ZDMG 55, 369 f. enthält nicht weniger als vier Verstöße gegen die Lautgesetze. Es ist selbstverständlich, dass das Wort ein Nomen im St. constr. ist: in dieser Stellung, also in ursprünglich offener Silbe, konnte alte Länge nicht (wie in *qām* : *qamā* gekürzt) werden; deshalb müssen wir die Grundform mit kurzem Vokal ansetzen. [Über *t* s. die bei GES.-BUHL s. v. verzeichnete Literatur und ausserdem COOKE, North-Semitic Inscriptions, 1903, p. 22, 170. Die Erklärung von BAUER in ZDMG 68, 1914, p. 369—71, etwas modifiziert in BAUER u. LEANDER, p. 641 f., scheint sehr gewagt].

lautgesetzlich die Gestalt $\text{'}\underline{a}t$ annehmen. Darauf beruht dann, dass im tiberiensischen Text erstens $\text{'}\bar{o}l\bar{t}\bar{i}$ für $\text{'}\bar{i}l\bar{i}$ eintritt, zweitens die Form $\text{'}\bar{e}t$, die von Haus aus nur mit Suffix als Nota accusativi stand, nachträglich nicht nur mit ursprünglicher Bedeutung, sondern auch für 'mit', vor einem Nomen stehen kann. Ganz ähnlich ist auch für $\text{'}\underline{a}t\text{'}k\bar{a}m$ gelegentlich $\text{'}\bar{o}l\text{'}k\bar{a}m$ gebildet. So nur erklärt sich die Dehnung bei diesen Wörtern, die ja mit dem Hauptton in Pausa überhaupt nicht vorkommen.

Überall, wo der St. constr. für zu erwartendes *a*, oder bei Enttonung *a*, ein Şere hat, liegen Analogiebildungen vor: $\text{'}\bar{s}\bar{e}m\text{'}\bar{h}\bar{a}\text{'}\bar{i}r$ mit dem \bar{e} des St. abs.; so auch $\text{'}\bar{a}q\bar{e}b$ Gen. 25, 26, wie ja auch im Plural die Konstruktform das *e* der Absolutform entlehnen kann: $\text{'}\bar{a}b\bar{e}\text{'}\bar{l}\bar{e}j\ \bar{s}\bar{i}j\text{'}\bar{j}\bar{o}n$ Jes. 61, 3. Vgl. weiter $\text{'}\bar{k}\bar{o}\text{'}\bar{h}\bar{e}n\ \text{'}\bar{o}n$ Gen. 41, 50, wo nach der Weise des St. abs. der Akzent nicht zurückgezogen ist.

Das Eindringen des pausalen \bar{e} hat die, wie wir oben gesehen, nur bei kurzem Vokal der geschlossenen Ultima mögliche rückweichende Bewegung des Akzents in eigentümlicher Weise gekreuzt. Wir finden öfters Fälle wie $\text{'}\bar{h}\bar{a}\text{'}\bar{p}\bar{e}š\ \text{'}\bar{b}\bar{i}$ Ps. 18, 20; das lautgesetzliche wäre $\text{'}\bar{h}\bar{a}\bar{p}\bar{a}š\ \text{'}\bar{b}\bar{i}$, oder, wenn man die Pausalform ja gebrauchen wollte, $\text{'}\bar{h}\bar{a}\text{'}\bar{p}\bar{e}š\ \text{'}\bar{b}\bar{i}$. Wir sehen hier ein Meisterstück masoretischer Schlaueit: man akzentuiert nach der Regel des Kontextes und vokalisiert nach der Regel der Pausa und schreibt noch ein Meteg dabei.

Den regelmässigen Gesetzen entziehen sich vielfach Formen, die ursprünglich in der Proklise oder sonst in unbetonter Stellung entwickelt erst sekundär vom Hauptton getroffen werden. Dahin gehört z. B. $\text{'}\bar{m}\bar{e}\text{'}\bar{i}m\ \text{'}\bar{m}i\bar{z}\bar{b}\text{'}\bar{h}\bar{i}$ Ex. 21, 14 wie auch andere bei OLSHAUSEN § 57 b verzeichnete Fälle. Die grösste Rolle spielen in dieser Hinsicht die

apokopierten Formen *tertiaie infirmae* *waj^ljšb* u. s. w., die sekundär aus *wajjš^lbæ* u. s. w. abgekürzt sind, und deshalb das in der Tonsilbe sonst ganz unmögliche kurze *i* aufweisen können. Diese Formen werden in Pausa nicht gebraucht (OLSHAUSEN, p. 511); dagegen sind die mit *ē* wie *waj^ljēbk* gerade in Pausa entwickelt. Das Verhältnis, welches zwischen *waj^lja^cal* und *waj^ljā^cal* noch immer obwaltet, hat also ursprünglich auch zwischen *waj^lji^kæl* und *waj^ljē^kæl* bestanden.

Wir haben von den Segolaten bis jetzt noch nichts gesagt, weil sie besser für sich betrachtet werden. In den griechischen Transkriptionen liegen sie mit kurzen Vokalen vor: *Ααμεζ, εμεζ, Γοβελ*. Die *qatl*-Formen haben im masoretischen Texte im Kontext *a* (vor Guttural *a*), in Pausa *ā*: *lāmæ^k: lāmā^k*; wir dürfen aller Analogie gemäss das *a* als Kürze, das *ā* als Länge betrachten. Die *qilt*-Formen werden nun ebenfalls in Pausa ihren Vokal, und zwar zu *ē*, gedehnt haben: *hēšī, ēmæq*; im Kontext dagegen erfuhr der kurzgebliebene Vokal dieselbe Wandlung wie sonst jedes kurze *e* der Tonsilbe: es fiel mit dem alten *a* zusammen und musste mit diesem zu *a* werden. So erklärt sich denn die sehr richtige Beobachtung BARTHS (Nominalbildung § 19 c), dass die *qilt*-Formen mit den *qatl*-Formen zusammenfallen können. Ganz wie in den schon vorher betrachteten Fällen ist dann sekundär teils *lqætæl* aus der Pausa in den Kontext, teils umgekehrt *lqætæl* in die Pausalstellung gedrungen. Die Tradition, der BAER folgt, wenn er auch in diesem Fall überall von *vocalis non producta* spricht, ist natürlich im Recht. Es mag nun in der Pausa hie und da ein *lqætæl* für *lqātæl* stehen (so etwa *lⁿæqæb vaγεβ*); in der Regel aber lassen sich die pausalen *lqætæl*-Formen, die gewöhnlich als *qatl* betrachtet werden, mit

grösster Sicherheit als *qittl* erweisen. Wenn aber bei dem mannigfachen Schwanken gelegentlich auch ein *qætæl* der Pause einem *qætæl* des Kontexts gegenübersteht (z. B. *hæmæt* : *hēmæt* Gen. 21, 15. 19), so lasse man sich dadurch nicht irremachen, sondern traue den Prinzipien der Sprachentwicklung mehr als dem Zufall der Überlieferung: das entspricht genau dem ebenso zufälligen Verhältnis zwischen *je^llak* in der Pause und *je^llek* im Kontext¹. Die Tradition hat hier wie dort das ursprüngliche Verhältnis auf den Kopf gestellt.

Ich gebe hier die wichtigsten pausalen *qætæl*-Formen, die mit Sicherheit auf alte *qittl*-Formen zurückgehen:

^l*šædæq*, ^š*idq*-: *σεδεξ* O. S. *Μελχισεδεξ* LXX, *Rabšidqi*, Amarna 170, 37: arab. *šidqu*, syr. *zed^lqā*. — ^l*tæbæn* ‘Stroh’: ass. *tibnu*, aram. *tib^lnā*, arab. *tibnu* (*tabnu*). — ^l*qaræb* ‘Inneres’, *qirb*-: ass. *kirib*. — ^l*qædæm* ‘Ost, Vorzeit’, ^l*qedmā*, *miqqad^lmē*: *Κεδεμ* O. S. *Κεδμα* LXX Gen. 25, 15: arab. *qidmu*. — ^l*mælah* ‘Salz’: *Γημελα* O. S., *Γαιμελε* (*A*: *Πεμελε* *B*) LXX 2 Kön. 14, 7: arab. *milḥu*, syr. *mel^lhā*. — ^l*qædæš*, ^l*qedšā*: *Κεδεξ* LXX, kanaan. *qidši*, Amarna. — ^l*næšæk* ‘Zins’: ass. *nišik* ‘Biss’. — ^l*šækæm* ‘Nacken’, *šikm*-: *Συχημ* LXX. — ^l*hæraem* (auch ^l*heræm*) ‘Bann’: arab. *ḥirmu*. — ^l*kæwæ* ‘Gefängnis’: ass. *kilu*. — ^l*dæšæ* ‘Gras’: ass. *dišu*. — ^l*mælək* ‘König’, *malk*-: *αμμελεχ* Hex. 2 Kön. 11, 6 (7), *Μελχι* O. S. *Μελχισεδεξ* LXX, *Μελχιηλ*, *Μελχειας*, *Αβειμελεχ* ibd.; kanaan. *Abimilki*, Amarna, Nr. 150, 152, 154, *Milkilu*, Nr. 249, 267 ff. Dieses *milk*- ist alte Nebenform von dem *malik*, das im Arabischen, Assyrischen, Aramäischen (*m^llek*) und Phönizischen (*μαλιζα* ΗΕΣΥΧΗ.) besteht, aber natürlich nicht

¹ Nicht als alte Pausalform erklärt sich die Konstruktform ^l*šæšæl*, die ja seit alter Zeit die Absolutform ^š*iš^lšā* entspricht. Das *ē* beruht auf Analogiebildung: ^š*iš^ltī*: ^l*šæšæl* = *sip^lrī*: *sēpar*.

erst im Hebräischen daraus entstanden: das anzunehmen verbietet die Geschichte des Akzents. — Auch ¹læqah, ¹šæmah, ¹jæša', ¹næšah (neben ¹ješa', ¹nešah), ¹bætaḥ (HIER. *bete*) u. s. w. werden von Haus aus *qill*-Formen sein. Ebenso sind hierher zu rechnen die metaplastischen *qill*-Formen III. Aleph von Wurzeln III. infirmae wie ¹hæqæ^h Ps. 90, 9, wofür in der babyl. Masora die richtige Pausalform ¹hēqæ^h steht (KAHLE 68, [vgl. die Anm. S. 79]). Nur als Segolate sind diese Formen nach Betonung und Vokalisation verständlich: aus *qital* konnte nur *hē¹qæ werden.

Diesen Belegen schliesse ich, ohne einen heute ganz überflüssigen Kommentar, die segolierten Feminina an, die in Pausa mit Segol als Hauptvokal überliefert sind: qō¹hælæt (Hex. *Κωελθ*) Eccl. 7, 27; ʾō¹mænæt Ruth 4, 16; mō¹lækæt 1 Chr. 7, 18; nō¹pælæt Am. 9, 11; ma^{ʾa}lækæt Gen. 22, 6. 10; ferner ¹lædæt, ¹lækæt, ¹rædæt. — Wenn nun daneben auch ¹lākæt, ¹rāsæt, ¹šābæt, ḥō¹bāræt vorkommen, so sind das augenscheinlich Analogiebildungen nach ¹qāšæt: qāšæt und dgl. Entsprechend werden wir die Masculina zu beurteilen haben, die nebeneinander ē und ā aufweisen, wie ¹nešæk: nāsæk, ¹semæl: ¹sāmæl, ¹šebær: ¹šābær, ¹šebæt: ¹šābæt, ¹setær: ¹sātær (vgl. syr. *tebrā*, ass. *šibtu*, arab. *sitru*), ¹neḫæl: ¹nāḫæl, ¹nešæq; ¹nāšæq; in der Regel wird das ē das ältere sein, wie das bei ¹bādæq = βεδεζ LXX und ¹nāḫæl = νεβελ (Schlauch) sehr klar ist. Doch kann man die Möglichkeit, dass der Neubildungstrieb auch einmal die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hätte, nicht von vornherein in Abrede stellen. Im einzelnen mag also die ursprüngliche Gestalt öfters unsicher bleiben. Auf den Vokal der suffigierten Form ist kein Verlass: es beruht auf reinem Zufall der Analogiebildung, ich möchte fast sagen der Tradition, ob hier *a* oder *i* beliebt wurde. So hat ¹mæwæk ein *malk*- neben

sich, und bei ${}^{\prime}r\bar{a}g\bar{a}l : {}^{\prime}r\bar{a}g\bar{a}l : ragl-$ ist die letzte Spur der ursprünglichen Vokalisation $rigl-$ (bei Hieron. noch *reglau*) völlig verwischt. Es war eben nicht möglich, die beiden lautgesetzlich entstandenen Paradigmen ${}^{\prime}q\bar{a}t\bar{a}l : {}^{\prime}q\bar{a}t\bar{a}l : qatl-$ und ${}^{\prime}q\bar{e}t\bar{a}l : {}^{\prime}q\bar{a}t\bar{a}l : qitl-$ vor dem zersetzenden Einfluss der Analogiebildung zu bewahren.

War nun die Analogiebildung hier möglich, so kann sie auch in anderen Fällen eingetreten sein, wie in ${}^{\prime}m\bar{a}l\bar{n}\bar{u}$ 2 Kön. 7, 3 für $*{}^{\prime}m\bar{e}l\bar{n}\bar{u}$, $*{}^{\prime}m\bar{a}l\bar{n}\bar{u}$. So auch in $r\bar{a}{}^{\prime}h\bar{e}q\bar{u}$ für $r\bar{a}{}^{\prime}h\bar{e}q\bar{u}$, $qib{}^{\prime}b\bar{a}\bar{s}\bar{a}$ Mich. 1, 7 für $qib{}^{\prime}b\bar{e}\bar{s}\bar{a}$ und sonst.

Wenn im Hebräischen in der Tonsilbe vor oder hinter Guttural für zu erwartendes *e* ein *a* steht, so haben wir zwischen zweierlei Fällen scharf zu unterscheiden. Teils findet sich nämlich bei allen Gutturalen ein solches *a* in allen sem. Sprachen und ist somit aus altsem. Zeit überkommen, teils ist in später Zeit hebr. *e* unter bestimmten Bedingungen zu *a* geworden. Sehen wir uns zunächst die letzteren Fälle an. Vor den drei Gutturalen h ${}^{\prime} h$, aber nicht vor ${}^{\prime}$, ist vielfach ein Wechsel zu erkennen zwischen \bar{e} und a : Stat. abs. $\bar{s}\bar{a}{}^{\prime}b\bar{e}^{\alpha}$, ${}^{\prime}o{}^{\prime}r\bar{e}^{\alpha}h$, $b\bar{o}{}^{\prime}l\bar{e}^{\alpha}h$, $\bar{s}\bar{o}{}^{\prime}m\bar{e}^{\alpha}$, $miz{}^{\prime}b\bar{e}^{\alpha}h$ gegenüber Stat. constr. $\bar{s}\bar{e}{}^{\prime}l\bar{b}a^{\epsilon}$, $r\bar{o}{}^{\prime}q\bar{a}^{\epsilon}$, $r\bar{o}{}^{\prime}q\bar{a}^{\epsilon}$, $miz{}^{\prime}b\bar{a}h$. Im Pi'el: $pit{}^{\prime}t\bar{e}^{\alpha}h$, $gid{}^{\prime}d\bar{e}^{\alpha}$, $biq{}^{\prime}q\bar{e}^{\alpha}$ (besonders in Pausa): $gill{}^{\prime}l\bar{a}h$, $zib{}^{\prime}b\bar{a}h$, $gid{}^{\prime}d\bar{a}^{\epsilon}$ etc. (besonders im Kontext); $bil{}^{\prime}l\bar{e}^{\epsilon}u$, $sil{}^{\prime}l\bar{e}h\bar{u}$, aber $bil{}^{\prime}l\bar{a}^{\epsilon}n\bar{u}$; in Pausa ${}^{\prime}a\bar{q}al{}^{\prime}l\bar{e}^{\alpha}h$, $l^{\epsilon}pat{}^{\prime}t\bar{e}^{\alpha}h$, im Kontext $j^{\epsilon}qal{}^{\prime}l\bar{a}h$, $j^{\epsilon}sal{}^{\prime}l\bar{a}h$ (seltener wie $j^{\epsilon}zab{}^{\prime}b\bar{e}^{\alpha}h$); im Infinitiv $sal{}^{\prime}l\bar{a}h$ neben $sal{}^{\prime}l\bar{e}^{\alpha}h$. Im Hiphil: $he{}^{\prime}r\bar{e}^{\epsilon}u$: $he{}^{\prime}r\bar{a}^{\epsilon}$; Infin. $h\bar{a}{}^{\prime}r\bar{a}^{\epsilon}$: in Pausa $h\bar{a}{}^{\prime}r\bar{e}^{\alpha}$. Im Qal: $\bar{s}\bar{a}{}^{\prime}m\bar{a}h$: $\bar{s}\bar{a}{}^{\prime}m\bar{e}h\bar{a}$. Endlich vor Doppelkonsonanz: ${}^{\prime}da{}^{\epsilon}at$ neben $de{}^{\prime}c\bar{a}$, ${}^{\prime}qa\bar{h}at$, $b\bar{o}{}^{\prime}r\bar{a}h\bar{a}t$. Es wäre sehr leicht, die Belege zu häufen, aber diese genügen um zu zeigen, dass der Lautwandel innerhalb der Grenzen des sonstigen Übergangs $e > a$ bleibt und zweifellos damit identisch ist. Für ${}^{\prime}qa\bar{h}at$ schreibt ORIGENES noch immer $ze\theta$

Mal. 2, 13, für ^lrahām, ^lræhæm 'uterus', arab. riḥmu, assyr. ri-i-mu: ρεμ Ps. 109, 3; HIERONYMUS hat arbee für ^ʾar^lbā^ʿ, reeb für ^lrahāb, been für ^lbaḥan, reem für ^lra^ʿam u. s. w.: also stimmt auch das Chronologische. Vgl. dazu šē^ʾt, šē^ʾt. Das *a* beruht also nicht auf dem Einfluss der Gutturale, sondern auf dem Unterbleiben der Dehnung. Genau dieselben Begleiterscheinungen wie sonst beim Philippischen Gesetze treten auch hier auf: das Eindringen der Absolutformen in den St. constr. wie map^ltē^aḥ Jes. 22, 22, der Pausalformen in den Kontext und umgekehrt. Indem nun hier wie dort der Sprachgebrauch — oder die Masora — zwischen nebeneinander bestehenden Formen zu wählen hatte, mag bei den Gutturalen etwas häufiger als bei den übrigen Konsonanten den *a*-Formen der Vorzug gegeben worden sein; dieser Vorgang hat aber mit dem Lautgesetz an sich und das Gesetz von den Gutturalen nichts zu tun.

Wenn man die Ergebnisse dieser ganz späten Entwicklung abstreift, so bleibt im Hebräischen die aus der arabischen Grammatik wohlbekanntes uralte Regel, dass 'transitive' Imperfekte und Imperative Qal von Wurzeln mediae und tertiae gutturalis einschliesslich des Aleph nicht (oder doch selten) *u* oder *i* sondern *a* hinter dem zweiten Radikal haben. Hierher gehören also š^elā^hū, b^eḥāⁿū-nī, jišlā^he-hū, tišlā^hū, jiqā^hū, jiq^rā^u, ^ʾaqrā^ʾækkā, jiš^ʾā^u, und da^ʿ, dā^ʿ-ehū. Vielfach lassen sich solche Formen durch mehrere Sprachen verfolgen: arab. ja^ʿaq = hebr. ji^ʿaq = syr. nez^ʿaq; arab. hab, jahabu, äth. hab, (Subj.) jahab, hebr. hab, aram. hab, j^hhab. Dies ist auch bei dem langen *ā* der med. Waw der Fall: assyr. ibā^ʾ = äth. jebā^ʾ = hebr. jā^ʾbō^ʾ.

Der Ursprung dieses *a* des Imperativs und Imperfekts ist keineswegs klar. Es scheint nämlich nicht möglich, ein Lautgesetz zu formulieren, das die tatsächlich vorhandenen

Formen genügend erklärte. Warum ist das *a* auf das Qal beschränkt¹? Die Annahme, dass in sämtlichen übrigen Formenkategorien die Wirkungen des Gesetzes wieder aufgehoben wären, ist nicht gerade einleuchtend. Wahrscheinlich ist hier kein Lautwandel, sondern ein morphologisches Prinzip im Spiele. Ich glaube, es gab von jeher auch ein 'transitives' *a*-Imperfekt auch bei Nichtgutturalen. Wenn BARTH, ZDMG 43, 186 f. wirklich damit recht hätte, dass hebr. Formen wie *jīššaq* ein aus *i* (*e*) entstandenes *a* haben, so ist doch sonderbar, dass das nur in ganz bestimmten Stellungen hervorgetretene *a* alle Spuren des ursprünglich daneben bestehende *ē* verdeckt hätte: es steht hier *ā* in Fällen wie *jīššā¹qē-nī*, was also Analogiebildung sein müsste. Das *a* kann aber überhaupt nicht auf dem oben formulierten Gesetze (dem Philippischen) beruhen, denn schon ORIGENES hat Gen. 33, 4 *οὐεσσαζη<ov>* (= *wajjīššā¹qēhū*). Nehmen wir nun hinzu, dass auch im Syrischen *neššaq* besteht, und dass (wie unten gezeigt werden wird) ein syrischer Lautwandel *e > a* nicht nachzuweisen ist, so scheint mir nicht zweifelhaft, dass *jīššaq* eine recht alte Form ist; ass. *iššiq* muss nicht notwendig ursprünglicher sein². Wenn es nun von Haus aus solche *a*-Imperfekte gab, so ist doch möglich, dass diese Bildung bei den Gutturalen nur besonders stark bevorzugt wurde. Die Gutturale hätten dann zwar die Verbreitung des *a* befördert, jedoch nur auf dem Wege der Analogiebildung.

Nachdem die Tradition über die Quantität des Šere

¹ Ich brauche kaum zu sagen, dass der Gegensatz zwischen äth. *neḥna*, ass. *anīni* einerseits und dem *naḥnu* u. s. w. der übrigen Sprachen andererseits keinen Beleg für den altsem. Wandel *-iḥ > -aḥ* abgibt, vielmehr im Grunde jede solche Annahme ausschliesst.

² Ein altes hebr.-aram. *a* ist, so viel wir überhaupt wissen, sicher altsem. *a*.

sich als sprachgeschichtlich wohl begründet bewährt hat, ist die Vermutung in hohem Grade dafür, dass sie auch in bezug auf das *Ḥolem* im Recht ist. Ein langes *o* in der geschlossenen Tonsilbe konnte aber nur in Pausa aus kurzem *o* entstehen: es wiederholt sich also hier das Eindringen der Pausalformen in den Kontext. Freilich konnten wir beim *ē* als wirkende Ursache dazu auf den Lautwandel $e > a$ hinweisen, aber davon kann doch hier keine Rede sein! Ich denke, doch! Das kurze *o* der Tonsilbe ist nicht ohne weiteres verschwunden, sondern genau wie das kurze *e* lautgesetzlich zu *a* geworden, und zwar gleichfalls erst nach der Zeit des ORIGENES. Zwar kann ich nicht in solchem Masse wie beim *e* die Belege häufen, denn das *o* spielt doch von Haus aus eine geringere Rolle in dem Bau der Sprache; aber was ich anführe, wird schon genügen. Die ergiebigste Kategorie, die der Segolate, stelle ich an die Spitze. Neben *qutl* hat wie ja auch im Arabischen und Aramäischen oft ein *qutul* bestanden, das dann in den griechischen Quellen als *ζοτολ* (*γομοο*: ¹*ōmār*) erscheint; auch im masoretischen Text zeigt sich zuweilen noch dieses Nebeneinander, z. B. *qāṭāb*-. Die wichtigsten Belege sind diese: *ολδ* 'mundus' Hex. Ps. 48, 2, arab. *ḥuldu*ⁿ 'eternity': ¹*ḥælæd*; *Ορεχ* LXX Gen. 10, 10, bab. ²*ōraḳ* (KAHLE, p. 17 [vgl. S. 79, Anm.]), assyr. *Uruk* (DELITZSCH, Paradies, 221): ²*æraḳ*; *Τοχος* Gen. 22, 24: ¹*taḥaš*; *Μοσοχ* Gen. 10, 2, *Ρως* *Μοσοχ* SYMM. THEOD. Ez. 38, 2, ass. *Mušku* (DELITZSCH, ebd., 250), griech. *Μόσχοι*: ¹*mæšæḳ*; *Βοσορ* Dt. 4, 43, Jos. 20, 8: ¹*bæšær*; *χοβορ* Gen. 46, 17 LUK. (*χοβωρ* A), *χοβερ* Nu. 26, 45 B LUK.: ¹*ḥæbær*; *sohel* HIER.: ¹*šahal*; *Ιοθορ* Ex. 4, 18: ¹*jaṭær* (unsicher wegen *Ιεθερ* Ri. 8, 20); nebeneinander liegen: ¹*bōšæṭ* und ¹*ʃrub*¹*bæšæṭ* 2 S. 11, 21 (vgl. *Μεμφιβοσθε*); ¹*ḥōsær* und ¹*ḥæsær* 'Mangel'; ¹*ōšæb* und ¹*æšæb* 'Schmerz,

Kränkung'; $\text{r}^{\text{r}}\text{ōqah}$ und $\text{r}^{\text{r}}\text{æqah}$ 'Würze'; $\text{b}^{\text{b}}\text{ōsæm}$ und $\text{b}^{\text{b}}\text{æsæm}$ 'Wohlgeruch'; $\text{h}^{\text{h}}\text{ōræb}$ und (Dt. 28, 22) $\text{h}^{\text{h}}\text{æræb}$ 'Trocknis'; $\text{r}^{\text{r}}\text{ōb}^{\text{c}}\text{ā}$ und $\text{r}^{\text{r}}\text{æb}^{\text{c}}\text{ā}$ 'Viertel', arab. $\text{rub}^{\text{c}}\text{u}^{\text{n}}$, $\text{rub}^{\text{c}}\text{u}^{\text{n}}$, syr. $\text{rub}^{\text{c}}\text{ā}$; $\text{p}^{\text{p}}\text{æræḵ}$ $\text{ʔapp}^{\text{e}}\text{ḵ}^{\text{r}}\text{ā}$ Jer. 15, 15 und $\text{p}^{\text{p}}\text{ōræḵ}$ $\text{ʔap}^{\text{p}}\text{ajim}$ Prov. 25, 15 'Geduld'; $\text{s}^{\text{s}}\text{ōhar}$ 'Einschliessung' und $\text{s}^{\text{s}}\text{ahar}$ 'Rundung'; ʿōsæq 'Bedrückung': babyl. auch ʿāsāq (KAHLE 74)¹; $\text{r}^{\text{r}}\text{ōḥab}$ 'Weite': $\text{r}^{\text{r}}\text{ahab}$ (KAHLE 75); $\text{q}^{\text{q}}\text{æṭæb}$ 'Seuche': $\text{q}^{\text{q}}\text{āṭab}^{\text{b}}\text{ḵ}^{\text{r}}\text{ā}$ Hos. 13, 14; so wohl auch $\text{t}^{\text{t}}\text{æræm}$ wegen des Ktib $\text{t}^{\text{t}}\text{rwm}$ Ruth 3, 14; $\text{t}^{\text{t}}\text{ōpah}$ 'Handbreite': $\text{t}^{\text{t}}\text{æpah}$; $\text{h}^{\text{h}}\text{ōṭar}$ 'Zweig': babyl. ḥaṭar (KAHLE 72); $\text{r}^{\text{r}}\text{a}^{\text{c}}\text{as}$ 'beben': bab. $\text{r}^{\text{r}}\text{ō}^{\text{c}}\text{as}$ (KAHLE 75); $\text{m}^{\text{m}}\text{æṭæq}$ 'Süßigkeit': $\text{m}^{\text{m}}\text{āṭ}^{\text{q}}\text{ī}$ Ri. 9, 11; $\text{n}^{\text{n}}\text{æḵær}$ 'harte Behandlung': $\text{n}^{\text{n}}\text{āḵ}^{\text{r}}\text{ō}$ Ob. 12; $\text{ʿā}^{\text{b}}\text{ḥī}$ 'Dicke': $\text{ʿā}^{\text{b}}\text{ḵ}^{\text{r}}\text{ō}$. Der Zusammenfall von qull mit qill bewirkt vielfach Analogiebildungen mit i für u vor dem Ton: $\text{b}^{\text{b}}\text{ōsær}$ 'Herlinge': bab. $\text{bus}^{\text{b}}\text{r}^{\text{r}}\text{ō}$, tib. $\text{bis}^{\text{b}}\text{r}^{\text{r}}\text{ō}$ (KAHLE 71); $\text{ḥ}^{\text{h}}\text{ōṣæn}$ 'Busen': $\text{ḥāṣ}^{\text{h}}\text{ni}$ Neh. 5, 13, $\text{ḥiṣ}^{\text{h}}\text{nō}$ Ps. 129, 7; $\text{n}^{\text{n}}\text{ōḵah}$ 'gegenüber': $\text{niḵ}^{\text{h}}\text{ō}$; $\text{s}^{\text{s}}\text{ōqæṭ}$ 'Tränkrinne': $\text{ṣiq}^{\text{a}}\text{ṭōṭ}$; ʿōmæq 'Tiefe': $\text{ʿim}^{\text{q}}\text{ē}$; $\text{p}^{\text{p}}\text{ōmær}$ 'Spruch': $\text{ʔim}^{\text{p}}\text{r}^{\text{r}}\text{ō}$, $\text{ʔim}^{\text{p}}\text{r}^{\text{r}}\text{ē}$; $\text{ṣā}^{\text{a}}\text{ṭō}$ 'hohle Hand': $\text{ṣā}^{\text{a}}\text{ṭē}$; $\text{riḥ}^{\text{c}}\text{ē}^{\text{h}}\text{æm}$ zum obigen $\text{r}^{\text{r}}\text{æb}^{\text{c}}\text{ā}$; umgekehrt wohl auch $\text{ʿāṣ}^{\text{h}}\text{mī}$ Ps. 139, 15 für $\text{ʿaṣ}^{\text{h}}\text{mī}$: ʿæṣæm , arab. ʿaḍmu^{n} ; $\text{šām}^{\text{c}}\text{ō}$ zu šēma^{c} 'Gerücht'. — Zu $\text{gā}^{\text{h}}\text{ḥō}^{\text{a}}\text{h}$ 'hoch' lautet der St. estr. $\text{g}^{\text{e}}\text{ḥō}^{\text{a}}\text{h}$ und $\text{g}^{\text{e}}\text{ḥah}$, zu $\text{miṣ}^{\text{h}}\text{ṭō}^{\text{a}}\text{ḥ}$ 'Ort, wo etwas ausgespannt ist': $\text{miṣ}^{\text{h}}\text{ṭah}$. (Mit Unrecht finden FRAENKEL, Die aram. Fremdwörter im Arab., 1886, 136 und KAUTZSCH, Aramäismen, 108 hier einen Aramäismus). Für šōr 'Stein' steht Jes. 5, 28 ṣar ; für šōḵ 'sich bücken' Esth. 2, 1 hat Jer. 5, 26 ṣaḵ ; vgl. rad 'niedertreten' Jes. 45, 1, rab (Grösse) Jes. 63, 7 u. sonst für rōb . So auch $\text{ṣ}^{\text{e}}\text{ṭah}$ neben $\text{ṣ}^{\text{e}}\text{ṭō}^{\text{a}}\text{ḥ}$, $\text{g}^{\text{e}}\text{ṭwa}^{\text{c}}$ neben $\text{g}^{\text{e}}\text{ṭwō}^{\text{a}}\text{c}$. Weiter Mεqoβ : $\text{m}^{\text{e}}\text{rab}$; HIER. sarphod : $\text{sir}^{\text{p}}\text{ad}$. Der Plural $\text{ʔāspat}^{\text{h}}\text{ṭōṭ}$ Thr. 4, 5 setzt ein ʔāspat^{h} neben ʔāspōṭ 'Kot' voraus. Der Name *Byblos*, ass. *Gubla*, hat hebr. ein-

¹ [für bab. a hier und im folgenden s. S. 79, Anm.]

mal ${}^l g\bar{o}b\bar{a}l$ und $g\bar{o}{}^l b\bar{o}l$ gelautet. Erstere Form heisst bei EUSEBIOS $\Gamma\omicron\beta\epsilon\lambda$, letztere im masoretischen Texte in lautgesetzlicher Fortsetzung $g^{e}{}^l b\bar{a}l$. Dazu oder zu $*g\bar{a}b\bar{a}l$ wurde der Gentilname $g\bar{i}b{}^l \bar{l}\bar{i}$ neu gebildet. — An Verbalformen gehören hierher verschiedene Imperfekte und Imperative Qal, am sichersten solche, in denen das a mit \bar{o} noch wechselt: der Impt. $\lambda\omicron\omicron\mu = l^{e}{}^l h\bar{a}m$ Ps. 35, 1, gal 'wälze' neben $g\bar{o}l$, $j\bar{i}p{}^l \bar{s}a\bar{t}$ 'plündert' neben $j\bar{i}p{}^l \bar{s}\bar{o}t\bar{u}$, $n\bar{i}b{}^l g\bar{a}d$ neben $t\bar{i}b{}^l g\bar{o}d\bar{u}$, $j\bar{i}b{}^l g\bar{o}d$, vgl. weiter OLSHAUSEN § 238 a. Vgl. auch bab. $j\bar{i}d{}^l l\bar{a}p$ mit tib. $j\bar{i}d{}^l l\bar{o}p$, und tib. $j\bar{i}s{}^l l\bar{a}t$ mit bab. $j\bar{i}s{}^l l\bar{o}t$, KAHLE, p. 53. So setzt z. B. auch $waj{}^l j\bar{a}sar$ ein aus $j\bar{a}{}^l sor$ entstandenes $*j\bar{a}{}^l sar$ voraus. Weniger sicher sind diese Belege: $\Gamma\omicron\delta\omicron\lambda\iota\alpha\varsigma$: $g^{e}{}^l d\bar{a}l j\bar{a}$, $\Gamma\omicron\theta\omicron\lambda\iota\alpha\varsigma$: ${}^a t\bar{a}l j\bar{a}$, $\omicron\chi\omicron\zeta\iota\alpha\varsigma$: ${}^a h\bar{a}z j\bar{a}$, $\Sigma\omicron\phi\omicron\nu\iota\alpha\varsigma$: ${}^s p\bar{a}n j\bar{a}$, $\rho\omicron\beta\omicron\alpha\mu$ (d. h. $r^{o} h\bar{o}b{}^l am$): $r^{e} h\bar{a}b{}^l am$, $\omicron\zeta\omicron\nu\iota\alpha\varsigma$ 2 Kön. 25, 23 B: ${}^a z\bar{a}n j\bar{a}$ Neh. 10, 10, weil hier Umbildung nach $N\alpha\theta\alpha\nu\iota\alpha\varsigma$, $\Lambda\zeta\alpha\omicron\iota\alpha\varsigma$ denkbar ist. Doch ziehe ich es vor, die jüngeren Formen als direkte Fortsetzungen zu betrachten. Es ist anzunehmen, dass man $g\bar{a}{}^l d\bar{a}l j\bar{a}$ wie auch ${}^l s\bar{e}l m\bar{o}{}^l n\bar{a}$ betont hat.

Nachdem der Sprache alles Gefühl für die ursprünglichen Beziehungen zwischen a und \bar{o} abhanden gekommen war, liessen sich auch neue Pausalformen mit \bar{a} bilden, so dass es den Anschein gewann, als könnte \bar{o} in Pausa zu \bar{a} werden. So ${}^c \bar{a}z$ Gen. 49, 3 zu ${}^c \bar{o}z$ 'Stärke'; vgl. auch $\bar{s}\bar{a}{}^l k\bar{o}l\bar{t}\bar{i}$, $\bar{s}\bar{a}{}^l k\bar{a}l\bar{t}\bar{i}$ Gen. 43, 14. So auch ${}^b \bar{a}r\bar{a}e\bar{b}$ 'Hinterhalt' für das östl. ${}^b \bar{o}r\bar{a}b$ (KAHLE 71); ${}^l h\bar{a}l\bar{a}e\bar{d}$ 'Lebensdauer', ${}^l q\bar{a}t\bar{a}e\bar{b}$; $b\bar{e}i\bar{t} k\bar{a}r$ 1 S. 7, 11 = $\beta\alpha\iota\theta \chi\omicron\omicron$. Weiter die Imperfekte $j\bar{i}t{}^l r\bar{a}p$ Gen. 49, 27 neben $j\bar{i}t{}^l r\bar{o}p$, und $j\bar{a}h{}^l b\bar{a}s$ Hiob 5, 18 neben ${}^a h\bar{a}e\bar{l} b\bar{o}s$. Damit wird noch zusammenhängen, dass $I\epsilon\sigma\beta\omicron\alpha\zeta$, dessen Richtigkeit durch ass. $Jasbuq$, DELITZSCH, Ztschr. f. Keilschriftf. II, 92, gesichert ist, im masoretischen Texte $j\bar{i}s{}^l b\bar{a}q$ heisst; das Verhältnis zwischen $I\epsilon\gamma\lambda\omicron\mu$ und $j\bar{a}{}^l l\bar{a}m$, zwischen $\omicron\theta\omicron\mu$ LXX Ex. 13, 20 und ${}^a e\bar{l} t\bar{a}m$ (mit sekundär

entwickeltem Şere hinter dem Aleph), zwischen *Γγεννομ* O. S., p. 288, *gē^hhin^lnōm* und jüdisch *gē^hhin^lnām* ist ähnlich zu beurteilen. Im unwandelbaren Pataḥ oder Segol steckt zuweilen ein *o*: *mašæ^k* 1 Chr. 1, 17. Vgl. noch *dar^hban* 1 S. 13, 21 neben *dar^hbō^lnō^l*, vielleicht auch *mī^lkal* neben LXX *Μελχολ* (2 S. 21, 8 B *Μιχολ*). Die Phrase *‘adē^j-‘ad* ‘bis in Ewigkeit’ mit pausalem *a* heisst bei ORIGENES Jes. 26, 3 in Pausa *aδ[δ]ωδ*; die ursprüngliche Kontextform war also **‘od*, Grundform **‘udd*. Am nächsten verwandt ist arab. *‘idd* ‘(aqua) perennis’.

Der lautgesetzliche Zusammenfall der betonten Kürzen *e* und *o* mit kurzem *a* hatte einerseits zur Folge, dass das Verhältnis zwischen Kontext- und Pausalform bei *a-ē* und *a-ō* dem Sprachgefühl viel weniger durchsichtig werden musste als bei der *a*-Reihe der Wechsel *a-ā*. Deshalb ist nur bei dieser die lautgesetzliche Verteilung der zwei verschiedenen Satzformen einigermassen gut erhalten, bei der *i*- und *u*-Reihe dagegen vielfach zerstört, die Formen bunt durcheinandergeworfen. Andererseits verloren die Vokale *e* und *o*, insofern sie im Kontext zu *a* wurden, ihre grammatische Ausdrucksfähigkeit, welche dagegen die pausalen Vertreter *ē* und *ō* behielten. Damit hatten die Pausalformen dieser Reihen einen grossen Vorzug gewonnen. Wollte man die grammatischen Funktionen der *qutl*- und *qill*-Formen, der intransitiven *Qal*-Formen u. s. w. deutlich zum Ausdruck bringen, so war man auf die Pausalformen angewiesen. Diese Tatsache hat bewirkt, dass die Pausalformen mit *ē* *ō* massenweise in das Satzinnere drangen und die abgeplatteten Kontextformen verdrängten. Andererseits konnten die *a*-Formen in manchen Fällen dem Sprachgefühl so vertraut werden, dass sie sich nicht nur im Kontext behaupteten, sondern auch als Pausalformen auftreten durften. Endlich

konnten, um das Mass der Verwirrung voll zu machen, beide Formen vertauscht werden, so dass einem \bar{e} des Kontexts ein pausales a hier und da gegenübersteht.

Daraus dass *qall*, *qill*, *qull* im Kontext alle miteinander zu ¹*qæʔæl* geworden sind, ergibt sich der wichtige Satz, dass das Segol der Tonsilbe weiter nichts ist als eine in der jüngsten Phase des hebräischen Sprachlebens entstandene Spielart des Pataḥ. Es hat gar keine selbständige etymologische Bedeutung, sondern ist immer und überall zunächst auf ein a zurückzuführen, das wiederum jeweils altsem. a , i , oder u vertritt. In der babylonischen Überlieferung steht dafür noch durchweg Pataḥ¹, und alle Erwägungen führen darauf, diesen Zustand nicht nur in schriftgeschichtlicher, sondern auch in lautgeschichtlicher Hinsicht für den älteren zu halten. Dass die Schule zu Tiberias phonetische Gründe gehabt haben wird, das konsequente alte Vokalsystem durch diese Zutat zu verwirren, brauchen wir nicht zu bezweifeln; es kann sich aber doch nur um eine zarte Abschattung handeln, die entweder in der Aussprache nicht nach festem Gesetze durchgeführt war oder die man in der Schrift nicht konsequent zum Ausdruck zu bringen wagte. Von den Segolaten abgesehen ist die Verwendung so kapriziös, dass man denken könnte, zwei verschiedene Schulen oder verschiedene Generationen hätten sich in den Formenschatz geteilt. Insofern \bar{a} nun allerdings häufiger ein altsem. i als die anderen Vokale

¹ Vgl. KAHLE, Masoreten des Ostens, S. 158 ff. Neuerdings entschied sich KAHLE (bei BAUER u. LEANDER, S. 100) für den Lautwert \bar{a} , wie mir scheint ohne hinreichenden Grund. Was PRAETORIUS, ZDMG LIII, S. 194 anführte, kann gar nichts beweisen, weil die nicht überlieferte alte Pausalsform von *malak* \bar{Sere} haben müsste. [Die Anm. ist vom Verf. später hinzugefügt. Eine Bemerkung im Ms. zeigt, dass er die ganze Seite noch einmal hatte überlegen wollen].

vertritt, so kann im einzelnen die Wahl dadurch beeinflusst worden sein, dass Pausalformen mit *e*, oder Formen mit *i* vor dem Ton (^ʔ*ae*|*mæ*l̄ : ^ʔ*a*mit^ltō), daneben lagen; doch gab es Fälle genug, die solche Erwägungen nicht aufkommen lassen konnten. Wir lassen es also bei der Feststellung der Inkonsequenz beruhen. Es gibt keine Regel, wenn auch *a* ohne alle Konsequenz häufiger vor gewissen Konsonanten steht als vor den anderen. In geschlossener Silbe steht *a* in folgenden Formen: *kar*^l|*mæ*l̄, *bar*^l|*zæ*l̄, ^ʕ*rā*|*pæ*l̄, *bā*^l|*bæ*l̄, *jizr*^e|^ʕ*æ*l̄, *watt*^e|*ḥal*^l|*læ*nā̄ Ez. 13, 19, ^š*el*|*kæ*m, ^ʔ*at*^l|*tæ*m, -^l*tæ*m, -^k*tæ*m, -*hæ*m, *gar*^l|*zæ*n, ^ʔ*at*^l|*tæ*n, -^l*tæ*n, -*hæ*n, ^ʕ*al*|*dæ*n 'bis jetzt', -^l*ænnī* (auch -^l*annī*, -^l*ānnī*), -^l*ænnū*, -^l*ænnā*, -^l*ækkā*, ^ʔ*al*|*šæ*r, *dib*^l|*bæ*r. *kip*^l|*pæ*r, *kib*^l|*bæ*s, ^ʔ*ae*|*mæ*l̄, ^l*ʕ*^ʕ*ō*|*lām* *wā*^l|^ʕ*æ*d̄ neben *lā*^l|^ʕ*ad*. Die Form *mē*^ʕ*šal*^l|*ḥæ*q Gen. 21, 9 halte ich für falsch¹. — Zum Teil sind die Pausalformen noch überliefert: *dib*^l|*bēr*, *kib*^l|*bēs*, *hēm*, ^ʔ*at*^l|*tē*n, wenn auch nicht durchweg nach ursprünglicher Regel verwendet. Bei den Pluralformen des Perfekts sind sie völlig verschollen; aber für -^k*tæ*m hat schon ORIGENES *χϵμ* Mal. 2, 13, so dass die Grundform hier jedenfalls als *kim*-, wie für ^l*hēm*mā̄, *εμ* als *him*-, anzusetzen ist. — Vor degeminiertem -n- kommt *a* vor in ^ʔ*at*^l|*tē*nā̄ (Variante zu ^ʔ*at*^l|*tē*n(n)ā̄), -^l*kæ*nā̄ Ez. 13, 20; 23, 48. 49; -^l*hæ*nā̄ Ez. 1, 11, ^ʔ*ae*-*qir*^l|*bæn*ā̄ Gen. 41, 21, ^ʕ*al*|*dæn*ā̄ 'bis jetzt' (^ʕ*ad* + ^l*hēnnā*), wie in babylonischer Überlieferung ^l*hanā* 'sie', bei schwerem Akzent ^l*hēnā* (KAHLE 77). Zur Degemination vgl. ^l*tē*^ʕ*ā*|*genā* (var. l. ^l*tē*^ʕ*ā*|*qaw*^l|*nā*) Ruth 1, 13, ^l*tē*^ʕ*ā*|*manā* Jes. 60, 4.

Das Segol der offenen Tonsilbe wird heute vielfach für einen langen Vokal gehalten, wie ich glaube seit OLSHAUSEN § 58b und BÖTTCHER, Ausf. Lehrbuch d. hebr. Sprache I, 1866, p. 101. EWALDS scharfer Einspruch (Lehrbuch, p. 86,

¹ [Die Form mit *šere* ist am besten bezeugt].

Dann aber schreibt ORIGENES in solchen Fällen ε : $\mu\alpha\sigma\epsilon$ Ps. 45, 2 (Mail. Fragm.): $ma\dot{h}^1s\acute{e}^h$ 'Zuflucht'; $\omicron\nu\alpha\lambda\epsilon\alpha$ Ps. 7, 8: $w^{\epsilon\acute{a}}\bar{1}l\acute{e}^j\bar{h}\bar{a}$; $\mu\omicron\sigma\alpha\epsilon\nu\epsilon$ Hexapl. Ps. 18, 34: $m^{\epsilon}\acute{s}aw^1w\acute{e}^h$; $\iota\epsilon\rho\epsilon$ Ps. 89, 49: $j\ddot{u}r^1\acute{a}^h$; $\iota\epsilon\iota\epsilon$ Ps. 89, 37: $j\ddot{u}h^1j\acute{e}^h$; $\iota\epsilon\iota\epsilon$ Ps. 89, 49: $j\ddot{u}h^1j\acute{e}^h$. Vgl. $I\alpha\beta\epsilon$ Übersicht 137. Die Tradition scheint demnach recht alt zu sein¹. Indem ihr nun in Wirklichkeit nichts entgegensteht, haben wir das Lautgesetz festzustellen, dass die Lautfolgen $^{-1}\acute{e}\bar{k}\bar{a}$, $^{-1}\acute{e}\bar{h}\bar{a}$, $^{-1}\acute{e}\bar{n}\bar{a}$ zunächst zu $^{-1}\acute{e}\bar{k}\bar{a}$, $^{-1}\acute{e}\bar{h}\bar{a}$, $^{-1}\acute{e}\bar{n}\bar{a}$ wurden und zur Zeit des ORIGENES in dieser Gestalt vorlagen, dann aber nach PHILIPPIS Gesetz zu $^{-1}\acute{a}\bar{k}\bar{a}$, $^{-1}\acute{a}\bar{h}\bar{a}$, $^{-1}\acute{a}\bar{n}\bar{a}$ und in der jüngsten, tiberiensischen Sprachentwicklung zu $^{-1}\acute{a}\bar{k}\bar{a}$, $^{-1}\acute{a}\bar{h}\bar{a}$, $^{-1}\acute{a}\bar{n}\bar{a}$ wurden. Ob das $-e-$ alter Diphthong oder, wie in $\acute{s}\acute{a}\bar{1}d\acute{a}\bar{e}\bar{k}\bar{a}$, altsem. $-e-$ ist, bleibt sich natürlich gleich². Auch Imperfektformen der III. Aleph wie $^*tim^1\acute{s}\bar{a}\bar{n}\bar{a}$ sind lautgesetzlich zu $tim^1\acute{s}\bar{a}\bar{n}\bar{a}$, $tim^1\acute{s}\bar{a}\bar{n}\bar{a}$ geworden ($a > \acute{a}$ wie in $^1ha\bar{e}\bar{r}\bar{a}$ Gen. 14, 10 und $pad^1dan\bar{a}$ ^{al} $r\bar{a}\bar{m}$): als Analogiebildung nach den III. Inf. lässt die Form sich nicht erklären. So auch $n\bar{a}^1\bar{h}\bar{a}\bar{n}\bar{i}$ für $n\acute{a}^1\bar{h}\bar{a}\bar{n}\bar{i}$. Diese Kürzung der Längen in betonter Pänultima wird nicht in grosser Pause, wohl aber auf der mittleren Stufe wie in enger Verbindung eingetreten sein; denn ohne Zweifel

¹ Doch darf ich nicht verschweigen, dass in der LXX Μαρασση , Ιεφορννη u. dgl. steht. Dagegen wiederum Αμωρε Ri. 7, 1 LUK.

² Man denkt sich wohl die Entwicklung des ai in Fällen wie $banai\bar{k}\bar{a}$, $banai\bar{h}\bar{a}$ so: $ai > \acute{e} > \acute{a}$ und hält deshalb das Segol für eine Länge. Es könnte aber sein, dass die Lautbewegung eine ganz andere war. Aus $banai\bar{h}\bar{u}$ ergab sich $b\bar{a}\bar{n}\bar{a}\bar{w}$, indem das j wie das h ausgedrängt wurde; die Form ist eigentlich Pausalform. Ähnlich konnte in $banai\bar{k}\bar{a}$ das j vor $-\bar{k}\bar{a}$ verstummen: $b\bar{a}\bar{n}\bar{a}\bar{e}\bar{k}\bar{a} > (\text{tib.}) b\bar{a}\bar{n}\bar{a}\bar{e}\bar{k}\bar{a}$; unter dieser Voraussetzung erklärt sich die Kürze des \acute{a} von selbst. Wenn im Deutschen $zwa\bar{i}nzec$ zu $zwan\bar{z}ig$ geworden ist, so ist das etwas ganz Ähnliches. Möglich wäre auch, dass ai zunächst zu ei wurde, und demnach $b\bar{a}\bar{n}\bar{e}i\bar{k}\bar{a}$ zu $b\bar{a}\bar{n}\bar{e}\bar{k}\bar{a}$, wie in anderer Mundart $zwei\bar{n}zec$ zu $zwen\bar{z}ig$, Mainz zu $Mentz$. Dass in den hebräischen Formen die Schallfülle der schweren Silben $-\bar{k}\bar{a}$, $-\bar{h}\bar{a}$, $-\bar{n}\bar{a}$ für die Kürze des vorhergehenden Vokals verantwortlich zu machen ist, bleibt unter allen Umständen gewiss.

besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Kürzung und dem oben besprochenen Unterbleiben der Dehnung auf mittlerer Stufe. Erst hier, nachdem wir die Natur des Segol als Kürze und sekundäre Variante des kurzen *a* festgestellt haben, können wir die oben p. 27 und 67 f. gemachten Bemerkungen über die mittlere Stufe ergänzen. Aus ursprünglichen **ja*[̄]*da-kā* haben wir als Kontextform *ja*[̄]*d*[̄]*kā*[̄], als Pausalform *ja*[̄]*d*[̄]*kā*[̄]; diese Form mit dem kurzen Tonvokal gehört aber von Haus aus nicht der grossen Pause, sondern der mittleren Stufe an. Die ursprüngliche Pausalform lautete **ja*[̄]*d*[̄]*kā*[̄], wie es ja noch immer 'o[̄]*tā*[̄]*k*[̄], 'im[̄]*mā*[̄]*k*[̄] heisst; denn ORIGENES hat in Pausa Ps. 47, 10 *ηχαλαχ* (: *hē*[̄]*kā*[̄]*l*[̄]*akā*[̄]) und 44, 12 (45, 8) *ελωαχ* gehört. Eben dahin gehört noch das vereinzelt *hō*[̄]*nā*[̄]*k*[̄] Ps. 53, 6, auch *hiš*[̄]*sām*[̄]*dā*[̄]*k*[̄] Dt. 28, 24. Beim Perfekt finden wir noch immer im Gebrauch: *pā*[̄]*d*[̄]*kā*[̄] Hiob 5, 20 im Kontext, *qā*[̄]*n*[̄]*akā*[̄] Dt. 32, 6 bei Zaqqeph, 'ā[̄]*nā*[̄]*k*[̄] Jes. 30, 19 in grosser Pause¹. Auch von den Segolaten III. Inf. gab es einst drei Stufen: *l*[̄]*hī* : *l*[̄]*ahī* : **lā*[̄]*hī*, *h*[̄]*ā*[̄]*šī* : **h*[̄]*aešī* : *h*[̄]*ešī*, *h*[̄]*ā*[̄]*lī* : **h*[̄]*aelī* : *h*[̄]*ōlī*. Das

¹ Aus Fragmenten mit primitiver (»palästinischer«) Punktation gibt jetzt KAHLE (ZAW 39, 1921, S. 234 f.) Belege für *-k* und auch *-h* statt *-kā*[̄] und *hā*[̄]. Ich zweifle nicht, dass auch diese Formen in Pausa entwickelt waren, und möchte nicht mit KAHLE so weit gehen, 'die von den Masoreten überlieferten Formen auf *-ekā* als überhaupt erst künstlich gebildet' zu betrachten. Denn es bleiben doch noch andere Möglichkeiten. Es kann sein, dass die primitiven Punktatoren in der Rede, oder auch nur in der Schrift die Pausalformen bevorzugten, weil sie als weniger geübte Schreiber nicht die zusammenhängende Rede, sondern die isolierten Formen punktierten, etwa wie die Araber bekanntlich gern ihre Pausalformen schrieben, auch wo sie sie nicht sprachen. Auf alle Fälle bleibt es mir ein Rätsel, wie die Tiberienser dazu kommen konnten, ein gesprochenes *-ā*[̄]*k*[̄] durch ein nicht existierendes *-ekā*[̄] zu ersetzen, wogegen die Verdrängung von Pausalformen durch Kontextformen, und umgekehrt, ein leicht verständlicher Vorgang ist. Im einzelnen freilich kommt Verdächtiges vor, so etwa die Verbindung *wē*[̄]*jillan*[̄] *l*[̄]*kā*[̄] Gen. 27, 28, wo der Akzent vor schwacher Silbe unterdrückt ist.

war aber des Guten zu viel, und die Sprache hat dann je eine wieder beseitigt. Dabei wurde die mittlere Stufe der *gall*-Form in die grosse Pause verschleppt, sie steht aber auch in der kleinen: ${}^1m\bar{i} \quad {}^1p\bar{a}e\bar{l}\bar{i}$ Pr. 9, 4; $b{}^e\bar{k}\bar{i} \quad w\bar{a}{}^{\bar{w}}\bar{n}a\bar{e}h\bar{i}$ Jer. 9, 9. Umgekehrt drang die Pausalform ${}^1h\bar{e}\bar{s}\bar{i}$ ins Satzinnere. Von den III. *w* sind fast nur Formen der grossen Pause erhalten. — Dreistufig geblieben sind, wie ich hier einschalten möchte, die Segolate med. *j*: $b\bar{e}{}^1\bar{l}$: ${}^1b\bar{a}j\bar{i}t$: ${}^1b\bar{a}{}^{\bar{w}}j\bar{i}t$; die kontrahierten Formen gehören von Haus aus nicht ausschliesslich dem St. constr., wohl aber der engen Verbindung an: $\bar{s}{}^e\bar{l}n\bar{e}{}^j\bar{m}$ ${}^c\bar{a}{}^{\bar{w}}\bar{s}\bar{a}r$. Gelegentlich ist die kontrahierte Form bis in die grosse Pause gedrungen: $l\bar{e}{}^j\bar{l}$ Jes. 21, 11. Bei den Mediae Waw ist besonders die mittlere Stufe kümmerlich erhalten: ${}^1r\bar{a}w\bar{a}h$, ${}^1\bar{a}w\bar{a}e\bar{l}$; gewöhnlich ist sie entweder von der Pausalform verdrängt: $m\bar{a}{}^{\bar{w}}\bar{a}e\bar{l}$, oder die kontrahierte Form hat die Alleinherrschaft erlangt: $\bar{s}\bar{o}r$. Es bleiben noch die Nominalformen auf *-æ*. Wie schon oben gesagt sind dies mimierte Formen, die sich am besten als $*pim > p\bar{a}e$, $*g\bar{a}{}^{\bar{w}}\bar{l}im > g\bar{o}{}^{\bar{w}}\bar{l}e$, $*\bar{t}am\bar{a}{}^{\bar{w}}\bar{n}im > \bar{s}{}^e\bar{m}\bar{o}{}^{\bar{w}}\bar{n}æ$ ansetzen lassen. Eigene Pausalformen sind nicht überliefert, und es ist möglich, dass es solche nie gegeben hat. Aus *-im* wird wahrscheinlich zunächst ein Nasalvokal (etwa wie französisch *-in* gesprochen) entstanden sein, und es ist denkbar, dass dieser sich der Dehnung entziehen konnte. Doch liesse sich auch annehmen, dass ursprünglich vorhanden gewesene Pausalformen nachträglich aufgegeben wurden. — Von diesen Stämmen auf *-ij-* ($*\bar{t}am\bar{a}{}^{\bar{w}}\bar{n}iju{}^m$ usw.) lassen sich die auf *-aj-* nicht mehr unterscheiden. Wie es scheint, ist das aus *-aju{}^m* oder *-aji{}^m* entstandene Produkt $*-e{}^m$ lautgesetzlich mit $-i{}^m$ zusammengefallen: $\bar{s}\bar{a}{}^{\bar{w}}\bar{d}\bar{a}e{}^1$. Nach der

¹ Ursprünglich war $\bar{s}\bar{a}{}^{\bar{w}}\bar{d}\bar{a}{}^{\bar{w}}j$ die Pausalform von $\bar{s}\bar{a}{}^{\bar{w}}\bar{d}\bar{a}e$. [So am Rande; Verf. wünschte einer hinzugefügten Bemerkung zufolge das ganze Stück noch umzuarbeiten].

Analogie der Formen auf *-aj-* haben dann die auf *-ij-* im St. constr. den Ausgang *-ē* für *-ī* angenommen: *bō¹nē* (aber noch immer *pī*). Vgl. schon BARTH, Sprachw. Untersuchungen I, p. 28 f.

Dass die Konstruktform einmal auf *-ī* ausging, lehrt auch das Feminin wie *bō¹kij¹jā¹*, welches nicht direkt auf *bākijat* zurückgehen kann, sondern eine Analogiebildung nach Wörtern auf *-ī = ij* sein muss; vgl. die tiber. Neubildung *g^edijjōl-* (zu *g^edī*) für das ursprünglichere *gadjōl-* (KAHLE 71). Umgekehrt ist für **šā¹daj* aus **šadaj-ja* nach der Analogie von *rō¹ī* aus **rā¹ij-ja* die Form *šā¹dī* eingetreten. Sobald infolge der Schwundgesetze **rā¹ijja* zu *rō¹ī* und **qā¹lija* zu *qō¹lī* geworden waren, liess sich der weitere Zusammenfall mit den Suffixformen der starken Stämme nicht hindern: deshalb *šā¹dāh*; ebenso *ō¹šō* Hiob 40, 19 für *ō¹šēhū*.

Das aktive Imperfekt der Verba III. inf. wie *l^egal¹læ* lässt sich kaum anders denn als ursprünglicher Jussiv *tugal¹li* (mit gekürztem *i* wie im Arabischen) bestimmen¹. Formen mit suffigiertem *-kā¹* wie *ʿanass^el¹kā¹* können lautgesetzlich nur auf **ʿanas¹si-kā¹* zurückgehen; daneben *ʿašaw¹wākā¹* mit der Form der mittleren Stufe. In der Pause ausgebildet ist *l^eḥaj¹jē-nī* u. dgl. Da nach aller Analogie Dehnung des Tonvokals in Pausa zu erwarten ist, so hat man den sporadisch durchgeführten Wechsel von pausalem *l^egal¹lē* mit kontextuellem *l^egal¹læ*, wie er z. B. Lev. 18, 7—17 wiederholt auftritt², als auf guter Tradition beruhend und die häufigere Verwendung der *-æ*-Formen in Pausa als eine Abweichung von der ursprünglichen Regel zu be-

¹ Ich brauche kaum daran zu erinnern, dass auch *jiq¹lōlū*, *tīq¹lōlī* von Haus aus Jussivformen sind. Der Zusammenfall der beiden Modi war nach dem Schwund des indikativischen *-u* unvermeidlich.

² Weitere Belege GESENIUS-KAUTZSCH § 75 hh.

trachten. Dass umgekehrt im Imperativ die *-æ*-Form (*rab^lbæ* *š^ebā^al^kā* Ri. 9, 29) sehr selten, die (urspr. pausale) *-e*-Form Regel ist, wird den Leser nicht stutzig machen, der mir von dem oben Ausgeführten auch nur einen Teil zugibt. Es steht damit wie mit *^llē^knā* und *tē^lla^knā*. Also ist die gemeinsame Grundform von *rab^lbæ* und *rab^lbē*: *rab^lbi* wie im Arabischen¹. Ebenso sind die Grundformen von *g^{el}lē* und *tiq^llæ* wie im Arabischen **gi^lli* und **tag^lli*.

Die ursprüngliche Gestalt des Pronomens *zæ* lässt sich, da keine besondere Pausalform auf uns gekommen ist, vom hebräischen Gesichtspunkt aus gar nicht bestimmen; doch spricht b.-aram. *dē-k* sehr für eine Grundform **dē*, die aus *dē* gekürzt sein könnte und auch äth. *ze*, *zen^ltū*, aram. *den*, *dnā* zugrunde liegen kann².

Auslautendes betontes *-a* liegt höchst selten zugrunde. Das wichtigste Beispiel ist das Fragepronomen *mā* in der bereits in der Grundsprache gekürzten Form *ma*: arab. *ma*, i. p. *mah*, aeth. *kama* 'wie', *kema* 'beinahe'. Hieraus im Hebräischen³ *ma* mit folgender Geminatio bei Enttonung: *ma-^l!lō^hū*, sonst (vor Nicht-Gutturalen) *ma*: *^lma* *^lqōl* *hatt^erū^kā* 1 Sam. 4, 6; *hā^kmat-^lma* *lā^lhæm* Jer. 8, 9. In Pausa steht immer *mā*. Also ist das alte *-a* in Pausa gedehnt worden, im Kontext kurzgeblieben und bei selbständiger Stellung zu Segol geworden. Den Lautwandel *-a* > *-æ* darf man um so weniger leugnen, als auslautendes

¹ Es ist völlig unmöglich, dies *-ē^h* auf *-aj* zurückzuführen, wie es im syrischen *^eštaj*, *^etge^ltaj* besteht; dann hätte die hebräische Schrift *שַׂי* gehabt.

² Wenn arab. *mā* ein hochtoniges *mæ* entspricht, so kann das hochtonige *zæ* = arab. *dā* sein. [Vgl. zu dieser Frage die Auseinandersetzungen zwischen BARTH und FISCHER in ZDMG 59, 1905. Verf. hat die Frage in seinem Aufsatz »Die arabische Dialektpaltung«, ZA 21, 1907—08, pp. 31 ff. berührt].

³ Im einzelnen vgl. OLSHAUSEN § 99.

Pataḥ nach tiberiensischer Vokalisation überhaupt nicht existiert. Die ganz unnötige Trennung des *mæ* von *mā* und seine Zurückführung auf *mī* oder *mî*, wie sie BROCKELMANN, bezw. BARTH (ZDMG 59, 163) vorschlugen, muss ich also auf das entschiedenste ablehnen. Es ist formell möglich, passive Imperfekte wie *j^eun^lnæ* auf Grundformen mit *-l^a*: **ju^aun^lna* oder **ju^aan^lna* zurückzuführen, wenn sich das auch nicht sicher machen lässt.

In der jüngsten Entwicklung des Hebräischen, im Tiberiensischen, ist unbetontes *i* unter dem Einfluss eines Gutturals zu Segol geworden, jedoch nicht vor geminierter Konsonanz.

So 1) hinter Guttural: babyl. *‘is^lrīm* ‘zwanzig’, arab. *‘isrūna*: tib. *‘æš^lrīm*; vgl. weiter KAHLE, p. 25 *ḥir^lmōn* : *ḥær^lmōn*, *‘im^lšā* : *‘æm^lšā* u. s. w.; *hir^lā* : *hær^lā* u. s. w., p. 62. Doch ist dies keineswegs durchgeführt, sondern das *i* öfters gewahrt: *‘ib^lri*, *ḥilqij^ljā*, *ḥiš^lnō* Ps. 129, 7.

2) vor Guttural: bab. *nih^lpaḳ*: tib. *næh^lpaḳ*; *nih^lš^eḥū* : *næh^lš^eḥū*; *hiḥ^lliqā* : *hæh^lliqā* u. s. w.

Zuweilen geht *i* in dieser Stellung in *a* über, und zwar, wie es scheint, lautgesetzlich bei weiterer Entfernung vom Hauptton. Vgl. *jaḥ^lsar* mit *jaḥ^el^{rū}*, *hæ^el^{mīd}* mit *w^el^{ha^amad^ltā}* (OLSHAUSEN, p. 558), *næ^el^{mā}* mit *l^{na^alā^lmā}*, *l^{na^alā^lmīm}* (p. 598). Dieses *a*, das sich ähnlich auch im Babylonischen findet, erinnert an das Ḥaṭeph Pataḥ in Fällen wie *‘a^{dō}mī* neben *‘a^{dō}m* (OLSHAUSEN, p. 120). Freilich ist das Gesetz nachträglich vielfach durchkreuzt worden. Aus *i* entstanden ist wohl auch das *a* in ursprünglich drittletzter Silbe im Imperativ *l^{za^aqī}*, *l^{tah^anī}* gegenüber *pi^lḥī*; dass *i* das ältere ist, darf man aus dem Aethiopischen (*lebas*) schliessen¹.

¹ Die Form *‘ānc* 1 Kön. 2, 36—42 ist mir, auch nach der Ausführung BARTHS, Sprachw. Untersuchungen 1, p. 13 ff., zu unklar, als dass ich

Das genauere Verständnis der Femininformen $\text{ṣ}^e\text{d}\bar{a}^1\text{q}\bar{a}$ hängt von Umständen ab, die sich nicht sicher erkennen lassen. Wenn die Abwerfung des schliessenden *-t* älter ist als die Vokaldehnung, so werden wir annehmen müssen, dass diese Formen in Pausa ihr *-a* gedehnt haben und erst nachträglich in den Kontext gerückt sind. Doch wäre auch denkbar, dass im Stat. abs. des Nomens gedehnt wurde vor Abwerfung des *-t*. — Mehrere Wörtchen, die ursprünglich hierher gehört haben mögen, sind früh in der Proklise enttont worden wie das Relativ *ša*, *ša* mit folgender Geminatio (wenn mit assyr. *ša* zu verbinden), der Artikel (wenn dessen nicht sicher zu bestimmende Grundform vielleicht ¹*ha* gewesen sein sollte) und etwa noch das *wa* vor dem Konsekutiv. Noch andere Wörtchen wie das *wa* copulativum, das fragende *ha*, arab. *'a*, die Präposition *la* u. s. w. waren bereits im Altsemitischen ihrer Selbständigkeit verlustig gegangen und können uns also über das Schicksal des auslautenden *-a* noch weniger lehren als jene.

Wir sind mit der Nachprüfung des Philippischen Gesetzes und zugleich mit der Untersuchung über die hebräische Vokaldehnung zu Ende. Beide Fragen gehören unlösbar zusammen und hätten nie von einander getrennt werden sollen. Wenn PHILIPPI um die eine ein nicht unbedeutendes Verdienst hat, so hat er, indem er den Zusammenhang beider völlig übersah, die Behandlung der anderen in ganz schiefe Bahnen gelenkt. Man lese noch seine Ausführung in der Theologischen Literaturzeitung 1897, Nr. 2, p. 40. Er glaubt daselbst, auf logischem Wege

ihren Akzent hier erörtern möchte. Die Zusammenstellung mit arab. *'annē* scheint mir wenig sicher. Vgl. dazu GESENIUS-KAUTZSCH § 90 i am Ende.

die Vokalquantitäten feststellen zu können. Wie $^l na^c ar$ im Kontext kurzes a , in Pausa langes a hat, so muss auch $^l ma^c te^k$ dem entsprechend kurzes, bezw. langes a haben; ebenso muss dem Formenpaar $qā^l tal : qā^l tāl$ ein Formenpaar $kā^l bēd : kā^l bēd$ gegenüberstehen. Ja, wenn man Sprachen konstruieren könnte!

Ich bin zu einem ganz merkwürdigen Resultat gelangt, das niemanden mehr überraschen kann, als es mich selbst überrascht hat: dass die alte Lehre von der Quantität der hebräischen Vokale unbedingt richtig ist. Die Theorie KIMCHIS muss also doch auf guter Tradition beruhen. War es aber unrecht, dies zu bezweifeln, so haben wir uns doch durch den Zweifel zum Wissen durchgerungen und nebenbei über das Werden der Formen einiges Licht verbreitet.

Hiermit ist GRIMMES und PHILIPPIS Kritik endlich überwunden.

Als Ergebnis obiger Untersuchungen und Erwägungen möge hier noch eine summarische Übersicht über die lautgesetzliche Entwicklung der ursprünglich kurzen Vokale in hebräischer Drucksilbe folgen:

Semit.	a	i	u
Hebräisch.			
Septuag. und Hexapl.	a	ϵ η	o ω
Babyl. Masorah	a \bar{a}	a \bar{e}	a \bar{o}
Tiber. Masorah	$a : \bar{a}$ \bar{a}	$a : \bar{a}$ \bar{e}	$a : \bar{a}$ \bar{o}

Die aramäischen Dehnungsgesetze.

Die Feststellung der Quantität der drei alten Kürzen ist im Aramäischen ungleich schwieriger als im Hebräischen.

Für das Westaramäische gibt es keine besondere Grammatikertradition, für das Syrische nur das an bedauerlichen Unklarheiten leidende Vokalsystem des BAR-HEBRAEUS (I, p. 4). Doch gestattet die Analogie der hebräischen Vokalisation sichere Schlüsse auf die phonetischen Werte der biblisch-aramäischen Vokalpunkte; und lautgeschichtliche Erwägungen lassen uns dann auch erkennen, welche quantitativen Werte syrischer Vokale die Punkte des sprachgeschichtlich wichtigeren, oder allein wichtigen, ostsyrischen (nestorianischen) Vokalsystems darstellen.

Im Biblisch-Aramäischen ist altes *a* durch Pataḥ und Qameṣ, altes *i* durch Ḥireq und Šere, altes *u* durch Qibbuṣ und Ḥolem vertreten. Da nach dem hebräischen Gebrauch zu schliessen Pataḥ kurz, Qameṣ, Šere und Ḥolem lang gewesen sein müssen, so ist anzunehmen, dass Ḥireq und Qibbuṣ kurzgebliebenes *i* und *u* bezeichnen. — Im Biblisch-Aramäischen wird altes \bar{i} öfters plene geschrieben, kurzgebliebenes *i* dagegen nicht. In der Targumsprache stellt sich auch beim letzteren das *j* ein: *q^erīḇū*, *gībbār*, was durchaus keine Dehnung bezeichnen soll. Ähnlich wird kurzes *u* hier oft plene geschrieben, dies vereinzelt wahrscheinlich schon in den Bibeltexten, wie *š^elaḥ^ltu^wn* [Ezr. 4, 18].

Von den sieben nestorianischen Vokalpunkten entsprechen lautgesetzlich, wie ohne weiteres zuzugeben ist, Ptāḥā ֿ und Zqāpā ֿ b.-aram. Pataḥ und Qameṣ. Ferner ist nestorianisches ֿ ohne weiteres b.-aram. und altes \bar{i} . Nestorianisches ֿ gibt fast durchweg altes *i* (bei Alaf auch altes *a*) wieder, während ֿ für altes *aj*, \bar{e} , i' steht, dann auch für altes *i* in Fällen, wo dieser Vokal wie im Westaramäischen eine Dehnung erfahren hatte. Lautgesetzlich entspricht also ostsyrr. ֿ b.-aram. ֿ und ostsyrr. ֿ b.-aram. ֿ: *q^eriḇū* Dan. 3, 8 = *qreb^w*, *qir^lbēl* Dan. 7, 16 =

qer^lbē^l. Hieraus ergibt sich mit genügender Sicherheit, dass, wenigstens von Haus aus, — ein kurzes, — ein langes *e* darstellt. Endlich vertritt nestorianisches *o* lautgesetzlich b.-aram. und altes *u* und \bar{u} und ist somit zweideutig; dagegen ist \bar{o} die lautgesetzliche Entsprechung von b.-aram. \bar{o} . — Es ist hier überall das Wort ‘lautgesetzlich’ zu betonen: es lässt sich natürlich nicht behaupten, dass in jeder beliebigen Form ein ostsyr. \bar{o} einem \bar{o} unserer b.-aram. Tradition, ein \bar{e} einem \bar{e} usw. gegenüberstände. Der Grund für die Abweichungen im einzelnen wird sich unten ergeben.

Die westsyrische Vokalbezeichnung unterscheidet bekanntlich mittels fünf griechischer Vokalzeichen: \bar{a} , \bar{o} aus altem \bar{a} , *e* aus älterem \bar{e} und \bar{e} , \bar{i} aus altem \bar{i} und zum Teil aus \bar{e} , *u* aus \bar{u} , \bar{u} , \bar{o} . Es ist also hier *a* notwendig kurz, \bar{o} und \bar{i} notwendig lang, dagegen *e* und *u* mehrdeutig.

Obgleich es allerdings auf den ersten Blick den Anschein hat, dass im Aramäischen in direktem Gegensatz zum Hebräischen die kurzen Vokale der den Tonsilben unmittelbar vorausgehenden offenen Silben schwinden mussten (*q^el^ltal = q^al^ltal*), so ergibt doch die genauere Betrachtung ein anderes Resultat. Im Biblisch-Aramäischen bestehen tatsächlich in einer Reihe von Formen (vgl. KAUTZSCH § 15) erhaltene und zwar gedehnte Vokale in dieser Stellung. Beeinflussung durch das Hebräische ist — wenigstens in den wichtigsten Fällen — ausgeschlossen, eben weil die hebräischen Formen anders lauten oder entsprechende fehlen. So die Kausativformen *j^eh^al^lq^el^lm* [Dan. 5, 21. 6, 16], *m^eh^al^lq^el^lm* [Dan. 2, 21], *m^al^lrⁱm* [Dan. 5, 19], *t^al^ls^ep* [Dan. 2, 44], neben denen allerdings auch *j^eqⁱm* [Dan. 2, 44] vorkommt. Bei weiterer Entfernung vom Hauptton schwindet der Vokal: *jah^al^ll^lb^un* [Ezr. 6, 5], woneben auch *j^el^ll^lb^un* [Ezr. 5, 5], *m^egⁱl^lh^an* [Dan. 7, 2]. Diese gedehnten Vokale,

die auch STRACK (§ 4 b) anerkennen musste, will zwar DALMAN in seiner Grammatik², p. 316, Anm. nicht als Ergebnisse einer Vortondehnung gelten lassen, weil es dann nicht zu verstehen sei, warum dieselbe nicht auch im Perfekt auftritt. 'Vielmehr ist aus *ya-ʾa* und *ma-ʾa* (soll heißen *ya-ha* und *ma-ha*) über *ya'* und *ma'* *yā* und *mā* geworden.' Dann will er für *j^ehāqēⁱm* und *m^ehāqēⁱm*: *jah^aqēⁱm*, *mah^aqēⁱm* lesen. — Dann ist aber die Form *j^eqīm* nicht zu verstehen! Verballhornen wir also die Überlieferung nicht! Die Formen sind gut und werden uns weiterführen.

Es ist kein Rauch ohne Feuer, und wo Wirkungen eines Lautwandels zutage treten, da hat einmal ein Lautgesetz gewirkt. Da wir in den besprochenen Formen die Vortondehnung nicht wegdeuten können, so müssen wir anerkennen, dass einst im Aramäischen wie im Hebräischen die kurzen Vokale offener Nebentonsilben lautgesetzlich gedehnt wurden. Wie es dann gekommen ist, dass so geringe Spuren von diesem Gesetze erhalten blieben, das versteht man, wenn man auf die Vorgänge im Hebräischen genau achtet. Die hebräischen Dehnungsgesetze haben ja den Wortbestand so getroffen, dass bei jedem oder fast bei jedem Worte Formen mit gedehntem und Formen mit kurzem, bzw. geschwundenem Vokal mit einander wechselten. Ein solcher Zustand wird durch ausgleichende Analogiebildungen leicht wieder mehr oder weniger aufgehoben. Ansätze zu solcher Aufhebung des lautgesetzlichen Wechsels gibt es im Hebräischen genug: *b^ereⁱkōl majim*, *mallāhēⁱhēm*, *šābūⁱōl*, *tōšāⁱbēⁱ*, *māginⁱnī* und umgekehrt Absolutformen mit Schwa in der Vortonsilbe, wie etwa *š^elāw* und anderes. Denkt man sich diese Bewegung bis auf den höchsten Grad gesteigert, so gelangt man zu aramäischen Zuständen. Wenigstens genügt diese Annahme

vorerst: wenn wir die weiter hierhergehörigen Formen durchmustert haben, wird noch auf einiges hinzuweisen sein.

Das Imperfekt $j\bar{e}^l\dot{t}ab$ kann schwerlich aus $*jaj\dot{t}ab$ von einem für das Aramäische wohl noch dazu nicht belegten Perf. $j\dot{t}b$ erklärt werden. Dagegen erklärt es sich sehr schön als (Jussiv) $*j\dot{t}ab$, dessen Perfekt $\dot{t}ib$ auf den Papyri von Assuan mehrfach vorkommt (NÖLDEKE, ZA XX, 141)¹.

Die 3. Fem. Sg. Perf. $b^e\dot{t}e^l\dot{t}at$ 'geriet ins Stocken' hat die nach dem Gesetze zu erwartende Form, wofür sonst Formen wie $silqat$ (syrisch $deh^l\dot{t}at$) eintreten. — Mit diesem Perfekt stimmen dann weiter verschiedene nominale Feminina, deren \bar{e} aus der (nicht belegten) Absolutform stammt: $g^e z\bar{e}^l\dot{r}at$ (für $*giz^l\dot{r}at : g^e z\bar{e}^l\dot{r}\bar{a}$), $j^e q\bar{e}^l\dot{d}at$; $\dot{s}^e\bar{e}^l\dot{t}\bar{a}$; $\dot{s}^e\bar{e}^l\dot{w}^l\dot{l}\bar{a}k$ u. dgl.

Zum Gesetze stimmt auch $^e\bar{e}^l\dot{t}\bar{a}$ 'Rat'; dagegen hat $\dot{s}^e\bar{e}^l\dot{n}\bar{a}$ 'Schlaf' den geschwächten Vokal des St. constr.

Hierher gehört ferner $\dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a}$ 'Stunde' wie die emphatische Form $\dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a}$, und noch deutlicher die christlich-palästinische Form $\dot{s}^e\bar{a}$ (SCHWALLY, Idioticon, p. 97) beweisen. Diese Mundart hat im Plural neben $\dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a}$ auch $\dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a}$ ($\dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a}$) gehabt. Das Ursprüngliche war: $\dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a} : \dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a} : \dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a} : \dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a} : \dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a}$. Dieses Wort ist aus dem Grunde wichtig, weil es im Syrischen $\dot{s}^e\bar{a}^c\bar{a}$ lautet. Das Gesetz der Nebentondehnung gilt also auch für das Syrische.

Ein lautgesetzlich gedehntes a steht im Plural $ma^c\bar{a}^c\bar{a}$ - $\dot{d}\bar{o}h\bar{i}$ ². Daran schliesst sich die Konstruktform $ma^c\bar{a}^c\bar{a}$ 'Untergehen der Sonne'. NÖLDEKE, GGA 1884, p. 1020 ver-

¹ [cf. A. COWLEY: Aramaic Papyri of the fifth Century, 1929, Index, p. 288 b; die Form Haphel $hw\dot{t}b$ s. ebenda 290 b].

² Dies ist zwar kein zwingender Beleg für die Nebentondehnung, weil das a auch nach anderer Regel gedehnt sein könnte. Dagegen möchte ich nicht mit KAUTZSCH, Aramaismen, p. 63 altes \bar{a} annehmen.

weist anlässlich dieser Form auf BAR-HEBRAEUS I, p. 49. Um so besser, wenn das Syrische einen neuen Beleg für das Dehnungsgesetz hergibt. Denn aus den Bemerkungen des BAR-HEBRAEUS dürfen wir entnehmen, dass *ma'la*, *mappā*, *madnḥā*, *ma'rbā* im Plural *ā* haben, wenigstens in alten Formeln wie *men madnāḥē wma'rābē*, *bma'ālaḡ sabbtā waḡmappāqaj sabbtā* und dgl. Dass die Syrer mit dem *ā* den allmählichen Auf- und Untergang der Sonne u. s. w. bezeichnet hätten, wie BAR-HEBRAEUS meint und R. DUVAL, *Traité de grammaire syriaque*, 1881, p. 230 berichtet, ist mir keine einleuchtende Erklärung. Dass aber ein verkannter Beleg für einen uralten Lautwandel hier vorliegen kann, ist sehr einleuchtend.

Die syrische Form *'nāšīn* 'einige' möchte ich lieber hebr. *'anāšīm* als einem hebr. **'anōšīm* gleichsetzen. Der Singular *'nāš* kann Rückbildung sein. Ursprünglich bestand auch im Aramäischen das hebräische Trio: *'iš*, *'anāšīm*, *'anōš*. Vgl. die Hadad-Inschrift [*'š* Z. 11. 34, *'nšm* Z. 30, s. ferner LIDZBARSKI, *Handbuch*, S. 222].

Bei alledem bleibt es einigermaßen merkwürdig, dass diese Dehnung in der historischen Zeit eine so geringe Rolle spielt. Es ist immerhin möglich, dass sie von noch einer Bedingung abhing, sodass nach irgend einer Regel z. B. *šā'le* und *še'le*, **kā'tab* und *ktab* als Satzdoubletten miteinander wechselten. Nur lässt sich diese Massgabe kaum mehr ermitteln.

Feminina ult. *w* deklinierten ursprünglich so: Sg. *ḡazawat*: Pl. *ḡazawāt*. Daraus arab. *ḡazāt*: *ḡazawāt*. Dazu stimmen hebräische Pluralformen wie *qēšā'wōt* und *'ēdwō'tāw*. Das kurze *a* vor dem *w* ist im B.-Aram. gedehnt: **kēnāwāt*,

Für das Mandäische belegt NÖLDKE (*Mandäische Grammatik*, p. 130) *mābādā* mit der Bemerkung: syr. gewöhnlich *ma'bdā*.

k^enāwān; *‘aīwān*; *‘arjāwātā*. Ähnlich bildet im Ostsyrischen *ṣlōtā* den Plural *ṣlāwān*, *ṣlāwātā*, *mnātā* ebenso *mnāwān*, *mnāwālā*. Im Westsyrischen steht für dieses *āw* ein *aw* wie in *māna(h)w hāna(h)w* für *mānā hū hānā hū* (BAR-HEBR. I, p. 230, 10), oder in *Dawīd* (z. B. Joh. 7, 42 BERNSTEIN): ostsyrr. *Dāwīd*.

Ausnahmsweise wird das *a* der Vorsilbe *ma-* gedehnt in syr. *māzōnā* ‘Nahrung’ (vgl. NÖLDEKE, Mand. Gr., p. 130, auch Nominalb., p. 234 [cf. Grundriss I § 195 b]). Wenn andere derartige Wörter auch entlehnt sein mögen, so scheint doch dieses im Hebräischen keine grosse Rolle gespielt zu haben, dagegen im Aramäischen gut fundiert zu sein.

Syr. *‘ālēp* ‘tausend’, Plur. *‘alpīn* wird wohl nicht *qātīl* sondern *qatīl* sein: es haben von Haus aus *‘alp* und *‘alīp* nebeneinander bestanden. Auf dem anlautenden Guttural beruht die Dehnung nicht.

Auf die b.-aram. Textvarianten *šā‘lē* Dan. 3, 29 für *šē‘lē* ‘ruhig’ Dan. 4, 1 und *‘ā‘šīl* Dan. 6, 4 (STRACK, p. 26*) für *‘ašīl* ‘bedacht auf’ lege ich nicht viel Gewicht. Dagegen steckt gewiss ein *qatīl* mit gedehntem *a* in syr. Bildungen wie *pāsīqālā* ‘brevia’, indem ursprünglich *pāsīq* mit *p^lsīq* wechselte. Ein altes *qātīl* gibt es eben nicht. Dahin gehören denn auch *zāqīptā* ‘Keule’, *zāriptā* ‘Regenguss’, Syr. Gr. § 108; doch könnte *zāqīptā* aus dem Assyrischen (*zaqīpu*) stammen.

Da es kein altes *qātul* gibt, muss man die Gruppe *qātōl* (Syr. Gr. § 107) als *qatul* fassen. Also ist z. B. *‘ābōr* ‘vergänglich’ dieselbe Form wie arab. *ḍakur* ‘remembering well’. Wenn NÖLDEKE sagt, dass *qātōl* vom Partizip *qātēl* abgeleitet sei, so kann doch nur von einer sekundären Attraktion die Rede sein. BARTH (Nominalbildung § 122 d)

setzt *qatūl* an, was statt einer zwei Schwierigkeiten gäbe. Das Richtige hat LAGARDE, Übersicht, p. 70 in unklärer Weise gesagt.

Ein altes *qatūl* ist syr. *pātūrā* 'Tisch' (mit *ū*, Syr. Gr. § 107, BAR-HEBRAEUS I, p. 235); das *t* zeigt, dass es, wenn auch mit ass. *paššūru* 'Schüssel' verwandt, nicht aus dem Assyrischen entlehnt ist.

Wie im Hebräischen sind die im Kontext kurzgebliebenen betonten Vokale in Pausa gedehnt worden. Das Vorhandensein einer Pausaldehnung des *a* im Biblisch-Aramäischen ist unbestritten und unbestreitbar: ¹*ḥājil* 'Kraft' Ezr. 4, 23, Dan. 3, 4; *qādāmāj* 'vor mir' Ezr. 4, 18, Dan. 2, 6; *pārās* 'Persien' Dan. 5, 28 u. dgl. Es empfiehlt sich nun, daraufhin das Gesetz aufzustellen, dass die alten Kürzen der Tonsilben ursprünglich in Pausa durchweg gedehnt wurden, dass aber dann in noch viel grösserem Masse als im Hebräischen die dadurch entstandenen lästigen Satzdoubletten miteinander vertauscht wurden und schliesslich am häufigsten nur je eine erhalten blieb. Dabei handelt es sich nicht nur um das Biblisch-Aramäische, sondern auch um das Syrische. Es gibt im Syrischen Fälle der Dehnung, die bisher jeder Erklärung gespottet haben, deren Deutung sich aber ganz von selbst ergibt, wenn man eine gemein-aramäische Pausaldehnung und deren nachträgliche Ausgleichung annimmt. Indem ich nun von dieser Ansicht ausgehe, benutze ich im folgenden den Ausdruck Pausalform mit Bezug auf den anzunehmenden Ursprung, also ohne Rücksicht auf die tatsächliche Verwendung. Dass es im Syrischen keine Pausalformen im gewöhnlichen Sinne gibt, brauche ich nicht zu sagen.

Schon im Biblisch-Aramäischen sind sehr häufig Formen mit Pataḥ aus dem Kontext in die Pausa gedrun-

gen. Umgekehrt werden hie und da Formen mit pausalem Qameṣ im Kontext verwandt: *sil^lqāṭ* Dan. 7, 8 neben *sil^lqat* 7, 20; bei den Verben tertiae inf. gehen Formen wie *h^awat* und *h^awāt* durcheinander (die altsemitische Form ging auf *-at* aus wie im Arabischen). Vgl. ostsyr. *ʔe^ltāt* 'sie kam' neben westsyr. *ʔe^ltāt*, Syr. Gr. § 42. — Aus der Pausa stammt *hē^jlājīt* Dan. 6, 18 (var. lec. *hē^jlajīt*) und die 1. Sg. Perf. *šāmāet* Ezr. 6, 12 (**šamtu*). Auch die Form *j^ehāk* [Ezr. 5, 5] (Targum *j^ehāk*, *t^ehākūn*) ist wohl von KAUTZSCH § 44 mit Recht in diesem Sinne beurteilt.¹ — Im Imperativ mit Suffix hat das westsyr. *q^eʔūlāj^h*, ostsyr. 'stets' *q^eʔōlaj^h* (Syr. Gr. § 49). Die 2. Sg. F. des Imperativs der ult. inf. hat die Form *r^emāj*, *ramāj* u. s. w., was wohl einfach die Pausalform von **ri^lmājī*, *ram^lmājī* ist; vgl. Plur. M. *r^emaw* aus **ri^lmājū*. Ferner steht dem b.-aram. *lah* syr. *lāh* gegenüber. Das persönliche Fragepronomen arab. *man*, syr. *man*, heisst im B.-Aram. nach BAER (KAUTZSCH § 22) *mān*, während nach STRACK § 6 *man* besser bezeugt sein soll. Offenbar ist das ursprünglich pausale *mān* genau so richtig wie das kontextuelle *man*.

Man nimmt gewöhnlich an, dass in geschlossener Silbe altes *i* im Kontext durch *e*, in Pausa durch *i* vertreten sei. Da dies aber in lautgeschichtlicher Hinsicht völlig widersinnig ist, und da nun doch tatsächlich die Formen mit *i* auch im Kontext häufig sind, die mit *e* auch in Pausa stehen, da die Frage sich also keineswegs auf rein statistischem Wege entscheiden lässt, so stehe ich nicht an, das Umgekehrte für das Richtige zu erklären. Mit dem pausa-

¹ Das Perfekt *ḏāqū* (Var. *ḏāqqū*) Dan. 2, 35, welches 'sie gingen entzwei' bedeuten muss ('man zermalmte' ist eine abgeschmackte Deutung), ist wie hebr. *ḏāmmū* ein in Pausa gedehntes *ḏāqqū* (فَعَّل). Zur Degeneration vgl. syr. *baz^w*.

len Hîreq des Aramäischen verhält es sich genau so wie mit dem pausalen Pataḥ des Hebräischen: beide stammen in Wirklichkeit aus dem Kontext. Es ist reiner Zufall, dass *šil* 'sechs' nur in Pausa [Dan. 3, 1], *šēt* = ostsyrr. *šēt* nur im Kontext [Ezr. 6, 15] (je einmal) belegt ist, und reiner Zufall waltet bei der Verwendung von *qab^lbil* und *qab^lbēl*, *qā^lḫil* und *qā^lḫēl*; auch stimmen die verschiedenen Handschriften in diesem Punkt gar nicht miteinander überein. Im Syrischen¹ ist bald die Form mit kurzem *e* erhalten: Perf. *n^eḫel*, *haj^lmen*, *ʾāw^lbeš*, Impf. *n^ebed*, *t^ehal^llek*, *net^lqe^lel*, Impt. *zel*, *paq^lqed*, bald die mit langem *ē*: Ptcp. *ʾā^lzēl*, *jā^lhēb^h*. Suffixe und dergleichen konnte die Sprache dann ebensogut den in Pausa wie den im Kontext entwickelten Formen anhängen.

Vor Doppelkonsonanz ist im B.-Aram. das *e* bevorzugt: *šē^lʾēlnā* Ezr. 5, 9, 10, *jē^lḫēllā* Dan. 2, 47; *t^eqēpt(ā)* Dan. 4, 19 (i. p.); *ʿēllā* 'oben' Dan. 6, 3; aber syr. *t^eel*, wie auch *ʾetiledt* 'du bist geboren', *ʾetn^esebt* 'bist genommen'; *ʾaskelt*, *ḫallept* etc. So auch syr. *bā^ltar ken*, aber *ʾemmⁱ* 'meine Mutter'.

Im B.-Aram. heisst es, wie *ʿḫēlam* [Dan. 4, 2] 'Traum' aus **ḫilm* so auch in der 1. Sg. Pf. *h^{al}qēⁱmā^l* Dan. 3, 14 aus **ḫaqimtu*; vgl. auch das feminine *had^ldēqā^l* Dan. 2, 34 als Variante zu *had^ldāqā^l* [Dan. 2, 45]. Interessant sind im Syrischen *lēbⁱ* 'mein Herz' aus *ʿlibbī*, *mēnⁱ* 'von mir' aus *ʿminnī*, und *šēd* 'bei' (Syr. Gr. § 22 C), eigentlich 'Seite', Grundform *šidd*, die auch in hebr. *šad* stecken kann; auch *gērā* 'Pfeil' (Targ. Pl. *gir^erajjā*) [2 Kön. 13, 15] und *ḫērē* 'die Freien' weisen auf *girr*, *ḫirr* zurück. Syr. *men šēlⁱ* 'plötzlich' stimmt ganz zu jüdisch *ʿḫēⁱzū* 'Aussehen' (*ḫazwā*): **šilj*, **ḫizw*. Aber syr. *bērjātā* 'Strassen' ist wohl das assyrische *birēti* (**bêrēti*, DELITZSCH, Hwb., 185 b.). Syr. *ʾēn* 'ja' ent-

¹ Die Belege sind dem A.T., Urmia 1852, entnommen.

spricht arab. *inna*; 'die Dehnung beruht wohl auf der eigentümlichen Betonung des "ja", das überhaupt eine sprachliche Sonderstellung einnimmt', NÖLDEKE, ZDMG 40, 739. Diese Sonderstellung wird einfach darin bestehen, dass "ja" ungemein häufig in Pausa steht. So hat ja auch arabisch *na'am* durchweg die Form der Pausa.

Beim alten *u* der geschlossenen Tonsilbe ist das ursprüngliche Verhältnis zwischen *u* und *ō* schon im Biblisch-Aramäischen noch mehr getrübt. Es liegt vor mit *u*: *jis'gud* [Dan. 3, 6], *nis'gud* [Dan. 6, 18], *tir'sum* [Dan. 6, 9], *nik'tub* [Ezr. 5, 10], *p^eruq* [Dan. 4, 24], *pum* [Dan. 4, 28], (*sum*); mit in Pausa aus *u* entwickeltem *ō*: *tē'rō^a* (**tir'ru*^o) [Dan. 2, 40], *gōddū* [Dan. 4, 11], *gōb* [Dan. 6, 8] (emph. *gub'bā*), *dōb* [Dan. 7, 5], *pōm* (vgl. STRACK zu Dan. 4, 28), *kōl*, *kōllā*, *ḥar'lōm* [Dan. 2, 10], (*q^ešōt*, *t^ehōt*), *harhōr(in)* 'Träume', [Dan. 4, 2], *ḥ^ašōk* 'Finsternis', *-kōm*, *-hōm*. Ein ähnliches Bild, doch mit stärkerer Vertretung des *ō*, z. B. im Imperfekt Qal, gewährt die Targumsprache. Im Ostsyrischen scheint in dieser Stellung das *ō* ganz durchgedrungen zu sein: *te^drōk*, *nē^okōl*, *te^hpōk*, *ōl*, *p^erōš*, *m^elōm*, *b^etes^lbōh^l* u. s. w. (allerdings *te^okul* Gen. 3, 18, ed. Urmia). — Ich glaube nicht, dass NÖLDEKE recht hat, wenn er (Syr. Gr. § 48 und 79 A) ein durch Guttural oder *r* aus *u* verfarbtes kurzes *o* annimmt, auch z. B. in *ōrjā* 'Krippe'. Das Dehnungsgesetz wird wohl zu einer Zeit gewirkt haben, wo die alten Absolutformen im ursprünglichen Umfang noch bestanden: dass dann zu **ōr^j* (aus **urj*) die determinierte Form *ōr^jā* hinzugebildet wurde, das *ō* also in die unbetonte Silbe drang, ist ein natürlicher Vorgang¹. Freilich

¹ Der Fall unterscheidet sich in keiner Hinsicht von *sōg^(?)ā* 'Menge'. Vom Maskulinum konnte das pausale *ō* ins Femininum verschleppt werden: *ōtī^lā* 'Wehklage', Syr. Gr. § 104, Übersicht, p. 145. Wo es ein

stellt NÖLDEKE ebenda seine eigene Annahme, dass das \acute{o} von *neqlōl* u. s. w. 'ein durch den Ton gedehntes, ursprünglich kurzes *o* bedeuten mag', als zweifelhaft hin, wie auch die entsprechende Ansicht über \bar{e} (§ 47). Ich glaube aber, dass (von den Worten 'durch den Ton' abgesehen) unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Momente diese Annahme wie keine andere Deutung die Schwierigkeiten wirklich löst, und finde darin den Beweis für ihre Richtigkeit.

In offener Pänultima, die den Ton trägt, bleiben die drei Vokale kurz. So im b.-aram.: $\dot{j}^e|ha\dot{b}\bar{u}$, $q^e|ri\dot{b}\bar{u}$, ${}^{\alpha}|k\dot{u}\bar{l}\bar{i}$, $\dot{s}^e|bu\dot{q}\bar{u}$, im syr. $q^e|al^w$, $q^e|re\dot{b}^w$, aber allerdings $q^e|r\bar{o}\dot{b}^w$. Die im Syrischen regelmässigen Formen mit \bar{o} und die selteneren mit \bar{e} und \bar{a} werden in Pausa entwickelt sein. So ${}^{\alpha}\bar{a}\dot{b}^j$ 'mein Vater' für b.-aram. ${}^{\alpha}a\dot{b}\bar{i}$, ${}^{\alpha}\bar{a}\dot{h}^j$, $b\bar{e}r^j$, $l\bar{e}k^j$ 'dir' (F.) für jüd.-aram. $l\bar{i}k(\bar{i})$. Entsprechend ist b.-aram. $l\bar{a}n\bar{a}$ 'für uns' die Pausalform, jüdisch $lan\bar{a}$, syr. lan die Kontextform; während die Pausalform $l\bar{a}k$ hüben wie drüben durchgedrungen ist.

Der am schwersten zu beurteilende Fall ist der betonte auslautende Vokal, wie er besonders in Wurzeln tertiae infirmae vorliegt. Im Biblisch-Aramäischen haben die verbalen und nominalen Formen, die im Hebräischen auf $\bar{\imath}$ ausgehen, regelmässig ein \bar{e} : $j\bar{i}\dot{s}^j|b\bar{e}$, $\dot{s}\bar{a}^j|b\bar{e}$, und dieser Vokal liesse sich in verschiedener Weise deuten. Die seltenen Formen auf $-ae$ (s. STRACK zu Dan. 5, 12 und § 4, 6) werden vielleicht mit Recht verworfen; vergleiche übrigens die Targumformen auf $-a$ wie $j\bar{i}l\dot{k}as|sa$ DALMAN, p. 345 neben $j\bar{i}l^c|an|n\bar{e}$. Im Ostsyrischen dagegen gibt es in solchen

${}^{\alpha}ul\dot{j}at$ gab, wird es auch ein ${}^{\alpha}ul\dot{j}$ gegeben haben. Von maskulinen Pausalformen wie hebräisch ${}^{\alpha}d\bar{o}p\bar{i}$ [Ps. 50, 20] wird man diese syr. Feminina wie $k\bar{o}s\bar{i}\bar{t}\bar{a}$ 'Mütze'; ${}^{\alpha}o\bar{n}\bar{i}\bar{t}\bar{a}$ Responsorium etc. gebildet haben.

Fällen auch ein kurzes *-e*: *netq^ere* Gen. 17, 5; *netm^ene* 13, 16; *teṭp^ene* 19, 17; *melbaqqe* 24, 20; *ʿasge* 26, 4. 24; *mašqe* 24, 20; *majte* 26, 10; *m^ete* Jos. 3, 15 — ‘ohne erkennbaren Grund’, Syr. Gr., p. 8.

Daneben häufiger *-ē*, zum Teil in denselben Formen, wie *netq^erē* Gen. 21, 12; *nehwē*, *n^ešallē* u. s. w.

Wenn man nun nicht die immerhin zahlreichen Fälle des *-e* verwerfen will, so lässt sich das Vorliegende sehr wohl auf ein Nebeneinander wie hebr. *t^egal^law* : *t^egal^lē* zurückführen; die Formen mit *-ē* würden dann aus der Pause stammen.

Jedenfalls behaupte ich, dass altes *-i* der Tonsilbe im Wortauslaut durch aram. *-ē* vertreten sein kann: *t^emā^lnē* Ri. 3, 8 (Urmia) = **tāmā^lni^m*. Hierher stelle ich als einen Hauptbeleg das syrische Femininum des Demonstrativs *hā^ldē*. Dieses *dē* entspricht natürlich nicht dem arabischen Maskulinum *dē*, sondern dem Femininum *dī*, i. p. *dih*, Grundform *dī*. Das westsemitische Pronomen *d* hatte von Haus aus im Maskulin die beiden Formen *dē* (arab. *dē* (?), hebr. *zē*, äth. *zē*, aram. *dē-k*) und *den* (aram. *dēn*, phön. bybl. *zn*, sab. *dn*, äth. *zen^ltū*); im Feminin. *dī* (wie oben belegt) und *dā* (äth. *zā*, hebr. *zō*, aram. *dā*). Die Formen *dī* und *dā* als Feminina stehen in ganz ähnlichem Verhältnis zu einander wie **hī[?]a* und *hā*, und wie arab. *tī* und *tā*.

Die entsprechende Dehnung des *-a* finden wir im femininen Nomen: *mal^lkā*, **-^latu^m*. Auch hier ist wahrscheinlich, dass die Dehnung lautgesetzlich nur in Pausa eintrat. Dadurch wird die Ansicht erhärtet, dass wie im Arabischen so auch im Aramäischen und Hebräischen die Abwerfung des *-t* zunächst in Pausa stattfand.

Ein in Pausa gedehntes *-a* haben die syrischen Impera-

tive *tā* 'komm', *rammā*, *ʾarmā*, die zunächst auf **ta*, **ram^lma*, **ʾar^lma* zurückgehen, wie ich unten ausführen werde¹.

Da die ursprünglichen Dehnungsprodukte im Aramäischen so viel schlechter erhalten sind als im Hebräischen, wird es wohl nicht mehr möglich sein, die infolge der Mimation gedehnten Vokale von den in Pausa gedehnten reinlich zu unterscheiden. Trotzdem halte ich es für sprachgeschichtlich korrekt, diese Unterscheidung der hebräischen Analogie gemäss durchzuführen; wer damit nicht einverstanden ist, mag in allen Fällen auf die Pausaldehnung rekurrieren. Wegen des immer stärkeren Vordringens der determinierten Formen, ist der in Betracht kommende alte St. abs. nur spärlich überliefert. Dafür ist der ihm gebührende gedehnte Vokal vielfach fest geworden, so dass er in den anderen Status wiederkehrt.

Da die arabischen Berufsamen nach der Form *qattāl* aus dem Aramäischen entlehnt (NÖLDEKE, Mandäische Gr. 120) und also nicht massgeblich sind; da die entsprechende assyrische Bildung (DELITZSCH, Grammatik, p. 175) nicht für die Länge des zweiten *a* entscheidet; da die hebräische Bildung *gannāḅ* (Stat. cstr. wie *daj^ljan*, *hā^lraš*, *pā^lraš*) mit ihrem *ā* (nicht *ō*) für die Ansetzung *qattal* entscheidet, wobei freilich, wie in *b^erē^lkō^l ^lmajim* das *ē*, so in *mallā^lḥē^lḥem* das *ā* in die Konstruktform des Plurals gedrungen ist: so sind auch die aramäischen Berufsamen *gannāḅ* und Genossen als *qattal*-Formen mit lautgesetzlich gedehntem und analogisch verschlepptem *ā* zu betrachten. Gegen Übersicht, p. 88 f. und gegen Nominalbildung § 33.

Ebendies gilt von syr. *ʿnā^lpē* 'Zweig' gegenüber b.-aram. *ʿan^lpōhī* [Dan. 4, 9], hebr. *ʿā^lnāḅ* und syr. *ʿnā^lnā* 'Wolke' =

¹ Über *tā* (**ta*) vgl. NÖLDEKE, ZDMG 22, 497.

hebr. $\bar{a}n\bar{a}n$, arab. $\bar{a}n\bar{a}n$ wird Lehnwort sein. Ähnlich steht es mit aram. $\bar{a}s\bar{a}r$, $\bar{a}s\bar{a}r\bar{a}$ 'Verbot' gegenüber hebr. $\bar{a}s\bar{a}r$, cstr. $\bar{a}s\bar{a}r$ (cf. GINSBURG ad. Nu. 30, 13), $\bar{a}s\bar{a}r\bar{a}h$, $\bar{a}s\bar{a}r\bar{a}h\bar{a}$; und mit syr. $\bar{a}q\bar{q}\bar{a}r\bar{a}$ 'Wurzel' = b.-aram. $\bar{a}q\bar{q}\bar{a}r$.

Eher auf Dehnung im St. abs. als auf Dehnung in Pausa oder auf Zusammenwirken beider Faktoren beruhen ferner:

die *qatil*-Formen wie jüd. $k\bar{e}r\bar{e}s\bar{e}l\bar{h}\bar{o}n$ (arab. *kariš*)
syr. $n\bar{e}p\bar{e}s\bar{a}$, $r\bar{e}t\bar{e}l\bar{a}$ usw., Syr. Gr. § 111, Nominalb. § 5;

die *qatul*-Formen wie $\bar{a}r\bar{o}r$ (Schakal);

die *qutul*-Formen wie b.-aram. $n\bar{e}h\bar{o}r\bar{a}$ [Dan. 2, 22] gegenüber syr. *qutl*: *nuhrā*;

und vielleicht noch manches andere. Man halte mir nicht entgegen, dass es Absolutformen mit ungedehntem Vokal wie $\bar{a}l\bar{a}m$ gebe. Der alte Unterschied zwischen Konstruktformen und Absolutformen ist eben aufgehoben, indem bald diese, bald jene die Rolle der Partnerin übernahm.

Wenn sich hieraus nun auch ergibt, dass das Aramäische in gewissen Fällen eine Betonungsweise bewahrt, die zur hebräischen Betonungsweise genau stimmt, so ist doch in weit grösserer Ausdehnung eine andere Betonung, ohne Nebenton vor dem Hochton, durchgeführt. Neben $b\bar{e}t\bar{e}l\bar{a}t$ steht $\bar{a}l\bar{q}at$; dem hebr. $q\bar{a}l\bar{a}l$ entspricht $q\bar{e}t\bar{a}l$; für hebr. $q\bar{e}t\bar{a}l\bar{o}$, $q\bar{e}t\bar{a}l\bar{a}h$ betont man $\bar{a}l\bar{r}\bar{e}h$ [Ezr. 5, 12], $\bar{a}l\bar{m}\bar{a}h$ [Dan. 6, 18]; und hebr. $m\bar{e}l\bar{a}k\bar{i}m$ heisst hier $\bar{a}l\bar{k}\bar{i}n$. Es besteht aber doch kein absoluter Gegensatz zwischen den beiden Sprachen. Im Aramäischen ist das Schema $\bar{a}\bar{a}\bar{a}\bar{a}$ selten, das Schema $\bar{a}\bar{a}\bar{a}\bar{a}$ häufig; im Hebräischen ist $\bar{a}\bar{a}\bar{a}\bar{a}$ zwar die Regel, aber das Schema $\bar{a}\bar{a}\bar{a}\bar{a}$ kommt in gewissen Kategorien vor: $\bar{a}l\bar{k}\bar{o}$, $\bar{a}l\bar{b}\bar{a}h$, $\bar{a}l\bar{b}\bar{a}$, $\bar{a}l\bar{l}\bar{u}\bar{h}\bar{a}$, letzteres neben $\bar{a}l\bar{u}\bar{n}\bar{e}$, und dann noch in den Konstruktformen. S. oben p. 24. Es ist dies dahin zu deuten, dass

die gemeinsame Grundsprache beide Schemata nebeneinander verwendete und zwar $\smile \smile \times$ als Schnellform, $\smile \smile \times$ bei langsamerer Diktion. Dass der St. constr. die Schnellform aufweist, ist sehr natürlich; dass aber sonst beide Formen: $\text{ḥa}|\text{ta}|\text{ma}-h$ und $\text{ḥata}|\text{ma}-h$, $\text{ba}|\text{ḥi}|\text{lat}$ und $\text{baḥi}|\text{lat}$, $\text{ʿa}|\text{na}|\text{p}|\text{ṭn}$ und $\text{ʿana}|\text{p}|\text{ṭn}$, $\text{ṣi}|\text{ma}|\text{ʿ}|\text{ā}-\text{nī}$ und $\text{ṣima}|\text{ʿ}|\text{ā}-\text{nī}$ je nach den Satzverhältnissen miteinander wechselten, ist nicht unnatürlich.

Da es sich also herausgestellt hat, dass die Dehnungen im Aramäischen denselben Gesetzen unterliegen wie im Hebräischen, und da die Dehnungsprodukte in beiden Sprachen auch qualitativ dieselben sind, so ist es natürlich anzunehmen, dass diese Erscheinungen in die hebräisch-aramäische Sprachgemeinschaft hinaufreichen. Ich glaube keineswegs, dass die phönizischen Sprachreste dieser Annahme entgegenstehen. Dass die kanaanäische mit der aramäischen Sprachgruppe eng zusammenhängt, war aus vielen anderen Gründen klar. Die Dehnungen bilden aber die wichtigste lautgeschichtliche Neuerung, durch welche die nordsemitischen Sprachen sich von den südsemitischen abzweigten.

Eine ähnliche Kürzung ursprünglicher Länge in betonter offener Pänultima, wie wir sie schon für das Hebräische festgestellt haben, hat auch im Biblisch- und Jüdisch-Aramäischen (aber nicht im Syrischen) stattgefunden, jedoch mit einer nicht sicher zu ermittelnden Massgabe oder mit teilweiser Wiederherstellung des Ursprünglichen, da neben den gekürzten auch ungekürzte Formen bestehen. So ist $*\text{hōda}|\text{ṭā}-\text{nā}$ (vgl. syr. $q^{\text{e}}|\text{altān}$) zu $\text{hōda}|\text{ṭānā}$ Dan. 2, 23 (i. p.) geworden. Den wichtigsten Fall bildet ursprüngliches $-aj$ vor Suffix. Bekanntlich besteht hier ein Gegensatz zwischen dem Ktib, das stets das j bewahrt, und dem

Qre, das es nicht berücksichtigt. Die Handschriften schwanken Ezr. 4, 12. 18; 5, 17 zwischen ^ʿa|lē^jnā̄ und ^ʿa|lē^jnā̄. Das ē̄ steht auch in b^e|^ʿē^jnā̄ [Dan. 2, 23], r^e|mē^jnā̄ [Dan. 3, 24]. Indem die nominalen Pluralformen auf -aj diese Silbe vor -kā̄, -hā̄, -nā̄ in -a übergehen liessen, fielen sie lautgesetzlich mit den Singularformen zusammen und wurden wie diese zum Teil durch deren Pausalformen ersetzt: -ā̄k, -ā̄nā̄. Dass der Hergang ein solcher, nicht wie gewöhnlich angenommen ein anderer, war, lehrt auf das Nachdrücklichste das vielgescholtene und völlig richtige Qre r^eē^bat̄ Dan. 4, 19, das in genau demselben Verhältnis steht zu seinem Klib r^e|baj^tā̄, wie z. B. ^ʿalah zu ^ʿa|lajhā̄¹. Übrigens wird die Annahme, dass das Gesetz sich auch auf die geschlossene Ultima erstreckte, durch Targumformen wie tib^ʿan = syr. tib^ʿē^jn, rā^ʿan = syr. rā^ʿē^jn (DALMAN, p. 91) dergestalt nahegelegt, dass man vielleicht für ^ʿalah wie für syr. ^ʿlē^jh als Grundform ^ʿalah ansetzen sollte; aber targumisch ^ʿlan (DALMAN, p. 229) ist doch jedenfalls aus ^ʿa|lajnā̄ entstanden.

Gab es im Aramäischen, ähnlich wie im Hebräischen, einen Lautwandel $e > a$ in betonter Silbe? BARTH hat (ZDMG 43, 186) solches für das Syrische behauptet, aber jedenfalls nicht bewiesen. Vor Guttural und r ist dieser Wandel allerdings gemeinaramäisch eingetreten, vor diesen Konsonanten steht ein kurzes e überhaupt nicht. Sonst aber gibt es doch nur vereinzelte Fälle, die man richtiger anders deutet. Die syrischen Feminina wie k^epan^tā̄, die nun doch schliesslich auch kein a der Tonsilbe aufweisen, werden nicht lautgesetzlich aus *kepentā̄ entstanden sein.

¹ Mit der syrischen Form ^ʿak 'wie' für das Klib ^ʿjk verhält es sich anders. Der alten Präposition k ist ein ^ʿa vorgeschlagen worden: ^ʿak wāt̄ = targ. k^ewāt̄, ^ʿak hē^dā̄ = b.-aram. kah^adā̄ [Dan. 2, 35]; dieses ^ʿak hat sich dann in der Aussprache für ^ʿjk = hebr. ^ʿē^jk festgesetzt.

Wenn z. B. den Femininen *šepal'tā*, *hēdat'tā* die Maskulina *šepel* und *šepal*, *hēdet* gegenüberstehen, so braucht das *a* keineswegs jünger zu sein als das *e*: hat doch das Hebräische *šāpāl* neben *šepē'lā* (Subst.), und *hā'dāš*. Eben deshalb kann ich nicht glauben, dass im Maskulinum *e* vor *l* zu *a* geworden ist: syr. *sēkal* ist hebr. *šā'kāl*; 'tal heisst 'meist 'tel'. Bei syr. *luqbal* gegenüber b.-aram. *lāqābēl* mag die Annahme BARTHS noch am besten begründet scheinen; ich weiss aber doch nicht, ob er als Grundform **qubil* anzusetzen wagt¹. Wahrscheinlich war, wie im Arabischen, die Grundform *qubl*, und sowohl *qēbal* als *qābēl* sind sekundäre Ersatzbildungen für das 'Segolat'. Wenn weiter dem b.-aram. *i*-Perfekt ein syrisches *a*-Perfekt vielfach gegenübersteht: *šēliū* : *šēlat*, so beruht das nicht auf einem Lautwandel, sondern darauf, dass das alte Intransitiv als Transitiv empfunden und demgemäss umgestaltet wurde, wobei freilich das alte *a*-Imperfekt bestehen blieb. — Aus dem B.-Aramäischen liesse sich etwa *had'deqat* (v. l. *had'dēqat*) Dan. 2, 34. 45 für das Gesetz in Anspruch nehmen, doch möchte ich auf diesen vereinzelt Beleg nicht viel geben.

Vokalschwund.

Im Wortauslaut sind unbetonte auslautende Vokale, wie sie die Grundsprache teils als Kürzen teils als Längen besass, nur im klassischen Arabisch, und zwar nur im Satzinneren ganz, dem ursprünglichen Umfang nach lautgesetzlich erhalten. Die übrigen Sprachen haben alle mehr oder weniger bedeutende Einbussen besonders an auslautenden

¹ NÖLDEKES Deutung aus **qubajl* (Beiträge, p. 52, Anm. 1) ist mir ganz unverständlich, da doch vor Suffix der Vokal schwindet: *teqāb'lā'k*. Auch syr. *tehēl* wird trotz der Pleneschreibung nicht = *tuḥajla* sein, sondern die Pausaldehnung erfahren haben.

Kürzen erlitten. Zu beachten ist, dass wahrscheinlich bereits in der Grundsprache teilweise Kürzung auslautender Längen stattgefunden hat, so dass innerhalb einundderselben Form Kürze und Länge nebeneinander bestehen konnten.

Das klassische Arabisch lässt im Satzauslaut die Kürzen schwinden; Formen, die unbetonte Kürze wahren und derselben ein *-h* nachschlagen, werden Analogiebildungen sein, s. o.

In Pausa entwickelt und dann auch in den Kontext gedrungen ist *kam* 'wieviel' aus *ka-ma*.

Auslautende Längen werden in der Regel auch in Pausa gewahrt: *qatalū*, *qatalā*.

Auch im Wortinlaut wahrt das Altarabische der Hauptsache nach den altsemitischen Lautstand. Den wichtigsten Ausnahmefall bilden die Nominal- und Verbalformen, die einen seit jeher völlig schwachen Vokal der ersten Silbe ausstossen: *smuⁿ* 'Name', hebr. *šēm*; *stuⁿ* 'After', hebr. *šēt*; *lnāni* 'zwei', hebr. *šē^{el}najim*; *bnuⁿ* 'Sohn', hebr. *bēn*; *mruⁿuⁿ* neben *al-marⁿu* 'Mann'; ferner Feminina; die Imperative des Grundstamms wie *qtul*, *ḏrib*, *smā^c*; die Perfekta, Imperative und Infinitive gewisser vermehrter Verbalstämme wie *nfa^cala*, *nfa^cil*, *nfi^cāluⁿ*. Der entschwundene Vokal war meist *i* oder *u*.

Speziell arabischen Schwund haben wir auch in Fällen wie *wahwa* neben *wahuwa*, *fahja* neben *fahija*. Dagegen stammt der häufige Wechsel von ein- und zweisilbigem Thema: *fahid*: *f^a/iḥd* 'Oberschenkel', *raḏija*: *raḏja* 'war zufrieden', *saruwa*: *sarwa* 'war edelmütig' u. dgl. schon aus altsemitischer Zeit.

Das Aethiopische lässt *-i* und *-u* schwinden, wahrt aber *-a*: 3. Sg. Perf. *labsa* = arab. *labisa*; St. cstr. (Akk.)

bēta = arab. *bajta*. Merkwürdig ist *jōm* 'heute'. Auslautende Längen bleiben: Impt. *qe^ltelī*, *qe^ltelū*, *qe^ltelā*; Pf. 3. Pl. *qa^ltalū*, *qa^ltalā*; 1. Sg. *qa^ltalkū*; 2. Sg. F. *qa^ltalkī*.

Im Altbabylonischen ist auslautendes *-a* lautgesetzlich abgefallen: 3. Sg. Perf. (Permansiv) *labiš* = arab. *labisa*; Akk. des St. constr. *bīt* = arab. *bajta*.

Auch auslautendes *-i* ist in der Regel geschwunden: *šittin* 'zwei (Drittel)' aus **šintajni*; in den wenigen erhaltenen Formen des alten St. abs. determinatus des Singularis *ana dār*, *ina šanat*, *ana šalus¹*, *qab(b)al lā mahār* aus *ana *dāri* u. s. w. So auch im St. constr. Doch ist das *-i* hinter Doppelkonsonanz erhalten: *mutib libbi Marduk*; *šeriqti sinništim šuati*; *napišti niši*; *šinni awilim*; *irnit(t)i Marduk*; *miqitti tarbašim*; *qišti abum iddinušum*; *nagabti awilim*; *abbut(t)i warad la šeeim*; *mukinni Ištar*; *šalušti eqlim*.

Auslautendes *-u* blieb lautgesetzlich erhalten: *šamsu Babil*; *aliku innija*; *mutu libbiša*; *ilu šarrī*; *mušakšidu irnitija*; *mušariku ūm balaṭija*; vgl. weiter RAVN, p. 44. Dass dieses nominativische *-u* auch öfters fehlt: *mut libbiša* u. s. w., ist Folge der Zerrüttung der unmimierten Nominaldeklination, die ja auch Genitive wie *šalušti* X 46 oder Akkusative wie *šeriqta-ša* für den Nominativ eintreten liess. — Ein weiterer Beleg für erhaltenes *-u* wäre die Endung der Relativform: *iddinu*, die mit der arabischen Indikativendung morphologisch identisch zu sein scheint (vgl. D. H. MÜLLER, WZKM XVIII, p. 97 ff.), wenn auch die syntaktische Metamorphose sich schwer ganz aufhellen lässt.

¹ Gegen UNGNAD (Glossar) bemerke ich, dass *ana mišlani* XIII 49 in Wirklichkeit der Plural ist, so gut wie *ana šalsāli*, MEISSNER, p. 140. Aus dem Nebeneinander von Synonymen wie *mišl* und *mišlān*, *šarraq* und *šarraqān* etc. ist dann die mit Notwendigkeit nicht ursprüngliche Pluralbildung auf *-āni* entstanden (*mišlum* : *mišlāni*), deren ältester mir bekannter Beleg in den Amarnabriefen begegnet: *šar-ra-ni* 7, 37.

Auslautende Längen blieben im Altbabylonischen erhalten: Plural Masc. *šību*, *šībi* den arabischen Konstruktformen auf *-ū*, *-ī* entsprechend; Plural des Perfekt (Permansiv): *qirbu*; *zīzu*, *zīza* in den Kontrakten; Pronomen *atta* = hebr. ^ʔ*attā*; *anaku*; Pronominalsuffixe: *-ka*, *-šu*, *-ša*, *-i*, *-ni*, *-šunuti*, *-šinati*; Adverb. *warka* 'später', vgl. etwa b.-aram. ^l*ēllā* 'oben'.

Diese von Haus aus unbetonten Längen waren, wie es scheint, gekürzt, UNGNAD, Gramm., p. 7, vgl. DELITZSCH, Grammatik, p. 53, 132. Dagegen *eš-ra-a* 'zwanzig', womit äthiopisch ^ʿ*eš^lrā* zu vergleichen.

Das Hebräische wahrt die auslautenden unbetonten Längen, lässt aber die unbetonten Kürzen durchweg schwinden. So *-a*: *qā^ātal* = arab. *qatala*; *bē^īn* = arab. äth. *bajna*; ^l*taḥat* = arab. *taḥta*; *šām* = arab. *tamma*; Pluralendung *-īm*, vgl. arab. *-īna*; Imperfektendungen *-ūn*, *-īn* = arab. *-ūna*, *-īna*; *hū^ʔ*, *hī^ʔ* gegenüber arab. *huwa*, *hija*; *mē^lajin* zu arab. ^ʔ*ajna*; ^ʿ*ē^lnaj* = arab. ^ʿ*ajnajja*; *pī* = arab. *fijja*. *-i*: *šē^lnajim* = arab. (i)*tnajni*; *zā^ākōr* = arab. *ḏakāri*, dessen *-i* kein 'Hilfsvokal' ist, denn die langvokalige Silbe war in der Grundsprache keine geschlossene.

-u: *jā^āqūm* = arab. *jaqūmu*.

Für alle drei Vokale kommen dann die Konstruktformen des Nomens in Betracht.

Die unbetonten Längen sind lautgesetzlich erhalten, und zwar *-ā* als Qameš: ^l*attā*, *qā^ātallā*, *qē^ltōlnā*, *tiq^ltōlnā¹*, ^ʔ*ā^ābī-kā*, ^ʔ*ā^ābī-hā*; ^l*hēnnā* 'hier(her)' = arab. *hinnā*, wonach durch Übertragung auch ^l*šāmmā*, ^l*ānā* und weiterhin die Lokalform des Nomens: ^l*bē^ltā*, vgl. ZA XX, 183 ff. Die Ansetzung eines altsemitischen Akkusativ **bajtā* ist nicht zu rechtfertigen, da alle erhaltenen Spuren der Kasusendungen

¹ Jedoch Impt. Pl. F. *šē^lmā^ʿan* Gen. 4, 23.

in den semitischen Sprachen deutlich und einhellig lehren, dass wenigstens für die jüngste Stufe der Grundsprache nur die kleine Gruppe der Verwandtschaftsnamen lange Kasusvokale hatte, sonst aber durchweg kurze Vokale galten. Die arabische Konjunktion *bajnā* darf man nicht als negative Instanz geltend machen, denn es fehlt jeder Beweis dafür, dass sie ein Akkusativ wäre; sie ist vielmehr wie *hinnā* zu beurteilen. Die Tatsache, dass die Endung *-ā*, vom hebräischen Lokativ abgesehen, überall als Adverbialendung auftritt, enthält ja gerade den Beweis dafür, dass sie im Altsemitischen eben Adverbialendung, nicht Kasusendung war.

-ī: Impt. 2. Sg. F. ^{ʿa}*ḥōrī* zu arab. (*u*)*qtulī*; Impf. 2. Sg. F. *tiš*^l*qōḥī* zu arab. *taqtulī*; *q^eṭā^lla-nī* = arab. *qatala-nī*; ^{ʾā}*nōḥī*, aram. (Panammu 19) ^ʾ*nkj*, dem ass. *anaku* von Haus aus parallel.

Abnorm ist die Aufgabe des *-ī* in Femininbildungen wie ^ʾ*at* aus ^l*antī*, ^{ʾā}*kalt* aus ^{ʾa}*kaltī*, wofür im Ktib zuweilen Formen mit *-ī*. Die Behandlung des *-t* lehrt, dass der lange Vokal erst spät beseitigt worden ist, aber der Hergang ist unerklärt.

-ū: 3. Pl. Pf. ^{ʾā}*kālū*, Impf. *jiq^lsōmū*; 2. Pl. Impt. ^{ʾe}*kōlū*, Impf. *tiš^lmōrū*. 1. Pl. Pf. *qā^lṭalnū*; Pron. ^{ʾa}*naḥnū*; Suffixe *-nū*, *-hū*.

Das Biblisch-Aramäische steht auf ganz ähnlicher Stufe wie das Hebräische: die auslautenden Kürzen fehlen durchweg, die Längen sind in der Regel erhalten. Es wird genügen, letzteres zu belegen. Erhaltenes *-ā*: 2. Sg. M. Pf. *ḥ^azajṭā*; 3. Pl. F. Pf. *n^eṭalā*; 1. Pl. Pf. *š^eḥlānā*; Pronomen ^{ʾa}*naḥnā*, Ktib. ^l*antā*; Suffix *-nā*; Adverb. ^l*ḥllā*.

-ī: 2. Sg. F. Impt. ^{ʾa}*kulī*; Suffixe: *ḥabb^elā-nī*, *ḥabb^elā-hī*; ^l*abī*, Dan. 5, 13.

-ū: 3. Pl. M. Pf. *k^el^labū*; Jussiv *jē^lbadū*; 2. Pl. Impt. *š^el^lbuqū*.

Doch ist wenigstens das -*ā* bereits im Schwinden begriffen: 2. Sg. M. Pf. *š^habt* [Dan. 2, 23], *l^eqēpt* [Dan. 4, 19], Pron. *ʾant*.

Im Syrischen schwinden die unbetonten auslautenden Längen überhaupt, worüber Syr. Gr. § 50 zu vergleichen.

Umlaut *a ā > e ē*.

Im Altarabischen ist (nach SĪBAWAHI II, p. 279 ff.) unter dem Einfluss eines vorhergehenden *j* oder eines *i* der vorhergehenden oder folgenden Silbe älteres *ā* zu *ē* (oder *ā*?) geworden: *ʿimād > ʿimēd*, *ʿālim > ʿēlim*, *kajjāl > kajjēl*, *šajbān > šajbēn*. Dieser Lautwandel, der im Dialekt des Ḥiḡāz nicht eingetreten ist und in der Schrift überhaupt unbezeichnet bleibt, wird durch unmittelbar vorhergehenden oder folgenden Uvularlaut: *q ḥ ḡ* sowie durch die uvularisierten Dentallaute *ṭ ṣ ṣ̣* verhindert.

Von diesem Umlaut-*ē* ist zu unterscheiden einerseits das auf spontanem Lautwandel beruhende *ā̄*, *ē̄* jüngerer Mundarten: *kāna > kān > kēn* und gar *kīn*, andererseits das aus dem Altsemitischen überkommene *ē* in *šera*, *lēba*, *mēta*, *saqēj* u. s. w., in welchem ein schon im Altsemitischen reduziertes *j* (*w*) steckt. Vgl. ZA XXI, p. 33 ff. und die dort verzeichnete Literatur¹.

Auch kurzes *a* ist im jüngerem Arabisch spontan zu *e* geworden. Für das Altarabische ist *e* nicht direkt bezeugt.

Ähnlich wie im Arabischen ist im Babylonisch-Assyrischen *a ā* unter gewissen Umständen zu *e ē* geworden, wie HAUPT, The Assyrian E-Vowel, American Journal of Philo-

¹ [S. ferner A. SCHAADÉ, SĪBAWAHI'S Lautlehre, 1911, Index und M. BRAVMANN, Materialien und Untersuchungen zu den phonetischen Lehren der Araber, 1934, p. 98 ff.].

logy VIII (1887), p. 265 ff. bewiesen hat. Vgl. dazu DELITZSCH, Grammatik, p. 86 ff., UNGNAD, Grammatik, p. 8, JENSEN, ZA V, p. 98. Doch besitzt die Schrift nur in beschränktem Umfang eigene Zeichen für die *e*-haltigen Silben, die sonst mit den Zeichen der *i*-haltigen geschrieben werden, DELITZSCH, Grammatik, p. 50 f. Auch dort, wo eine graphische Unterscheidung möglich gewesen wäre, werden *e* und *i* oft genug verwechselt, und zwar in späterer Zeit immer mehr. Eben deshalb stimmen die auf jüngeren Texten beruhenden Angaben bei DELITZSCH manchmal nicht mit dem Lautstand der ältesten Quellen überein. Der Codex Hammurabi hält die beiden Zeichen noch konsequent auseinander, nur wird *bi* öfters für *be* gesetzt: *e-bi-ši-im* XIII 1 = *epēšim*, *i-bi-el-lu-u* XXVIII r 67, *u-bi-el-li* XXIV r 32, *i-ib-bi-eš* XIX r 92 etc., *i-ib-bi-šu* III r 64, *ni-in-da-bi-e* III 44, *bi-en-ni* XXIII r 61; das Zeichen *bí* (DELITZSCH, Gram. § 12, Nr. 58), wofür noch HARPER *be* setzt, in *mu-šar-be* II 5, *u-šar-be-u-šu* I 15, *u-šar-be-iš* XXIV r 37, *ra-be-a-tim* XXVII r 102, *qi-be-it* XXIV r 84, *qi-be-zu* XXVI r 55, *qi-be-za* XXVI r 83 ist mit UNGNAD durch *bi* wiederzugeben. Sonst: *iš-ti-iš-šu* XII r 30 neben *iš-te-en* passim; *a-na ap-ši-te-im* XIII 56.

Für *-er* steht oft *-ir*: *mu-ša-te-ir* III, 2, *mu-gam-me-ir* I, 54 und sonst öfters. Nachdem *i* vor *r*, wie vor *h*, lautgesetzlich zu *e* geworden war (HAUPT a. a. O, p. 285), waren die Zeichen *ir* und *er* phonetisch gleichwertig. Mit diesen Ausnahmen dürfte der Gebrauch des Codex ein einheitlicher sein.

Für altes *aj* steht das *e* nicht, vgl. HAUPT a. a. O., p. 287. Für diesen Laut steht vielmehr *i*: *bi-tam*, *ma-ti-ma* XXV r 61, *ši-it-ti-in* XVI 66 aus **tintajni*, *i-nim* aus **ajnim*, *i-na i-du-u* XVIII r 10, XIX r 52 aus **ajda'u*, *mi-ša-ra-am* I 32 und oft aus **majšaram*, (*a-di*) *a-na ši-ni-šu* XII r 33, XIV r

3, 15, und ich sehe nicht ein, warum dies nicht als \bar{i} gesprochen sein sollte. In Formen aus Wurzeln primae j wie *mu-še-ni-iq-tum* 'Amme', *uš-te-še-ir*, wird dem e kein aj , wie in *ušabil*, *ušeši* kein aw , zugrunde liegen, vgl. P. HAUPT, Die sumerischen Familiengesetze, 1879, p. 70.

'It is difficult to state exactly under what conditions a is changed to e ', gab HAUPT a. a. O., p. 286 zu. Das ist leider auch heute noch wahr. Als wirkende Ursachen fand HAUPT zweierlei: Beeinflussung durch die Kehllaute, besonders die 'scharfen', und Einwirkung eines benachbarten i . Dabei konnte er nicht übersehen, dass in recht vielen Fällen diese Faktoren ohne allen Einfluss geblieben sind (vgl. p. 288). Da andererseits die genannten Ursachen zur Erklärung aller e -Laute nicht ausreichen, haben JENSEN und ZIMMERN (ZA V, 98 f.) Trübung des a durch r (*paṭēru*), durch andere Liquidae, durch Zischlaute angenommen. Auch hieraus lässt sich aber keine feste Regel gewinnen: im Codex Hammurabi heisst es zwar *ana ipṭeri-šu*, aber *ša paṭari-šu*. Das Wort *āribu* 'Rabe', welches aus drei Gründen Umlaut haben sollte, hat trotzdem keinen. Wenn auch *za-qip* ein \bar{e} aus \bar{a} haben soll (DELITZSCH, Grammatik, p. 89), so kämen wir schliesslich zu dem Ergebnis, dass das ganze Alphabet den Umlaut bewirken kann. Dabei blieben freilich die Ausnahmen unerklärt.

Welche Gedanken man sich über das ass. e macht, hängt gar sehr davon ab, wie man sich den altsemitischen Lautstand vorstellt. Da das Altsemitische eine Konstruktion, eine Hypothese ist, deren Einzelheiten nicht ohne weiteres feststehen, so liesse sich die Sache vielleicht vielfach anders auffassen, als HAUPT und seine Nachfolger es getan haben. Aber, dass es wirklich einen assyrischen Lautwandel $a > e$ gibt, dafür sprechen einige Fälle recht deutlich. Der Gegen-

satz zwischen *lišme* 'er möge hören' und *muštešmi* 'der zum Hören zwang', zwischen *ipte* 'er hat geöffnet' und *upitti* 'ich löste' stimmt zu gut zum westsemitischen Gegensatz zwischen *a* und *i*, als dass ein Zweifel zu rechtfertigen wäre. Andererseits wird ass. *ē* doch wohl vielfach auf altsem. *ē* beruhen: *kēnu* = hebr. *kēn*, *ištēn* und dgl. Wie weit wir in dieser Hinsicht gehen dürfen, bleibt zunächst unsicher.

Der Lautwandel *a ā > e ē* unterliegt, wie es demnach scheint, den folgenden Regeln:

1) vor einem *i* der folgenden Silbe wird *a ā* zu *e ē*:
 **mudašši* > *mu-di-eš-ši*; **mušašqij* > *mu-še-eš-qi*; **jīštābir* > *iš-te-bi-ir*; **šābirtam* > *še-bi-ir-tam*; **asip* > *e-si-ip*; **ṭabi^cat* > *te-bi-a-at*; **juṭabbī^c* > *u-te-ib-bi*; **juballij* > *u-bi-el-li*; **muš-tašmī^c* > *mu-uš-te-eš-mi*; **jirtadij* > *ir-te-di*; **jintabi^c?* > *it-te-bi*; **jiraddij* > *i-ri-id-di*; **anišam* > *en-ša-am* 'schwach'; **ju^ctan-niš* > *u-te-en-ni-iš*; **šahira* > *ši-ḥi-ir* X 42; **qaribū* > *qir-bu* VIII 15; von Wurzeln primae *w*: **jušadi^c?* > *u-še-ši*; **mušapij* > *mu-še-bi*; **li^cjuštapij* > *li-iš-te-bi*. — **šāmī^cu* > *še-mu*; **nā-bi^cu* > *ne-bi*; **aittum* > *e^ci-il-tum*; **jila^cij* > *i-li*.

Ein vorhergehendes *i* übt zuweilen dieselbe Wirkung aus: *kir-bi-it* XXVIII r 47 aus **qirbat* 'Mitte', *li-im-ne-tim* 'böse' aus *limnātim*.

2) unter dem Einfluss eines unmittelbar vorhergehenden oder folgenden arab. *ğ^c* oder *ḥ* (nicht aber *ʾ* oder *h*) entsprechenden Kehllautes ist vor oder bei der Reduktion desselben in vorgeschichtlicher Zeit *a* zu *e* geworden. Ein so entstandenes *e* hat die Neigung, ein *a* der vorhergehenden oder folgenden Silbe in *e* zu wandeln. Beispiele: **ğarābim* > *e-ri-bi-im*; **jitağrub* > *i-te-ru-ub*; **ğarāšim* > *e-ri-ši-im*; **jušatag^c* > *u-še-te-iq* III r 71; **ašta^cij* > *eš-te-i* 'ich verschaffte'; **mağraštim* > *me-ri-eš-tim*; **amūq* > *e-mu-uq*;

**ma'* *maqam* > *ne-me-ga-am*; **ma'* *malam* > *ne-me-lam*; **azā-*
bim > *e-zi-bi-im*; **anājim* > *e-ne-im*; *již'* *an* > *i-ši-en*; **ba'l* >
be-el; **ba'lat* > *be-li-it*; **jšma'* > *iš-me*; **a'guw* > *e-gu*;
 **ma'gūtīm* > *me-gu-tīm*, √ *gw* = hebr. *yg'*, arab. *wg'* (anders
 DELITZSCH, Grammatik, p. 106 und p. 317); **hamū* > *e-mu*;
 **jiptah* > *ip-te*; **jiptatah* > *ip-te-te*.

Natürlich treffen beide Bedingungen sehr oft zusammen. Andererseits sind beide Ursachen oft ohne Wirkung geblieben.

Ohne Einfluss bleiben die Kehllaute *ʔ* und *h*: ich finde im Codex keinen einzigen sicheren Beleg für die Wandlung des *a* bei diesen Lauten ohne Konkurrenz eines *i*. Es heisst also *a-bu-um*, *a-ḥi*, *a-ḥa-zi-im*, *ta-aḥ-ḥa-az*, *a-ḥa-az*, *i-ta-ḥa-az*, *a-ka-lim*, *u-ša-ki-lu*, *uš-ta-ki-il*, *ma-ka-li*, *i-ta-mar*, *at-ta*, *ik-ta-la-šu*, *im-la*, *a-na-ku*, *a-šar*, *aš-ša-tam*, *ta-ne-ḥi-im*, *ar-ba-im*, *a-la-kam*, *a-li-ku*. Demnach nehme ich nicht an, dass *ir-ši-tum* 'Erde' auf altsem. **arḏatum*, sondern dass es auf **irḏatum* zurückgeht; ähnlich wird es sich verhalten mit *ir-ri-tum* 'Fluch' und *ir-bi-tim* 'vier' neben *ar-ba-im*; man vergleiche etwa *zibbatu* 'Schwanz' gegenüber arab. *danab*, hebr. *zā'nāḇ*. Damit soll nicht ge-
 leugnet sein, dass dieses *i* in letzter Instanz auf *a* beruhe.

Ebenfalls kann ich nicht annehmen, dass *ri-eš* 'Haupt' auf **ra'š* zurückgeht, worauf das seltenere *rāš* beruht, sondern leite es von einer Nebenform **ra'iš* ab: diese Formen verhalten sich zueinander wie arab. *ʿaqib* zu *ʿaqb* und können ebenso gut wie viele andere derartige Wortpaare nebeneinander bestanden haben. So steht wohl auch *ṣēnu* 'Kleinvieh' für **ḏa'in*, wenn nicht gar für *ḏā'in* (vgl. den arab. Singular). Wie die Lautfolge *a'i* zu *e'e*, so ist auch die Lautfolge *ā'i* zunächst zu *ē'e* geworden: **waḏā'im* zu *wa-ši-e-im* I 42. Hiermit vergleiche man ferner die obliquen Pluralformen *me-e* 'Wasser' aus **majī*, *ša-me-e*

'Himmel' aus *šamaḫ, ru-qu-um-me-e, pu-ru-zi-e, i-gi-ir-ri-e, ni-in-da-bi-e: es mag auch hier das e-e auf a'i aus aḫ zurückgehen.

Im Babylonisch-Assyrischen ist a vor schwindendem j zu i geworden, so in den Infinitiven mediae j: diānim 'richten', diāšim 'dreschen', riābam 'ersetzen' (Cod. Ham.). — Es steht nicht fest, ob in išar 'gerecht': hebr. jāšār, imnu 'rechte Seite': arab. jaman, idu 'Hand' sowie im Verbalpräfix i- altsem. ja oder ji zugrunde liegt; vgl. DELITZSCH, Grammatik, p. 106. Übrigens setzt DELITZSCH irrig êkul und dgl. an: der Cod. Hammurabi hat in der dritten Person ausnahmslos igu, igur, idar, ihuz, irub, ipuš, izib, iriš gegenüber equ der ersten Person.

Wichtigste Litteratur.

- J. BARTH, Die Nominalbildung in den semitischen Sprachen², Leipzig 1894. (= Nominalbildung).
 — Sprachwissenschaftliche Untersuchungen zum Semitischen I, Leipzig 1907.
- C. BROCKELMANN, Grundriss der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen I, Berlin 1908. (= Grundriss).
- PAUL DE LAGARDE, Uebersicht über die im Aramäischen, Arabischen, Hebräischen übliche Bildung der Nomina, Göttingen 1889—91. (= Übersicht).
- TH. NÖLDEKE, Beiträge zur semitischen Sprachwissenschaft, Strassburg 1904. (= Beiträge).
- H. ZIMMERN, Vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen, Berlin 1898.
- Dikduke ha-Teamim, hrsg. von BAER und STRACK, Leipzig 1879.
- H. BAUER u. P. LEANDER, Historische Grammatik der hebr. Sprache des Alten Testaments. 1. Bd., Halle a/S. 1922. (= Bauer u. Leander).
- Das Evangelium Johannis. Syrisch, nebst kurzen Anmerkungen von G. H. BERNSTEIN, Lpz. 1853 (= Bernstein).
- G. DALMAN, Grammatik des jüdisch-palästinischen Aramäisch², Leipzig 1905. (= Dalman).
- FRIEDRICH DELITZSCH, Wo lag das Paradies? Leipzig 1881. (= Delitzsch, Paradies).
 — Assyrisches Handwörterbuch, Lpz. 1896. (= Hwb.).
 — Assyrische Grammatik², Berlin 1906. (= Delitzsch, Grammatik).
- Le livre de Sibawaihi, traité de grammaire arabe. Texte arabe publié par HARTWIG DERENBOURG. Tome I, Paris 1881. — Tome II, Paris 1889. (= Sibawaihi).

- A. DILLMANN, Grammatik der aethiopischen Sprache², Leipzig 1899.
(= Dillmann).
- JULIUS EUTING, Nabatäische Inschriften aus Arabien, Berlin 1885.
(= Euting).
- H. EWALD, Ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache des Alten Bundes⁸, Göttingen 1870. (= Lehrbuch).
- W. GESENIUS, Hebräische Grammatik, völlig umgearbeitet von E. KAUTZSCH²⁷, Leipzig 1902. (= Gesenius-Kautzsch).
— Hebräische Grammatik. 29. Aufl. von G. BERGSTRÄSSER I, Lpz. 1918 (= Gesenius-Bergsträsser).
- HATCH & REDPATH, A Concordance to the Septuagint. Suppl. by REDPATH, Fasc. II, Oxford 1906.
- PAUL KAHLE, Der masoretische Text des alten Testaments nach der Überlieferung der babylonischen Juden, Leipzig 1902.
(= Kahle).
- E. KAUTZSCH, Grammatik des Biblisch-Aramäischen, Leipzig 1884.
(= KAUTZSCH) (dazu NÖLDEKE: GGA 1884, Nr. 26).
— Die Aramaismen im Alten Testament I, Halle a. S. 1902.
(= Kautzsch, Aramaismen).
- DAVID KIMCHI, Sepher Mikhlol, ed. Rittenberg, Lyck 1862.
- JOSEPH KIMCHI, Sepher Sikkaron, hrsg. von BACHER, Berlin 1888.
(= Kimchi).
- KLOSTERMANN, Die Mailänder Fragmente der Hexapla, ZAW XVI (1896), p. 336 ff. (= Mail. Fragm.).
- Die El-Amarna-Tafeln bearbeitet von J. A. KNUDTZON, Leipzig 1907 ff. (= Amarna).
- Hammurabi's Gesetz von J. KOHLER u. A. UNGNAD. Band II, Leipzig 1909. (= Cod. Ham. oder Hammurabi).
- Librorum Veteris Testamenti Canonicorum Pars Prior Graece PAULI DE LAGARDE Studio et Sumptibus edita, Gottingae 1883.
(= Lag.).
- Petri Hispani de lingua Arabica libri duo PAULI DE LAGARDE studio et sumptibus repetiti, Gottingae 1883.
- Onomastica Sacra PAULI DE LAGARDE studio et sumptibus alterum edita, Gottingae 1887. (= O. S.).
- Oeuvres grammaticales d'Abou'l faradj dit Bar Hebraeus éditées par MARTIN I—II, Paris 1872. (= Bar Hebraeus).
[Barhebräus Buch der Strahlen von AXEL MOBERG, Leipzig 1907—13.
— Le Livre des Splendeurs par AXEL MOBERG, Lund 1922].

- B. MEISSNER, Beiträge zum altbabylonischen Privatrecht, Leipzig 1893 = Assyriologische Bibliothek XI. (= Meissner).
- G. MERCATI, Un Palimpsesto Ambros. dei Salmi Esapli, Atti d. R. Acc. d. Scienze di Torino XXXI, 1895, p. 655 sqq.
- D. H. MÜLLER, Epigraphische Denkmäler aus Abessinien, Wien 1894. (= Epigr. Denkmäler) (dazu NÖLDEKE, ZDMG 48 (1894), p. 367 ff.).
- THEODOR NÖLDEKE, Kurzgefasste syrische Grammatik², Leipzig 1898. (= Syr. Gr.).
- JUSTUS OLSHAUSEN, Lehrbuch der hebräischen Sprache, Braunschweig 1861. (= Olshausen).
- Origenis Hexaplorum quae supersunt, edidit Field I—II, Oxonii 1875. (= Origenes).
- F. PRAETORIUS, Grammatica Aethiopica, Leipzig 1886. (= Praetorius).
— Über den rückweichenden Accent im Hebräischen, Halle a S. 1897. (= Rückw. Accent.).
- O. E. RAVN, Om Nominernes Bøjning i Babylonisk-Assyrisk, København 1909. (= Ravn).
- M. SCHORR, Altbabylonische Rechtsurkunden, Wien 1907, S.-B. der Akad. d. Wiss. in Wien. 155. Bd. (= Schorr).
- E. SIEVERS, Metrische Studien I. Studien z. hebr. Metrik. I. Teil, Abh. d. philol.-hist. Cl. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss. XXI, 1901. (= Sievers).
- B. STADE, Lehrbuch der hebräischen Grammatik I, Leipzig 1879. (= Stade).
- H. L. STRACK, Grammatik des Biblisch-Aramäischen¹, Leipzig 1905. (= Strack).
- The Old Testament in Greek according to the Septuagint, edited by H. B. SWETE³ I—III, Cambridge 1901—05.
- E. TRUMPP, Ueber den Accent im Aethiopischen, ZDMG 28 (1874), p. 515 ff. (= Trumpp).
- ARTHUR UNGNAD, Zur Syntax der Gesetze Hammurabis, ZA XVII, 1903, p. 353 ff., XVIII, 1904, p. 1 ff.
— Babylonisch-assyrische Grammatik, München 1906. (= Ungnad, Grammatik).
- VERNIER, Grammaire arabe I—II, Beyrouth 1891—92.
- W. WRIGHT, A Grammar of the Arabic Language³ I—II, Cambridge 1896—98. (= Wright).

INHALT

	Seite
Der alte Hauptton.....	5
Der alte Nebenton.....	15
Die hebräischen Akzentverschiebungen.....	25
Der arabische Akzent.....	35
Zum babylonisch-assyrischen Akzent.....	41
Zur Satzbetonung.....	48
Die Vokalquantität.....	49
Das hebräische Dehnungsgesetz.....	53
Kontext und Pausa. — Kritik der Lex Philippi.....	75
Die aramäischen Dehnungsgesetze.....	104
Vokalschwund.....	121
Umlaut $a \bar{a} > e e$	126
Litteratur.....	132

HISTORISK-FILOLOGISKE MEDDELELSER

UDGIVET AF

DET KGL. DANSKE VIDENSKABERNES SELSKAB

BIND XVII (KR. 17.25):

Kr. Ø.

- | | | |
|----|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. | BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Première partie. 1928 | 9.00 |
| 2. | CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. Dialecte Guilākī de Recht, dialectes de Fārizānd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. 1930..... | 14.00 |

BIND XVIII (KR. 15.00):

- | | | |
|----|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. | RANULF, SVEND: Gudernes Misundelse og Strafferettens Oprindelse i Athen. Studier over ældre græsk Mentalitet. 1930 | 7.40 |
| 2. | HAMMERICH, L. L.: Visiones Georgii. Visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria. A. D. MCCCLIII. 1931 | 12.60 |

BIND XIX (KR. 19.10):

- | | | |
|----|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| 1. | Fajjumische Fragmente der Reden des Agathonicus Bischofs von Tarsus herausgegeben und erklärt von W. ERICHSEN. 1932 | 3.40 |
| 2. | CHRISTENSEN, ARTHUR: Les Kayanides. 1932 | 7.00 |
| 3. | PEDERSEN, HOLGER: Études Lituanienes. 1933 | 2.70 |
| 4. | JÓNSSON, FINNUR: Den islandske grammatiks historie til o. 1800. 1933 | 6.00 |

BIND XX (KR. 21.60):

- | | | |
|----|-----------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| 1. | BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Deuxième partie. 1933 | 7.60 |
| 2. | JÓNSSON, FINNUR: Tekstkritiske bemærkninger til Skjaldekvad. 1934 | 2.00 |
| 3. | WULFF, K.: Chinesisch und Tai. Sprachvergleichende Untersuchungen. 1934 | 12.00 |

BIND XXI (KR. 25.70):

- | | | |
|----|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| 1. | GÖTZE, ALBRECHT und PEDERSEN, HOLGER: Muršilis Sprachlähmung. Ein hethitischer Text. Mit philologischen und linguistischen Erörterungen. 1934 | 4.60 |
| 2. | WULFF, K.: »Musik« und »Freude« im Chinesischen. 1935 | 2.00 |
| 3. | CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. II. Dialectes de la région de Sēmnan: Sourkhēi, Lās-guerdī, Sāngesārī et Chāmerzādi. 1935 | 9.50 |
| 4. | WULFF, K.: Sang hyang Kamahāyānan Mantrānaya. Ansprache bei der Weihe buddhistischer Mönche aus dem altjavanischen übersetzt und sprachlich erläutert. 1935 | 2.60 |
| 5. | DRACHMANN, A. B.: Die Überlieferung des Cyrillglossars. 1936 | 7.00 |

KR. Ø.

BIND XXII (KR. 12.00):

GRØNBECH, VILH.: Friedrich Schlegel i Aarene 1791—1808. 1935. 12.00

- BIND XXIII (KR. 34.85):
1. JØRGENSEN, HANS: A Dictionary of the Classical Newārī. 1936. 9.50
 2. HAMMERICH, L. L.: Personalendungen und Verbalsystem im Eskimoischen. 1936 10.35
 3. VOLTEN, A.: Studien zum Weisheitsbuch des Anii. 1938 15.00

- BIND XXIV (KR. 24.50):
1. JØRGENSEN, PETER: Nordfriesische Beiträge aus dem Nachlass Hermann Möllers. 1938 7.50
 2. Baṭṭisaputrikākathā. The Tales of the thirty-two Statuettes. A Newārī Recension of the Siṃhāsanadvātrimśatikā. Edited and translated with explanatory Notes by HANS JØRGENSEN. 1939 17.00

- BIND XXV (KR. 22.00):
1. OHRT, F.: Die ältesten Segen über Christi Taufe und Christi Tod in religionsgeschichtlichem Lichte. 1938 12.50
 2. PEDERSEN, HOLGER: Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen. 1938 9.50

- BIND XXVI (KR. 27.00):
1. RÆDER, HANS: Platons Epinomis. 1938 2.75
 2. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria-Rom bei Heron. 1938 3.00
 3. HAMMERICH, L. L.: The Beginning of the Strife between Richard FitzRalph and the Mendicants. With an Edition of his Autobiographical Prayer and his Proposition *Unusquisque*. 1938. 4.50
 4. HAMMERICH, L. L.: Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“. 1938 2.25
 5. IVERSEN, ERIK: Papyrus Carlsberg No. VIII. With some Remarks on the Egyptian Origin of some popular Birth Prognoses. 1939 3.00
 6. HATT, GUDMUND: The Ownership of Cultivated Land. 1939.... 1.50
 7. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria-Rom bei Heron. II. 1939 0.50
 8. SARAUW, CHR.: Über Akzent und Silbenbildung in den älteren semitischen Sprachen. 1939 7.50
 9. RÆDER, HANS: Platon und die Sophisten. 1939 2.00

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.
Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 9.

PLATON UND DIE SOPHISTEN

VON

HANS RÆDER



KØBENHAVN
EJNAR MUNKSGAARD
1939

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Publikationer i 8^{vo}:

Oversigt over Det Kgl. Danske Videnskabernes
Selskabs Virksomhed,
Historisk-filologiske Meddelelser,
Archæologisk-kunsthistoriske Meddelelser,
Filosofiske Meddelelser,
Mathematisk-fysiske Meddelelser,
Biologiske Meddelelser.

Selskabet udgiver desuden efter Behov i 4^{to} Skrifter med samme
Underinddeling som i Meddelelser.

Selskabets Adresse: Dantes Plads 35, København V.

Selskabets Kommissionær: *Ejnar Munksgaard*, Nørregade 6,
København K.

Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Historisk-filologiske Meddelelser. **XXVI**, 9.

PLATON
UND DIE SOPHISTEN

VON

HANS RÆDER



KØBENHAVN

EJNAR MUNKSGAARD

1939

Printed in Denmark.
Bianco Lunos Bogtrykkeri A/S.

Über die SOPHISTEN Griechenlands, d. h. über die bekannten Weisheitslehrer des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, gibt es schon eine umfangreiche Literatur, und trotzdem ist es der Wissenschaft noch nicht gelungen, ein festbegründetes Urteil über diese Männer zu formulieren. Das beruht natürlich zum grossen Teil darauf, dass unsere Kenntnis von ihnen fast nur aus zweiter Hand geschöpft ist; keine Schriften, nur ganz vereinzelte Äusserungen von ihnen, sind uns überliefert, und das meiste, was wir über sie erfahren, verdanken wir PLATON, der ihnen keineswegs freundlich gesinnt war. Die Notizen späterer Schriftsteller haben, da sie grösstenteils auf Platon zurückgehen, nur einen geringen selbständigen Wert.

Die althergebrachte Auffassung¹, nach der die Sophisten ganz negative Denker gewesen wären, die auf wahre Erkenntnis verzichten und deshalb auf den sittlichen Zustand in Griechenland so wie auf die ernste Wissenschaft einen verderblichen Einfluss geübt hätten, der erst durch das Auftreten des SOKRATES neutralisiert wäre, hat heutzutage zwar ihre Gültigkeit verloren, aber ist doch keineswegs völlig abgestorben. Nachdem zuerst HEGEL als Verdienst der Sophisten die Verbreitung der »Bildung« über die griechische Welt hervorgehoben hatte², nahm sich GROTE

¹ Beispielsweise führe ich an K. O. MÜLLER, *Geschichte der griechischen Litteratur* II², S. 312 ff.

² G. W. F. HEGEL, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie* II, S. 5 ff. (*Werke*, Band XIV, 1833).

in ausführlicher und scharfsinniger Argumentation der Ehrenrettung der Sophisten an¹. GROTE betonte zuerst, dass die Bezeichnung »Sophist« von Anfang an in viel weiterem Sinne verwendet wurde, als bei Platon gewöhnlich der Fall ist: Solon und Pythagoras werden von Herodot als Sophisten bezeichnet; der Komiker Kratinos nannte Homer und Hesiodos Sophisten; Sokrates wird von Aristophanes zwar nicht direkt Sophist genannt, aber er wird doch als einer dargestellt, der (ebenso wie die »Wolken«) die Fähigkeit besitzt, junge Leute zu Sophisten herauszubilden², und später nennt ihn der Redner Aischines ausdrücklich Sophist³. Sogar bei Xenophon kommt das Wort in der alten, weiteren Bedeutung vor: es bezeichnet an einer Stelle die Naturphilosophen, und an einer anderen Stelle prosaische Schriftsteller überhaupt⁴. Wenn jemand, sagt GROTE, während der Zeit des peloponnesischen Krieges, einen Athener nach den Namen der hervorragendsten Sophisten in Athen gefragt hätte, dann hätte dieser ohne Zweifel in erster Reihe den Sokrates genannt; Platon dagegen habe dem Namen eine speziellere Bedeutung gegeben und ihn seinen eigenen Gegnern angeheftet, wodurch er zugleich eine üble Nebenbedeutung erhalten hätte, die vom Anfang an gar nicht an ihm klebte⁵. Ausserdem betonte GROTE, dass wir die Sophisten des fünften Jahrhunderts hauptsächlich durch das Zeugnis ihres Widersachers, Platon, kennen, und dass selbst durch dieses Zeugnis, wenn vorurteilslos geprüft, die Beschuldi-

¹ GEORGE GROTE, *History of Greece* VIII, S. 479 ff. (1850).

² ARISTOPHANES, *Wolken* 331 und 1111.

³ AISCHINES, *In Timarchum* 173.

⁴ XENOPHON, *Memor.* I 1, 11 und IV 2, 1.

⁵ GROTE S. 483.

gung unmoralischer Lehrtätigkeit nicht beglaubigt werden kann¹. Daneben leugnete er die Berechtigung, von dem Begriff der »Sophistik« zu reden: die Sophisten trugen keine gemeinsame Lehre vor, sondern das einzige, was ihnen gemeinsam gewesen wäre, sei ihre öffentliche Lehrtätigkeit². Die Darstellung GROTE'S hat allmählich — aber langsam — die Beurteilung der Sophisten in der gelehrten so wie in der populären Literatur beeinflusst, aber ist doch lange nicht durchgedrungen. Während z. B. THEODOR GOMPERZ sich in der Hauptsache an GROTE anschliesst³, hebt ZELLER die Züge hervor, die allen oder mindestens mehreren Sophisten gemeinsam waren: ihre Abneigung gegen theoretische Forschung, ihre Skepsis, ihre Disputierkunst und ihre Kritik des Götterglaubens⁴.

Bevor man sich aber darauf einlässt, eine Beurteilung der Sophisten zu geben, gilt es, den Begriff des Sophisten zu umgrenzen⁵. Sehen wir von der alten, umfassenden Bedeutung des Wortes ab, nennen wir nach der gewöhnlichen Auffassung zuerst die vier »grossen« Sophisten: PROTAGORAS, GORGIAS, PRODIKOS und HIPPIAS; an diese fügt GROTE die bei Platon erwähnten POLOS, THRASYMACHOS, EUTHYDEMOS und DIONYSODOROS sowie ANTIPHON, der nur bei Xenophon auftritt⁶. DIELS, der bloss die ältere Sophistik berücksichtigt, lässt Polos, Euthydemos und Dionysodoros aus,

¹ GROTE S. 491.

² GROTE S. 505 f.

³ THEODOR GOMPERZ, *Griechische Denker* I, S. 334.

⁴ EDUARD ZELLER, *Die Philosophie der Griechen* I, 2⁵, S. 1147. Ich zitiere nach der fünften Auflage, deren Seitenzahlen in der sechsten, von W. NESTLE besorgten, Auflage angeführt sind.

⁵ In PAULY-WISSOWA'S *Real-Encyclopädie* lautet der Artikel »Sophisten«: »s. die Einzelartikel«. Damit ist den Lesern wenig geholfen.

⁶ GROTE S. 485 f.

nennt aber als Sophisten auch XENIADES, KRITIAS, den ANONYMUS IAMBЛИCHИ und den gleichfalls anonymen Verfasser der »Doppelreden«¹.

Mit welchem Recht bezeichnet man nun diese Männer als Sophisten in speziellerem Sinne als die Weisen der Vorzeit, denen derselbe Name beigelegt war? Das entscheidende Merkmal besteht darin, ob der Betreffende sich selbst als Sophisten bezeichnet oder nicht; weniger besagt es, was auch oft hervorgehoben wird, ob der Unterricht gegen Lohn erteilt wird². In seinem Dialog *Protagoras* lässt Platon den Protagoras sagen: »Ich behaupte, dass die sophistische Kunst alt ist«, und nachdem er eine Reihe von Dichtern, Orakeldeutern, Turnlehrern, Ärzten und Musikern aufgezählt hat, die alle in der Tat Sophisten gewesen wären, aber sich dieses Namens geschämt hätten, fährt er fort: »Ich mache es umgekehrt: ich gestehe offen, dass ich ein Sophist und Erzieher der Menschen bin«³. Das hätte Platon ihn nicht sagen lassen können, wenn Protagoras sich nicht tatsächlich als Sophisten bezeichnet hätte⁴.

In demselben Dialog lässt Platon neben Protagoras auch die beiden Sophisten Prodikos und Hippias auftreten. Man könnte fragen, warum der vierte grosse Sophist, Gorgias, fehlt. Vielleicht hat die Rücksicht auf die Chronologie gewirkt, weil der Aufenthalt des Gorgias in Athen in eine Zeit fällt, die später liegt als der für das Gespräch

¹ DIELS, *Die Fragmente der Vorsokratiker* Kap. 74—83.

² A. CROISET, *Histoire de la littérature grecque* IV, S. 41; ZELLER I 2^o, S. 1076.

³ PLATON, *Protagoras* 316 D—317 B.

⁴ Naiv ist freilich die Äusserung ZELLER's (I 2^o, S. 1050³), dass »Protagoras selbst« sich in diesem Sinne ausgesprochen habe. Es ist ja Platon, der ihm die Worte in den Mund legt; aber ohne einen Anhalt an der Wirklichkeit zu haben, hätte er dies nicht tun können.

vorausgesetzte Zeitpunkt; ausserdem hat Platon ihn wohl für eine so bedeutende Persönlichkeit gehalten, dass er ihn nicht als Nebenperson hat vorführen wollen und es vorgezogen hat, ihn später in einer besonderen Schrift zu behandeln¹. Es liesse sich auch ein drittes Motiv denken, worüber näheres unten.

Nachdem Protagoras sich selbst als Sophisten bezeichnet hat, erklärt er, von Sokrates nach seiner Fähigkeit befragt, dass er im Stande sei, seine Schüler sowohl zu tüchtigen Haushältern als zu guten Staatsbürgern herauszubilden². Während des folgenden Gesprächs legt Sokrates dar, dass der Standpunkt des Sophisten an Unklarheit leidet, und dass er tatsächlich nicht das zu leisten vermag, was er verspricht. Charakteristisch für die Art der Diskussion ist es, dass Protagoras durchweg seinen Standpunkt in langen Reden entwickelt, während Sokrates durch seine dialektische Überlegenheit den Sieg davonträgt.

Platon hat in diesem Dialog nicht nur den Gegensatz zwischen Protagoras und Sokrates scharf gekennzeichnet, sondern auch die Verschiedenheit der beiden anderen anwesenden Sophisten, Prodikos und Hippias, von Protagoras deutlich betont. Es fragt sich nun: welches ist — abgesehen von der bezahlten Lehrtätigkeit — das Band, das die verschiedenen Sophisten miteinander vereinigt, das gemeinsame Kennzeichen, das bewirkt, dass wir sie alle unter demselben Namen, als »Sophisten«, zusammenfassen können?

Wie oben angeführt, haben GROTE und THEODOR GOMPERZ gegen ZELLER das Vorhandensein eines solchen Kennzeichens geleugnet. Dagegen hat HEINRICH GOMPERZ

¹ H. SAUPPE in seiner Ausgabe des *Protagoras* 4S. 9.

² PLATON, *Protagoras* 318 E—319 A.

als das Band, das alle Sophisten zusammenhält, die Rhetorik bezeichnet¹. Alles, was man sonst über die Geistesverwandtschaft unter den Sophisten geredet hat, über ihren vermeintlichen Individualismus, Skeptizismus, Subjektivismus und Nihilismus, beruht nach seiner Ansicht auf Missverständnis². Die Sophisten waren alle Rhetoren und sonst nichts; nur Protagoras macht hierin eine Ausnahme, dadurch dass er als theoretische Grundlage seiner rhetorischen Praxis eine philosophische Erkenntnislehre aufbaute: »von allen Sophisten war nur der Abderit ein Philosoph«³.

GOMPERZ hat sein Buch über Sophistik und Rhetorik in der Weise disponiert, dass er dessen erstes Kapitel ausschliesslich Gorgias gewidmet hat. Von diesem Sophisten weist er nach, dass er nur Rhetor und überhaupt nicht Philosoph gewesen sei. Er wendet sich gegen die früher von DIELS begründete Ansicht, wonach Gorgias zuerst Naturstudien betrieben hätte und dadurch zur Skepsis geführt wäre, um schliesslich zur Rhetorik seine Zuflucht zu nehmen⁴. Die anscheinend philosophische Schrift des Gorgias »Über die Natur oder über das Nicht-Seiende«, die uns durch ausführliche Referate bekannt ist, betrachtet er als ein rhetorisches Virtuosenstück von derselben Art wie die Reden desselben über Helene und Palamedes. Für die Frage nach der Natur des Seienden oder des Nicht-Seienden habe Gorgias ebensowenig ein reales Interesse gehabt wie für die Unschuld der Helene oder des Palamedes; sein Zweck sei nur gewesen, zu zeigen, dass er im

¹ HEINRICH GOMPERZ, *Sophistik und Rhetorik* (1912).

² GOMPERZ S. 281.

³ GOMPERZ S. 279—285.

⁴ H. DIELS in den *Sitzungsberichten der Berliner Akademie* 1884.

Stande sei, die philosophischen Paradoxien der Eleaten rednerisch zu überbieten¹.

Nicht ohne Grund hat GOMPERZ in dem Buch, worin er zu beweisen versucht, dass alle Sophisten Rhetoren gewesen seien, den Gorgias an die Spitze gestellt. Denn dass Gorgias, wenn nicht ausschliesslich, so doch vorzugsweise Rhetor war, ist unbestreitbar und wird auch von der Überlieferung bestätigt. Während, wie oben dargelegt, Protagoras in dem nach ihm benannten platonischen Dialog, sich ausdrücklich als Sophisten bezeichnet, liegt im Dialoge *Gorgias* die Sache anders. Auch hier fragt Sokrates den Sophisten nach seinem Beruf, und Gorgias antwortet — nicht »Sophist« — sondern: »Die Rhetorik ist meine Kunst, und Redner sollst du mich nennen«²; den Unterschied zwischen Protagoras und Gorgias hat Platon also deutlich gekennzeichnet. Nachdem GOMPERZ, wie es scheint, mit zutreffender Begründung gezeigt hat, dass Gorgias kein Philosoph war, müssen wir die Frage aufwerfen, ob er in der Tat unter die Sophisten zu rechnen sei.

Nur an einer Stelle, am Anfang des grösseren *Hippias*, heisst Gorgias bei Platon Sophist³. Aber an dieser Stelle wird Gorgias den Weisen der Vorzeit, Männern wie Pittakos,

¹ GOMPERZ S. 28 f.

² PLATON, *Gorgias* 449 A.

³ PLATON, *Hippias maior* 282 B. Entscheidend für die Unechtheit dieses unstrittenen Dialogs ist die Stelle freilich nicht. — In der *Apologie* (19 E) nennt Sokrates als Jugenderzieher Gorgias, Prodikos und Hippias (Protagoras war nicht mehr am Leben), ohne sie als Sophisten zu bezeichnen. Dass er gleich nachher (20 A) den reichen Kallias, der den auch nicht als Sophisten bezeichneten Euenos als Erzieher für seine Söhne ausgesucht hatte, als einen Mann kennzeichnet, der viel Geld auf die Sophisten verwendet hatte, beweist nicht, dass Gorgias unter die Sophisten gerechnet wurde.

Bias, Thales und Anaxagoras, zur Seite gestellt, woraus ersichtlich ist, dass das Wort hier in seinem ursprünglichen, weiteren Sinne zu verstehen ist. Und wenn man die Zeugnisse der späteren griechischen Literaturhistoriker¹ über Gorgias durchliest, findet man, dass die Bezeichnung »Rhetor« überwiegt. Das bedeutet natürlich weniger; aber bei Platon finden wir Gorgias durch eine scharfe Grenzlinie von den Sophisten getrennt. Während Protagoras sich die Fähigkeit beilegte, junge Leute zu tüchtigen Staatsbürgern heranzubilden, heisst es von Gorgias, dass er die Männer verspottete, die versprachen, bürgerliche Tüchtigkeit zu lehren; seine Aufgabe sei nur, sie zu tüchtigen Rednern herauszubilden². Und in seinem *Gorgias* lässt Platon den Kallikles, der ein Bewunderer des Gorgias ist und aus dessen Rhetorik Konsequenzen zieht, die der bürgerlichen Moral widerstreiten, sich über die Leute, die als Lehrer in Bürgertugend auftraten, folgendermassen aussprechen: »Wie kannst du doch von den nichtswürdigen Leuten reden!« Im folgenden behauptet zwar Sokrates, Sophist und Rhetor sei dasselbe oder annähernd dasselbe, was Kallikles nur als eine Paradoxie auffassen kann, um so mehr als Sokrates sogar die Sophistik als etwas schöneres als die Rhetorik hinstellt³. Ganz dasselbe Verhältnis zwischen Sophistik und Rhetorik kommt an einer anderen Stelle des *Gorgias* zum Vorschein, wo sowohl auf geistigem wie auf körperlichem Gebiet ein ganzes System von echten Künsten und trügerischen oder schmeichelhaften Fertigkeiten aufgestellt wird. Das Schema gestaltet sich folgendermassen:

¹ Bei DIELS, *Die Fragmente der Vorsokratiker* Kap. 76.

² PLATON, *Protagoras*. 319 A ff.; *Menon* 95 B—C.

³ PLATON, *Gorgias* 519 E—520 B.

Echte Künste

Körperliche: Gymnastik Heilkunde
 Geistige: Gesetzgebung Rechtsprechung

Schmeichelnde Fertigkeiten

Körperliche: Kosmetik Kochfertigkeit
 Geistige: Sophistik Rhetorik¹.

Sophistik und Rhetorik unterscheiden sich also genau ebenso wie Gesetzgebung und Rechtsprechung, oder wie auf körperlichem Gebiete Gymnastik und Heilkunde oder Kosmetik und Kochfertigkeit. Was an erster Stelle genannt wird, bezieht sich auf den dauernden Zustand (des Körpers oder der menschlichen Gesellschaft); was an zweiter Stelle erscheint, hat den Zweck, auf vorübergehende Störungen einzuwirken. Obgleich also Sophistik und Rhetorik verwandt sind, sind sie keineswegs identisch, sondern es wird unter ihnen scharf unterschieden².

Es ergibt sich hieraus, dass Platon den Gorgias nicht allein unter den Sophisten eine Sonderstellung angewiesen, sondern dass er ihn überhaupt nicht als Sophisten betrachtet hat. Für uns, die wir nicht umhin kommen können, Platon als den Hauptzeugen für die Sophistik anzuerkennen, bleibt nichts anderes übrig als — wenn wir das Wort »Sophiste« im strikten Sinne auffassen wollen — Gorgias aus der Zahl der Sophisten zu streichen³.

¹ PLATON, *Gorgias* 462 C—465 D.

² GOMPERZ S. 44 fasst die Sache so auf, als ob Platon sich gezwungen gesehen hätte, die Unterscheidung von Sophistik und Rhetorik für praktisch undurchführbar zu erklären. Aber die Unterscheidung ist in der Tat deutlich genug.

³ Vgl. GROTE S. 521: »If the line could be clearly drawn between rhetors and sophists, Gorgias ought rather to be ranked with the former.« — W. NESTLE zeigt dadurch, dass er den Einleitungen zu seinen

Wenn aber Gorgias aus der Reihe der Sophisten entfernt wird, müssen wir von den Männern, die bei GROTE als Sophisten aufgeführt werden¹, auch POLOS und THRASYMACHOS entfernen. Polos, der im Dialog *Gorgias* als Schüler des Gorgias auftritt, muss natürlich seinem Lehrer folgen, und Thrasymachos, der von Platon überhaupt nicht Sophist genannt wird und im ersten Buche des platonischen *Staates* Ansichten entwickelt, die denen verwandt sind, die Kallikles im *Gorgias* vorträgt, aber von den Sophisten schwerlich gebilligt worden wären², muss ebenfalls unter die Rhetoren, nicht unter die Sophisten eingereiht werden.

II

Nachdem der Begriff des Sophisten vorläufig umgrenzt ist, erhebt sich die Frage, wie SOKRATES (und PLATON) sich zu den Sophisten gestellt habe. Obgleich schon HEGEL das, was Sokrates mit den Sophisten gemein hatte, betont hat³, und nachher GROTE nicht Sokrates, sondern Platon, als den besonderen Feind der Sophisten gekennzeichnet hat⁴, findet man doch nicht selten den Gegensatz mit un-

Schulausgaben des *Gorgias* und des *Protagoras* (1909 und 1910) einen fast gleichlautenden Abschnitt über »Die Sophistik« vorausgeschickt hat, dass er den durchgreifenden Unterschied zwischen diesen zwei »Sophisten« nicht gefasst hat.

¹ S. oben S. 5.

² H. SIDGWICK in *The Journal of Philology* V, S. 79 (1874).

³ HEGEL, *Werke* XIV, S. 44: »Was den Krieg des Sokrates und Plato mit den Sophisten betrifft, so kann Sokrates und Plato im Philosophiren allein auf die allgemeine philosophische Bildung ihrer Zeit Rücksicht nehmen; — und diess sind die Sophisten. Der Gegensatz ist nicht das Altgläubige gegen sie, — nicht in dem Sinne, wie Anaxagoras, Protagoras verurtheilt sind, im Interesse griechischer Sittlichkeit, Religion, der alten Sitte. Im Gegentheil. Reflexion, Zurückführung der Entscheidung auf's Bewusstseyn ist ihm gemeinschaftlich mit den Sophisten.«

⁴ GROTE VIII, S. 487 bezeichnet Platon, nicht Sokrates, als »peculiarly hostile« gegen die Sophisten.

gebührlischer Schärfe formuliert. So bezeichnet z. B. CURTIUS Sokrates als den »entschiedensten Gegner« der Sophisten¹, und ZELLER kommt, nachdem er das Verhältnis des Sokrates zu den Sophisten dargelegt hat, schliesslich zu dem Ergebnis, dass »der Gegensatz der sokratischen Philosophie gegen die Sophistik ihre Verwandtschaft überwiege«².

Es liegt aber hier ein Problem. Wie ist es möglich, dass ein Mann, der grundsätzlich als Gegner der Sophisten aufgetreten ist, von den Zeitgenossen mit diesen Gegnern hat verwechselt werden können, in dem Grade, dass er selbst als Sophist zum Tode verurteilt worden ist?

Um die Annahme eines Gegensatzes des Sokrates zu den Sophisten als irrig zu erweisen, ist es kaum nötig mit GROTE darauf hinzuweisen, dass bei Xenophon keine Spur eines solchen vorhanden ist; es gilt vielmehr zu untersuchen, wie Platon ihr gegenseitiges Verhältnis geschildert hat, woraus zugleich ersichtlich werden wird, wie Platon selbst sich zu den Sophisten gestellt hat.

Sehen wir zuerst, was Platons *Apologie des Sokrates* uns darüber lehren kann. Wir erfahren hier, dass Sokrates vor Gericht beschuldigt wurde, die staatlich anerkannten Götter nicht zu verehren und die Jugend zu verderben, während als Beschuldigungen gegen ihn, die in Athen in Umlauf waren, angeführt wird, dass er die Dinge unter der Erde und am Himmel untersuchte und die schwächere Rede zur stärkeren machte und andere dasselbe lehrte. Diese Beschuldigungen treffen teils auf Naturphilosophen wie Anaxagoras zu (der »die Sonne für einen Stein und den Mond für Erde« erklärte), teils auf Protagoras, der als Jugend-

¹ ERNST CURTIUS, *Griechische Geschichte* III, S. 97 (1867).

² ZELLER II 1⁴, S. 187 ff.

lehrer auftrat, an der Existenz der Götter zweifelte und sich die Fähigkeit beilegte, die schwächere Rede zur stärkeren zu machen¹. Gegen beiderlei Beschuldigungen verteidigt sich Sokrates in der gleichen Weise: er habe nichts gegen die Naturwissenschaft, wenn wirklich jemand sich darauf verstehe, was für ihn selbst jedoch nicht der Fall sei; und ebenso halte er es für schön, wenn jemand ein tüchtiger Erzieher der Jugend sei; aber auch dieser Beruf liege ihm fern². Wo Platon seinen Sokrates über den Jugendunterricht der Sophisten sprechen lässt, richtet sich dessen Ironie nicht so sehr gegen die Sophisten als gegen das Publikum, das die Sophisten zu stark bewundert. Der Sokrates der *Apologie* hatte wohl Grund genug, seine Sache von der der Sophisten zu trennen, aber die Männer, die gleich ihm dem Hass der Reaktionären ausgesetzt waren, direkt anzugreifen, dazu hatte er keinen Grund³. Dass zwischen Sokrates und den Sophisten ein Unterschied bestand, berechtigt uns nicht, eine Feindschaft zwischen ihnen zu konstatieren.

Wenn wir der *Apologie* glauben dürfen, betrachtete Sokrates es als seine Aufgabe, seine Landsleute zu »prüfen« und sie ihrer Unwissenheit zu überweisen. Wir lesen, wie er die Staatsmänner, die Dichter und die Handwerker einer solchen Prüfung unterzog: von Sophisten keine Spur. Und wenden wir uns an die sogenannten Jugenddialoge Platons, finden wir zwar im *Protagoras* und in den beiden Dialogen, die den Namen *Hippias* tragen, Unterhaltungen geschildert, die Sokrates mit Sophisten geführt hat, und wir sehen, dass diese Sophisten der überlegenen Dialektik des

¹ Das letzte bezeugt ARISTOTELES (*Rhet.* B 24, 1402 a 23 ff.).

² PLATON, *Apologie* 19 C—20 C.

³ Vgl. RICHARD CHRISTENSEN, *Sophisterne* (Kopenhagen 1871) S. 144 und HEINRICH MAIER, *Sokrates* S. 185.

Sokrates nicht Stand halten können; aber in dieser Beziehung unterscheiden sich die Sophisten nicht von den Bürgern, die Sokrates in der *Apologie* einer Prüfung unterzieht, oder von den Offizieren, mit denen er sich im *Laches* unterhält, oder von den Jünglingen, auf die er im *Charmides* und im *Lysis* einzuwirken versucht¹. Nur soviel will Platon zeigen: als Erzieher der Jugend ist Sokrates den Sophisten weit überlegen. Aber daraus folgt nicht, dass er die Tätigkeit der Sophisten als moralisch verderblich angesehen habe. Den Sophisten Protagoras behandelt er mit grösster Hochachtung, und dessen Standpunkt bezeichnet er zwar als unklar, aber keineswegs als unmoralisch. Ebenso verhält er sich dem Gorgias gegenüber, obgleich er in dem nach ihm benannten Dialog die Bewunderer des Gorgias aus dessen Theorie unmoralische Konsequenzen ziehen lässt — aber Gorgias war ja eben kein Sophist, sondern Redner, und die Rhetorik betrachtete Platon, wie wir gesehen haben, als minderwertig im Vergleich mit der Sophistik.

Wie Platon sich zu dem Verdammungsurteil stellte, das die altgläubigen Bürger Athens über die Sophisten fällten, zeigt am deutlichsten die Episode im Dialog *Menon*, wo Sokrates dem Anytos (seinem späteren Ankläger) als Lehrer in der bürgerlichen Tugend — wenn auch mit einer gewissen Ironie — die Sophisten empfiehlt. Anytos äussert sich mit starker Heftigkeit gegen die Sophisten, die die Jugend verderben und sich dafür reichlich bezahlen lassen, obgleich er gestehen muss, dass er gar keine Kenntnis von diesen Männern besitzt². Wenn auch Platon an der

¹ Dass Sokrates in diesen und anderen Dialogen mit keinen anderen Gegnern zu tun habe »als mit denen, die ihm in der Wirklichkeit gegenüberstanden, den Sophisten«, ist eine völlig unbegründete Behauptung ZELLERS (II 1⁴, S. 526).

² PLATON, *Menon* 91 B ff.

erziehenden Tätigkeit der Sophisten vieles auszusetzen hatte, nahm er sie doch gegen die Dunkelmänner Athens in Schutz¹. Ein Verdammungsurteil, das nur auf Unkenntnis beruhte, mochte Platon nicht unterschreiben.

Eigentümlich ist auch die Art und Weise, wie Platon in seinem *Staat* Sokrates sich über die Sophisten aussprechen lässt. Er wendet sich gegen die allgemein verbreitete Ansicht, dass einige junge Leute von den Sophisten verdorben werden; vielmehr seien die Leute, die sich in dem Sinne aussprechen, selbst die grössten aller Sophisten; er meint damit die grossen Volksmassen, die in öffentlichen Versammlungen ihren Beifall oder ihr Missfallen laut kundgeben und die jungen Leute dazu zwingen, sich ihre Auffassungen anzueignen; was man den sogenannten Sophisten vorzuwerfen habe, sei nur, dass sie den Anschauungen der Menge Worte verleihen und ihr zu Gefallen reden². Diese Sophisten sind also in der Tat Redner, und dass die Redner noch mehr als die eigentlichen Sophisten dem Platon zuwider waren, haben wir schon gesehen.

III

Von den Männern, die GROTE als Sophisten erwähnt, die in platonischen Dialogen auftreten³, haben wir noch zwei zu besprechen: EUTHYDEMOS und DIONYSODOROS, die Platon in seinem Dialog *Euthydemos* uns vor Augen führt. Diese beiden Brüder werden ausdrücklich als Sophisten bezeichnet; es wird aber auch gesagt, dass sie tüchtig seien, Reden vor Gericht zu halten und Gerichtsreden zu schreiben; namentlich zeichnen sie sich aber in der Disputier-

¹ H. MAIER, *Sokrates* S. 186 f.

² PLATON, *Staat* VI 492 A ff. — GROTE S. 539 f.

³ S. oben S. 5.

kunst aus und verstehen es, jede Behauptung, wahre so gut wie falsche, zu widerlegen¹. Von dieser Disputierkunst (Eristik) führt Platon eine Reihe von ergötzlichen Proben vor, und als Gegensatz dazu beschreibt er die für die Jugend heilsame Pädagogik des Sokrates.

Die Frage, die wir jetzt zu stellen haben, ist: Wie verhalten sich diese Sophisten zur älteren Sophistik, die namentlich in der Person des Protagoras verkörpert ist? In älterer Zeit zweifelte niemand daran, dass diese eristischen Sophisten echte Nachkommen der älteren Sophisten wären; so bezeichnete z. B. ZELLER die Eristik als die praktische Anwendung der für die älteren Sophisten charakteristischen Skepsis². Dagegen fand SIDGWICK in der im *Euthydemos* geschilderten Eristik eine Verwandtschaft nicht mit der Sophistik des Protagoras, sondern vielmehr mit der sokratischen Dialektik³. Zur Verteidigung dieser Auffassung lassen sich in der Tat gute Gründe anführen.

Die Sophisten, die Platon in seinen früheren Dialogen auftreten lässt, vor allen Protagoras, zeichnen sich dadurch aus, dass sie lange und formvollendete Reden halten können, während Sokrates in der Gesprächskunst seine Überlegenheit an den Tag legt, und zwar stellt dieser seine neckischen Fragen oft in einer solchen Form, dass sie auf den gemeinen Mann denselben Eindruck machen müssten wie die im *Euthydemos* aufgestellten Fangschlüsse der Sophisten; man betrachte z. B. die Art und Weise, wie der Sophist Hippias in den beiden nach ihm benannten Dialogen von Sokrates an der Nase herumgeführt wird. Und in der *Apologie* lesen wir nicht nur, wie Sokrates sich

¹ PLATON, *Euthydemos* 272 A—B.

² ZELLER I 2⁵, S. 1107.

³ H. SIDGWICK in *The Journal of Philology* IV, S. 288 ff. und V, S. 66 ff. (1872—74).

durch seine Verhörmethode die Feindschaft weiter Kreise zuzieht, sondern wir erfahren auch, wie die jungen Leute, die mit ihm verkehren, sein Verfahren nachahmen und dadurch auch gegen ihn die Stimmung des Volkes aufreizen¹. Es ist in folgedessen ein naheliegender Gedanke, dass Platon unter den Sophisten, mit denen er in seinem *Euthydemos* seinen Spott treibt, nicht Sophisten der alten Art gemeint habe, sondern vielmehr seine eigenen Mitschüler, die die sokratische Methode ins ungeheuerliche verdreht hatten.

Die von ZELLER vertretene Ansicht, dass die im *Euthydemos* verspottete Eristik von der älteren Sophistik, und namentlich von Protagoras, herstamme, hat in neuerer Zeit an HEINRICH GOMPERZ einen Verteidiger gefunden. Dieser Gelehrte geht aus von dem als protagoreisch bezeugten Satz, dass es über jede Sache zwei einander entgegengesetzte Reden gebe; er meint aber, dass der Sophist nicht beide Reden für gleichwertig gehalten, sondern sich die Fähigkeit beigelegt habe, der schwächeren Rede zum Siege zu verhelfen². Um dieses Ziel zu erreichen habe Protagoras sich nicht nur langer, epideiktischer Reden bedient, sondern er habe es auch verstanden, mit kurzen Fragen und Antworten zu operieren; sogar Sokrates habe seine dialektische Fragetechnik der Eristik des Protagoras entlehnt³. Von dem bekannten Satz des Protagoras, »der Mensch sei aller Dinge Mass«, der gewöhnlich als Ausdruck eines extremen Subjektivismus und somit als Stütze seiner rhetorisch-advokatorischen Praxis aufgefasst wird, trägt GOMPERZ eine eigentümliche Auffassung vor; er könne nicht

¹ PLATON, *Apologie* 23 C.

² H. GOMPERZ, *Sophistik und Rhetorik* S. 130 ff.

³ GOMPERZ S. 128 und 288.

nur den Sinn haben: Das Seiende ist, seinem Begriffe nach, nichts anderes als das vom Menschen Empfundene und Gedachte, sondern auch: Alles vom Menschen Empfundene und Gedachte ist, tatsächlich, ein Seiendes¹. Infolgedessen bezeichnet Gomperz den Protagoras nicht, wie es sonst üblich war, als einen Subjektivisten; er sei vielmehr der extremste Objektivist gewesen². Aus diesem Standpunkt lässt nun Gomperz den Protagoras die weitere Konsequenz ziehen: wenn jedem menschlichen Gedanken ein Seiendes entspreche, gebe es überhaupt kein Widersprechen; diese Lehre, die im platonischen *Euthydemos* vom Sophisten Dionysodoros ausgesprochen wird, und sonst dem Antisthenes beigelegt wird, stamme also in der Tat von Protagoras her, wie es auch im *Euthydemos* ausgesprochen wird, oder jedenfalls von seinen Schülern³.

Gegen die Annahme einer Ableitung der Eristik von der protagoreischen Philosophie erheben sich aber schwere Bedenken. Hauptsatz des Protagoras war, wie oben angeführt, dass es über jede Sache zwei einander entgegengesetzte Reden gebe, womit es stimmt, dass unter den Schriften des Protagoras »Gegenreden« (ἀντιλογία) erwähnt werden. Nun findet man bei ISOKRATES in seiner *Helene* eine Polemik gegen Leute, die bis zu ihrem hohen Alter behauptet haben, es sei unmöglich falsches zu sagen oder zu widersprechen oder zwei Reden über dieselbe Sache zu führen⁴. Damit kann nur ANTISTHENES gemeint sein, der auch bei Platon als »spätlerner Greis« verspottet wird⁵,

¹ GOMPERZ S. 216.

² GOMPERZ S. 235.

³ GOMPERZ S. 224 ff. — PLATON, *Euthydemos* 285 D—286 C. DIOGENES LAERTIOS IX 53.

⁴ ISOKRATES 10, 1.

⁵ PLATON, *Sophistes* 251 B.

und dem auch sonst derselbe Standpunkt zugeschrieben wird¹. Es folgt hieraus, dass Antisthenes gegen Protagoras polemisiert hat: nach ihm gebe es über jede Sache nicht zwei Reden, sondern nur eine, die Wahrheit, und zu den »Gegenreden« des Protagoras bemerkt er, es gebe keine solche. Dass man diese Behauptung gerade dem Protagoras zugeschrieben hat², beruht darauf, dass man den Kunstgriff Platons nicht verstanden hat; wenn dieser den Eristikern die Lehre des Protagoras in die Schuhe schiebt³, scheint er folgendermassen rasonniert zu haben: ob jemand wie Protagoras alle Meinungen der Menschen für gleich unbegründet hält, oder sie wie Antisthenes alle für gleich begründet hält, läuft auf dasselbe hinaus.

Von den protagoreischen »Gegenreden« (»Antilogien«) können wir uns einigermaßen eine Vorstellung machen durch Betrachtung der sogenannten »Doppelreden« (Δισσοὶ λόγοι)⁴, die wiederholt entgegengesetzte, z. T. paradoxe Standpunkte verteidigen. Aber man darf nicht, wie Gomperz es tut⁵, aus dieser rhetorischen Technik die eristische Fragetechnik ableiten. Diese trägt eine ganz andere Form und stammt vielmehr aus der sokratischen Technik, die zur protagoreischen Rhetorik den geraden Gegensatz bildet⁶.

¹ ARISTOTELES, *Metaphys.* Δ 29, 1024 b 32 ff. DIOGENES LAERTIOS IX 53.

² So schon DIOGENES LAERTIOS a. a. O.: τὸν Ἀντισθένην λόγον τὸν πειρώμενον ἀποδεικνύειν, ὡς οὐκ ἔστιν ἀντιλέγειν, οὗτος πρῶτος διέλεκται, καθὰ φησι Πλάτων ἐν Εὐθύδημῳ.

³ PLATON, *Euthydemos* 286 C.

⁴ Bei DIELS, *Vorsokratiker* Kap. 83.

⁵ GOMPERZ S. 138 ff. — Ähnlich A. E. TAYLOR, *Varia Socratica* (1911) S. 91 ff., der die Methode der »Doppelreden« ins fünfte Jahrhundert datieren will, woraus er schliesst, dass Platons Angriff auf die Eristiker dem Antisthenes nicht gelten kann. Allein Antisthenes war ja gerade ein Gegner der »Antilogik«.

⁶ Ich habe die Sache schon längst in dieser Weise erklärt (*Platons philosophische Entwicklung* S. 137 ff.). Hierin bin ich auch mit H. MAIER (*Sokrates* S. 200 ff.) vollständig in Übereinstimmung.

Es ist also überaus wahrscheinlich, dass Platon bei der Schilderung des eristischen Verfahrens, dessen er die beiden »Sophisten« Euthydemos und Dionysodoros sich bedienen lässt, seine eigenen Gefährten, vor allen den Antisthenes, vor Augen hat. Hiergegen lässt sich nicht einwenden, dass Antisthenes ein »Feind der Dialektik«¹ war; denn die antisthenische Eristik von seiner eigenen Dialektik zu unterscheiden war gerade eine Hauptaufgabe Platons.

IV

Wenn die im *Euthydemos* auftretenden Eristiker nicht Sophistenschüler, sondern vielmehr Sokratiker waren, müssen wir fragen, wie es zugegangen ist, dass man ihnen die Bezeichnung »Sophisten« angehängt hat. Um dieses zu ermitteln, müssen wir einen Blick auf die Reden des ISOKRATES werfen.

Gegen Ende des *Euthydemos*, nachdem Sokrates seinem Freund Kriton über sein Gespräch mit den beiden Eristikern berichtet hat, erzählt dieser, ein Mann von denen, die tüchtig sind, Gerichtsreden zu verfassen, habe sich ihm gegenüber sehr abfällig über jene Eristiker geäußert. Dieser wird als einer charakterisiert, der sich einbildet, überaus weise zu sein; er nimmt eine Stelle ein zwischen den Philosophen und den Staatsmännern und meint beide an Weisheit zu übertreffen, obgleich er in der Tat nur die dritte Stelle einnimmt². Obgleich dieser Mann nicht mit Namen genannt wird, sind doch die meisten unter den Neueren

¹ Nach dem Ausdruck von CHRIST-SCHMID, *Geschichte der griechischen Litteratur* I⁶, S. 655.

² PLATON, *Euthydemos* 304 D—306 C. — Dass Isokrates gemeint sei, haben zuerst SCHLEIERMACHER und HEINDORF ausgesprochen, und wenn auch einige an der Richtigkeit dieser Vermutung gezweifelt haben, hat sie doch eine grosse Wahrscheinlichkeit für sich.

darüber einig, dass Platon durch diese Charakteristik den Redner Isokrates gekennzeichnet hat; wie mutwillig er auch das Verfahren der Eristiker verspottet hat, lehnt er jedoch die Kritik des Isokrates über dieselben ab. In den Angriff der Redner auf seine ehemaligen Mitschüler will er nicht einstimmen. Die Redner sind nämlich viel eher als die Eristiker als die wahren Erben der Sophisten anzusehen. Wir wollen nun sehen, wie Isokrates sich zu den Sokratikern und besonders zu Platon gestellt hat¹.

An der vorher zitierten Stelle der *Helene* richtet ISOKRATES eine höhnische Kritik gegen einige Zeitgenossen, die törichte Paradoxien aufgestellt haben, die sie nur leidlich verteidigen können. Er spricht von Leuten, die behaupten, dass es unmöglich sei, falsches auszusprechen oder zu widersprechen oder zwei Reden über dieselbe Sache zu führen, d. h., wie oben dargelegt, Antisthenes; sodann spricht er von denjenigen, die Tapferkeit, Weisheit und Gerechtigkeit für identisch halten und behaupten, dass diese Tugenden nicht eine Gabe der Natur seien, sondern dass von allen dasselbe Wissen gelte; so lehrte ja Platon im *Protagoras*. Schliesslich wendet er sich gegen Leute, die nutzlosen Streit führen. Wie er diese drei Klassen unterscheidet, macht er nicht deutlich; von allen den Lehren, die diese vortragen, gilt es, sagt er, dass schon Protagoras und andere »Sophisten« ähnliches gelehrt haben, und er zieht auch die Paradoxien des Gorgias, des Zenon und des Melissos heran. Als seine eigene Überzeugung führt er an, dass es viel besser sei, eine vernünftige Meinung über nützlichcs als ein genaues Wissen über unnützlichcs

¹ Vgl. H. GOMPERZ, *Isokrates und die Sokratik* in den *Wiener Studien* 27, S. 163 ff. und 28, S. 1 ff. (1905—06) und dazu meine Bemerkungen im *Rheinischen Museum* N. F. 63, S. 504 ff. (1908).

zu haben, und sämtlichen Gegnern wirft er vor, dass sie nur den Zweck verfolgen, von den jungen Leuten Geld zu verdienen¹.

Wie man sieht, schlägt Isokrates die verschiedenen Sokratiker über einen Leisten; ihre Philosophie bezeichnet er als eine eristische, und er spricht von ihnen als »Sophisten«, die sich selbst diesen Namen beilegen². Und ebenso wie er seine Gegner nicht scharf unterscheidet, deutet er auch nicht an, was er eigentlich unter einem »Sophisten« versteht: er bedient sich dieses Wortes, wie von Alters her üblich war, um die weisen Männer der Vorzeit zu kennzeichnen, aber er spricht auch von professionellen Sophisten, die sich selbst Sophisten nennen. Und diese Sophisten bezeichnet er auch als »Eristiker«. Es leuchtet ein, dass es für Platon etwas ungemütlich sein müsste, sich in dieser Gesellschaft zu befinden.

Auch sonst finden wir bei Isokrates einen ähnlichen Gebrauch des Wortes »Sophist«. In seinem *Panegyrikos* redet er ebenfalls von Leuten, die sich für Sophisten ausgeben, während er daneben seine eigene Tätigkeit als die »Philosophie« bezeichnet, die sich mit Reden abgibt³. Wir finden somit bei Isokrates denselben Gegensatz von Sophistik und Philosophie ausgedrückt, der auch bei Platon vorkommt. Dieser bezeichnet zwar im *Symposion* den Eros nicht nur als Philosophen, sondern auch als Sophisten, in derselben scherzhaften Weise, wie im *Kratylos* der Gott

¹ ISOKRATES 10, 1 ff.

² ISOKRATES 10, 6: ἡ περὶ τὰς ἔριδας φιλοσοφία. — 10, 9: φάσκοντας εἶναι σοφιστὰς.

³ ISOKRATES 4, 3: πολλοὶ τῶν προσποιησαμένων εἶναι σοφιστῶν. — 4, 10: τὴν περὶ τοὺς λόγους φιλοσοφίαν. — Was wir dadurch ausdrücken, dass wir das Wort Philosophie in Gänsefüßchen schliessen, drückt Platon im *Phaidros* 279 A dadurch aus, dass er die isokratische »Philosophie« als τις φιλοσοφία bezeichnet.

der Unterwelt, Hades, als Sophist bezeichnet wird¹; aber an derselben Stelle wird auch der Unterschied zwischen »Philosophen« und »Weisen« betont: Philosoph sei der, welcher nach Weisheit strebt, weil er sie nicht besitzt. Und ganz dasselbe lehrt auch der *Phaidros*². Es kam also dazu, dass das Wort »Philosoph«, das bescheidener klingt als »Weise« oder »Sophist«, ein Ehrenname wurde und zwar ein Name, den man sich selbst beilegen konnte, während das Wort »Sophist« in Misskredit geriet und schliesslich geradezu ein Schimpfwort wurde. Über diesen Sprachgebrauch konnten Isokrates und Platon sich in der Tat einigen.

Hieraus erklärt es sich, dass Isokrates, der mit den Sophisten geistesverwandt war, eine Rede *gegen die Sophisten* verfassen konnte. Er greift hier zum Teil seine Konkurrenten unter den Rednern an, richtet aber auch einen Angriff auf die Eristiker, die für Geld die jungen Leute in Tugend und Besonnenheit unterrichten und ihnen Einsicht darin versprechen, was sie zu tun haben um das Glück zu erwerben. Auch ihnen gegenüber rühmt Isokrates diejenigen, die sich an die »Meinungen« halten, in Vergleich mit denen, die sich dafür ausgeben, das »Wissen« zu besitzen; diese bekümmern sich nicht um die Seele, sondern geben sich bloss mit »Geschwätz« und »Pedanterie« ab³. In derselben Rede spricht Isokrates auch verächtlich von Sophisten, die unlängst aufgewachsen sind⁴; er selbst gehöre zu denen, die sich mit der Philosophie abgeben⁵.

¹ PLATON, *Symposion* 203 D ff. — *Kratylos* 403 E.

² PLATON, *Phaidros* 278 D.

³ ISOKRATES 13, 1—8 (ἀδολεσχίαν καὶ μικρολογίαν).

⁴ ISOKRATES 13, 19.

⁵ ISOKRATES 13, 1.

In der Rede *über den Vermögenstausch (Antidosis)* wendet Isokrates das Wort »Sophist« in ganz eigentümlicher, doppelter Weise an. Er beklagt sich zuerst über Sophisten, die ihm vorgeworfen haben, dass er sich mit Abfassung von Gerichtsreden abgegeben habe¹; er denkt wohl an die spöttischen Bemerkungen Platons am Schluss des *Euthydemos*². Ferner berichtet er, man habe ihm vorgeworfen, dass er (wie Protagoras und Sokrates) im Stande sei, den schwächeren Reden zum Sieg zu verhelfen³, und dass er (wie Sokrates) die Jugend verderbe⁴. Während er also seine Angreifer als Sophisten bezeichnet, nennt er als Klagen, die gegen ihn gerichtet sind, gerade dieselben, die gegen die Leute gerichtet waren, die allgemein für Sophisten galten. Obgleich er nirgends sich selbst ausdrücklich als Sophisten bezeichnet, verteidigt er jedoch manchmal die Sophisten und stellt sich auf die gleiche Linie mit ihnen. Er betont, dass keiner unter den »sogenannten Sophisten« übermässig viel Geld durch seine Tätigkeit verdient hat⁵; er fürchtet, dass die allgemein gegen die Sophisten gerichteten Verleumdungen auch ihn selbst schädigen sollen⁶; er richtet sich gegen die Angreifer der Sophisten, die deren Treiben für »Geschwätz« und »Betrug« halten⁷; und er behauptet, es sei für die Sophisten der schönste und grösste Lohn, wenn ihre Schüler tüchtig und verständig werden und das Ansehen ihrer Mitbürger erwer-

¹ ISOKRATES 15, 2.

² S. oben S. 21 f.

³ ISOKRATES 15, 15.

⁴ ISOKRATES 15, 30.

⁵ ISOKRATES 15, 155.

⁶ ISOKRATES 15, 168. — Die Stelle ahmt PLATON, *Apologie* 23 D nach, wo Sokrates von den Anklagen redet, die man gegen alle »Philosophen« bereit hat.

⁷ ISOKRATES 15, 197 (φλυαρία καὶ φενακισμός).

ben¹. Isokrates erinnert auch daran, dass der Name »Sophist«, der jetzt so wenig geachtet wird, einmal in hohem Ansehen gewesen ist; Solon sei ja einer von den »sieben Sophisten« gewesen².

Isokrates zieht es jedoch auch in dieser Rede vor, seine eigene Tätigkeit als »Philosophie« zu bezeichnen³. Er spricht sich auch an einer Stelle so aus, dass Philosophie und Sophistik als identisch erscheinen⁴. Wie er aber über die Philosophie im Sinne Platons urteilt, geht aus der Stelle hervor, wo er mit diesem — natürlich ohne Namensnennung — abrechnet⁵. Mit grosser Überlegenheit spricht er sich über die Leute aus, die sich mit »eristischen Reden« und mit »Astrologie« und »Geometrie« abgeben. Diejenigen, die in diesen Fächern Unterricht geben, machen zwar keinen Schaden, aber auch nicht so viel Nutzen, wie sie selbst meinen. Er will zwar nicht, wie die Meisten es tun, ihre Tätigkeit als »Geschwätz« und »Pedanterie« bezeichnen, aber den Namen »Philosophie« verdient sie auch nicht, nur »Geistesübung« und »Vorbereitung zur Philosophie«, womit die jungen Leute sich wohl eine Zeit beschäftigen sollten, wenn sie sich nur davor in Acht nehmen, dass sie ihren Geist nicht gänzlich austrocknen, so dass sie in die Spekulationen der »alten Sophisten« verfallen⁶. Die platonische Unterscheidung von »Weisheit« und »Philosophie« will Isokrates nicht gelten lassen; weise ist nach seinem Sprachgebrauch, wer über das Beste eine Meinung

¹ ISOKRATES 15, 220.

² ISOKRATES 15, 235.

³ ISOKRATES 15, 41. 176. 181 ff. 209.

⁴ Das geht aus ISOKRATES 15, 203 mit 15, 205 verglichen hervor.

⁵ ISOKRATES 15, 258 ff.

⁶ Isokrates vertritt hier denselben Standpunkt, der in Platons *Gorgias* (484 C) von Kallikles vertreten wird.

erwerben kann, Philosoph aber, wer sich mit denjenigen Sachen beschäftigt, wodurch er am schnellsten eine solche Einsicht erwerben könne. Was aber gewisse Leute (d. h. Platon) als Philosophie bezeichnen, existiert nach Isokrates' Ansicht überhaupt nicht¹. Wir haben hier wahrscheinlich Isokrates' Antwort auf die Begriffsbestimmung Platons im *Sophistes*, wo er den Bereich dessen, womit sich die Sophisten abgeben, als das Nicht-Seiende bezeichnet (weiteres hierüber unten).

In seinen letzten Reden, dem *Philippos* und dem *Panathenaios*, die nach Platons Tode verfasst sind, steht Isokrates ganz auf demselben Standpunkt wie vorher. In ersterer Rede spricht er höhnisch von den »Gesetzen« und »Staatsverfassungen«, die von den Sophisten geschrieben sind²; dass hierunter Platon zu verstehen ist, leuchtet ein. Ebensowenig kann bezweifelt werden, dass er im *Panathenaios*, ganz wie in der *Antidosisrede*, Platon vor Augen hat, wo er von der Geometrie und Astrologie und von den eristischen Dialogen redet, die den jüngeren Leuten ungebührlich viel Freude machen, den älteren aber unerträglich sind³. Er beklagt sich ferner darüber, dass er immerfort von den berüchtigten und boshaften Sophisten verleumdet worden sei⁴, wie er auch von den gemeinen Sophisten redet, die im Lykeion sitzen und alles zu wissen behaupten⁵. Seinem eigenen Fach gibt er nach wie vor den Namen »Philosophie«⁶. Aber das Wort »Sophist« kommt in diesen Reden nur in abfälliger Bedeutung vor.

¹ ISOKRATES 15, 270—271: τὴν καλουμένην ὑπὸ τινῶν φιλοσοφίαν οὐκ εἶναι φημι.

² ISOKRATES 5, 12.

³ ISOKRATES 12, 26.

⁴ ISOKRATES 12, 5.

⁵ ISOKRATES 12, 18.

⁶ ISOKRATES 12, 9 u. 11.

V

Der Sprachgebrauch des ISOKRATES bezüglich des Wortes »Sophist« bildet den Hintergrund für die Versuche, die PLATON in seinem Dialog *Sophistes* macht, den Begriff »Sophist« zu definieren.

Am Anfang dieses Dialogs wirft er die Frage auf, wie die drei Begriffe, Sophist, Staatsmann und Philosoph zu definieren seien. Jedem soll ein Dialog gewidmet werden, von denen Platon jedoch nur die zwei ersten geschrieben hat. Wir beschäftigen uns hier nur mit dem Dialog *Sophistes*, dessen Definitionsversuche sich durch beissenden Witz auszeichnen, der jedoch den Anschein trockener Pedanterie trägt, weshalb sie vielfach missverstanden worden sind. So bemerkt z. B. ZELLER, schon Platon klage darüber, dass es schwer sei, das Wesen des Sophisten richtig zu bestimmen¹. Er meint hiermit — obgleich er nicht wie GROTE den Begriff der Sophistik überhaupt nicht gelten lassen will — dass die Sophisten unter sich so sehr verschieden gewesen sind und so verschiedene Interessen gepflegt haben, dass es schwierig ist, sie durch eine gemeinsame Charakteristik zu kennzeichnen. Er hat aber nicht eingesehen, dass die Schwierigkeit dadurch noch grösser wird, dass der zu Platons Zeit herrschende Sprachgebrauch es erlaubte, Männer, die man im allgemeinen nicht zu den Sophisten rechnet — darunter Sokrates und Platon selbst — als Sophisten zu bezeichnen. Man darf es also nicht als Platons Zweck — weder Hauptzweck noch Nebenzweck — auffassen, die Menschenklasse zu bekämpfen, die gemeinhin den Namen »Sophisten« führt²; er wollte vielmehr die verschiedenen Bedeutungen des Wortes, die tatsächlich vor-

¹ ZELLER I 2⁵, S. 1074.

² Vgl. APELT in seiner Ausgabe des *Sophistes* S. 29.

kamen, beleuchten und dadurch zum richtigen Sprachgebrauch den Weg bahnen.

Die Definitionsmethode besteht darin, dass zuerst die Sophistik als eine Kunst bezeichnet wird mit Vernachlässigung der im *Gorgias*¹ vorgenommenen Unterscheidung von echten Künsten und schmeichelhaften Fertigkeiten; sodann werden sämtliche Künste in zwei Hauptarten, schaffende und erwerbende, geteilt, und die Zweiteilung nach verschiedenen Merkmalen weitergeführt, bis die Sophistik mit voller Genauigkeit bestimmt ist.

Durch die erste Definition wird die Sophistik als eine erwerbende Kunst, und der Sophist als ein Jäger bestimmt, der zahme Tiere jagt, nicht durch Gewalt, sondern durch Überredung, in privaten Kreisen, und zwar nicht so, dass er seine Beute durch Geschenke zu gewinnen sucht, sondern zu dem Zweck, selbst Geld zu verdienen; dieses kann in zwei Weisen geschehen: einige verdienen ihr Geld durch Schmeichelei, andere dadurch, dass sie Tugend zu lehren versprechen; und diese sind die Sophisten. Wie im *Gorgias* wird die Sophistik mit der Schmeichelei in Verbindung gebracht; dort wurde aber die Sophistik — wie die Rhetorik — als eine Gattung der Schmeichelei bezeichnet; hier wird sie der Schmeichelei nebengeordnet.

Es ist aber auch möglich, die Tätigkeit der Sophisten in einer ganz anderen Weise zu definieren. Die erwerbende Kunst wird nicht allein von Jägern ausgeübt, sondern auch von denen, die durch Umtausch Reichtümer erwerben. Der Sophist kann also auch als Handelsmann erscheinen, und zwar unter verschiedenen Gestalten: er kann seine eigenen Produkte verhandeln oder auch die Erzeugnisse anderer; er kann als Grosshändler so wie als Kleinkrämer auftreten;

¹ S. oben S. 10 f.

jedenfalls verhandelt er aber Geistesprodukte, die Gegenstand seines Unterrichts sind; sein Unterricht bezieht sich aber nicht auf Künste alltäglicher Art, sondern auf die Tugend.

Die Sophisten, die Platon bei diesen Definitionen vor Augen hat, sind gerade die Männer, an die man in erster Linie denkt, wenn von Sophisten die Rede ist: Männer wie Protagoras, Prodikos und Hippias, über deren Gelderwerb Platon sich so oft mit herber Kritik ausspricht¹; namentlich die Art und Weise, wie er im *Protagoras* die Sophisten als Gross- und Kleinhändler kennzeichnet, hat mit den Definitionen des *Sophistes* manche Berührungen².

Die folgenden Definitionen beziehen sich aber auf Sophisten ganz anderer Art. Zu den erwerbenden Künsten gehört nicht nur die Jagd, sondern auch der Kampf, teils Wettkampf, teils Streit, sowohl körperlicher Streit als Wortstreit. Wenn dieser nicht vor Gericht stattfindet, sondern unter Privatleuten, gibt es Widersprechen, dessen kunstgemässer Teil, der die Begriffe an und für sich, z. B. das Gerechte und Ungerechte, behandelt, Eristik heisst. Die Eristik zerfällt aber auch in zwei Teile, je nachdem die Eristiker durch ihr Verfahren ihren Haushalt versäumen und ihr Vermögen vergeuden³, oder aber Geld dadurch verdienen; in ersterem Falle nennen wir sie Schwätzer, im zweiten Falle Sophisten.

Es leuchtet ein, dass Platon unter den »Schwätzern«

¹ PLATON, *Gorgias* 520 D—E; *Hippias maior* 282 B ff. — *Protagoras* 328 B lässt Platon den Sophisten erzählen, wie er in Zweifelsfällen es dem Schüler überlässt, die Höhe des Lohnes selbst zu bestimmen.

² PLATON, *Protagoras* 313 C ff.

³ APELT (zu *Soph.* 225 D) macht auf das wunderbare Ergebnis der Zweiteilungen aufmerksam, dass auch diese Art der Sophistik zu den erwerbenden Künsten gerechnet wird.

seinen Lehrer Sokrates und dessen echte Schüler — also auch sich selbst — versteht. »Geschwätz« war ja gerade das Wort, wodurch Isokrates die Sokratiker gekennzeichnet hatte¹. Und wir erinnern uns auch der Stelle des *Staates*, wo von den aufsässigen Seeleuten die Rede ist, die den braven Schiffskapitän einen untauglichen Sterngucker und Schwätzer nennen²; an der entsprechenden Stelle des *Politikos* wird derselbe als ein Sterngucker und geschwätziger Sophist bezeichnet³; ganz im Geiste des Isokrates. Platons Antwort auf derartige Angriffe finden wir auch im *Theaitetos*, wo er seinen Sokrates mit gewohnter Selbstironie sich selbst als einen Schwätzer bezeichnen lässt⁴, und im *Phaidros* finden wir den Ausspruch des Sokrates, dass alle grossen Künste das Geschwätz und die Beschäftigung mit den himmlischen Dingen (»Meteorologie«) nötig haben⁵. Platon akzeptiert also in der Tat die Bezeichnung »Eristik« als einen zutreffenden Ausdruck für die Tätigkeit des Sokrates; aber er macht eine Unterscheidung zwischen ihm und dem anderen Teil der Eristiker, den Sophisten, die durch ihre Kunst Geld verdienen; während Isokrates alle Sokratiker unter dem gemeinsamen Namen Eristiker zusammengefasst hatte, zieht Platon eine scharfe Grenzlinie zwischen sich selbst und Leute von der Art des Antisthenes.

Bei der nächsten Definition geht Platon noch einen Schritt weiter: er akzeptiert die Bezeichnung »Sophistik« als — wenigstens scheinbar — zutreffend für die echte

¹ S. oben S. 24.

² PLATON, *Staat* VI 488 E—489 A.

³ PLATON, *Politikos* 299 B.

⁴ PLATON, *Theaitetos* 195 B.

⁵ PLATON, *Phaidros* 269 E—270 A. — Im *Parmenides* 135 D erhält Sokrates von Parmenides den Rat, sich, während er noch jung sei, mit dem scheinbar unnützen, von den Meisten sogenannten Geschwätz abzugeben.

Sokratik. Die Sophistik kann nämlich auch als eine unterscheidende Kunst betrachtet werden; sie unterscheidet nicht Gleiches von Gleichem, sondern das Schlechte vom Guten, d. h. sie ist eine Art Reinigung. Reinigung auf körperlichem Gebiet ist entweder Heilkunde oder Turnkunst, auf geistigem Gebiet wirkt sie entweder durch Strafe oder durch Belehrung¹; Belehrung ist entweder Ausbildung in allerlei Handwerken oder Erziehung, und diese wirkt teils durch Ermahnung, z. B. die väterliche Ermahnung an die Söhne, teils durch Widerlegung, wenn jemand durch seine Fragen die Seele eines anderen Menschen von ihren falschen Meinungen säubert. Diese Kunst, in der bekanntlich Sokrates ein Meister war, ist die echte, edelgeborene Sophistik. Jedoch wird, was nicht zu wundern ist, gegen die Richtigkeit dieser Definition ein Zweifel erhoben.

Die letzte und endgültige Definition geht von der früher gewonnenen Erkenntnis aus, dass die Sophistik sich mit Widersprechen abgebe. Wenn die Sophisten aber im Stande sein sollten, gegen alles Widerspruch zu erheben und andere dasselbe zu lehren, müssten sie allwissend sein; da dieses aber unmöglich ist, müssen die Sophisten das Vermögen haben, einen Schein des Wissens zu erzeugen. Hieraus folgt, dass die Sophistik nicht, wie bis jetzt angenommen, zu den erwerbenden, sondern zu den schaffenden Künsten gehören muss. Diese zerfallen nun in solche Künste, die wirkliche Gegenstände, und solche, die Bilder erzeugen. Die Bilder können ferner der Wirklichkeit ähnlich oder nur scheinbar ähnlich sein; der Sophist beschäftigt sich aber nur mit dem Schein, eine Behauptung, die zu einer längeren Auseinandersetzung über das Wesen des Scheines oder des Nicht-Seienden Veranlassung gibt; gerade das

¹ Vgl. das im *Gorgias* aufgestellte Schema, oben S. 11.

Nicht-Seiende soll das Gebiet des Sophisten sein. Er ist ein Nachahmer, und zwar ein solcher, der nicht durch Werkzeuge, sondern durch seine eigene Person wirkt. Die Nachahmer zerfallen ferner in zwei Teile; einige kennen die Wirklichkeit, andere, darunter die Sophisten, kennen dieselbe nicht; über die wahre Natur der Gerechtigkeit und der Tugend überhaupt besitzen die Sophisten kein Wissen. Sie gehören aber nicht zu den naiven Leuten, die sich einbilden, ein Wissen zu besitzen, sondern sie haben selbst ein Gefühl davon, dass sie unwissend sind in dem, worin sie andere zu unterrichten unternehmen. Sie sind also Ironiker, aber ihre Ironie ist der bekannten sokratischen Ironie ganz entgegengesetzt. Wenn Sokrates seine Mitbürger prüfen wollte, stellte er sich selbst als unwissend an; die Sophisten dagegen geben vor, ein Wissen zu besitzen, obgleich sie sich ihrer Unwissenheit wohl bewusst sind. Schliesslich werden diese »ironischen« Nachahmer in zwei Teile zerlegt: einige von ihnen halten lange Reden vor dem Volk; diese darf man nicht Staatsmänner nennen, sondern Volksredner; andere verstehen es, in privaten Kreisen durch kurze Reden diejenigen, mit denen sie sich unterhalten, dazu zu zwingen, sich selbst zu widersprechen¹; diese darf man nicht weise nennen, sondern Sophisten.

Damit ist es Platon gelungen — und darin stimmt er mit Isokrates überein — die Benennung »Sophisten« den Eristikern, seinen eigenen Mitschülern, anzuhängen. Aber er hat es auch erreicht, die Redner, seine alten Widersacher, als solche zu kennzeichnen, die den eristischen Sophisten

¹ APELT (zu *Soph.* 268 B) wundert sich darüber, dass die Sophisten als solche gekennzeichnet werden, die sich kurz aussprechen, was der geläufigen Vorstellung von den Sophisten (z. B. dem Protagoras) widerspricht; er hat nicht erkannt, dass es sich hier um eine ganz andere Art von Sophisten handelt.

am nächsten verwandt sind; fast alle die Züge, wodurch sich die Sophisten auszeichnen, passen auch auf die Volksredner, und diese sind also, wie schon im *Euthydemos* gezeigt wurde, durchaus nicht berechtigt, die mit ihnen verwandten Eristiker zu schmähen. Ganz wie im *Gorgias* erscheinen die Sophisten und die Rhetoren als zwei Spezies unter demselben Genus; aber der Sinn der Sophistik hat sich geändert.

Hiermit hat die Frage, die zu Anfang des Dialogs *Sophistes* gestellt wurde, was unter einem Sophisten, einem Staatsmann und einem Philosophen zu verstehen sei, teilweise ihre Beantwortung gefunden, insoweit als der Sophist von dem Weisen oder dem Philosophen deutlich unterschieden worden ist; im Dialoge *Politikos* finden wir eine entsprechende Begriffsbestimmung der Staatsmänner: die Leute, die sich gewöhnlich als solche ausgeben, verdienen diesen Namen nicht, sondern sie sind in der Tat nur Parteiführer und die grössten Gaukler und Nachahmer und die grössten Sophisten unter allen¹.

Es gilt also den Bedeutungswandel des Wortes »Sophist«, der durch die vorhergehenden Untersuchungen hoffentlich klar geworden ist, festzuhalten. Das Verdienst, als erster auf diesen Bedeutungswandel aufmerksam gemacht zu haben, gehört RICHARD CHRISTENSEN². Er fasst die Sache so auf, dass Platon in seinem *Sophistes* das Wort »Sophist« in einer engeren Bedeutung genommen habe als zuvor; da er aber, wie es zu seiner Zeit allgemein üblich war, die Abfassungszeit dieses Dialogs verhältnismässig früh ansetzte (vor der des *Staates*), ergab es sich ihm, dass Platon

¹ PLATON, *Politikos* 303 C.

² R. CHRISTENSEN, *Sophisterne* (1871) S. 270 ff. Diese wertvolle Arbeit ist älter als die vorher (S. 17) angeführten Aufsätze Sidgwick's.

nachher zur älteren Auffassung der Sophisten zurückgekehrt wäre; die Verwandtschaft der im *Sophistes* definierten Sophisten mit den im *Euthydemos* auftretenden entging ihm aber, weil er diesen Dialog nicht als platonisch anerkennen konnte¹.

Wenn wir nun die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Sophist überblicken wollen, ergibt sich, dass die ursprüngliche Bedeutung, nach der jede Person, der auf literarischem Gebiet etwas geleistet hatte, als Sophist bezeichnet werden konnte, im fünften vorchristlichen Jahrhundert eine Einschränkung erlitt, so dass man unter Sophisten besonders die umreisenden, professionellen Lehrer verstand, die in allerlei geistigen Fertigkeiten Unterricht gaben. Die dritte Bedeutung endlich, nach der der Umfang der Sophistik wieder erweitert wurde, und die Sophisten schliesslich mit den Eristikern identifiziert wurden, ist ein Ergebnis der »literarischen Fehden« des vierten Jahrhunderts. Diese Bedeutung, die zuerst PLATON zum Siege gebracht hat, wurde von ARISTOTELES festgehalten, der nicht allein eine Schrift von den »sophistischen Widerlegungen« verfasst hat, in der er eristische Kunstgriffe von derselben Art wie die im platonischen *Euthydemos* vorkommenden beleuchtet, sondern auch ausdrücklich, an Platon anknüpfend, die Sophistik als eine scheinbare, nicht-seiende Weisheit definiert hat².

Diese Bedeutung ist seitdem stehen geblieben. Man muss sich aber immer hüten, die verschiedenen Bedeutungen der Sophistik zu verwechseln. Die Bezeichnung »Sophisten« bezieht sich immer noch vorzugsweise auf die

¹ CHRISTENSEN S. 126 f. und 302 f.

² ARISTOTELES, *De soph. elench.* 165 a 21; *Metaphys.* Γ 2, 1004 b 18 u. 26.

bekannten professionellen Weisheitslehrer des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, von denen sie später auf die mit ihnen geistesverwandten Rhetoren, die vom zweiten nachchristlichen Jahrhundert an als herumreisende Redekünstler auftraten, übertragen wurde. Dagegen haben die üblichen Ausdrücke »sophistisch« und »Sophismen« eine ganz andere Bedeutung: bei »Sophismen« versteht man einfach Trugschlüsse, eine Bedeutung, für die Sophisten von der Art des Protagoras keine Verantwortung tragen können.

Die Hauptgedanken dieser Abhandlung habe ich i. J. 1915 in einem Vortrag dargelegt; kurz referiert bei ZELLER-NESTLE I 2⁶, S. 1336.

HISTORISK-FILOLOGISKE MEDDELELSER

UDGIVET AF

DET KGL. DANSKE VIDENSKABERNES SELSKAB

BIND XVII (KR. 17.25):

Kr. Ø.

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Première partie. 1928 9.00
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. Dialecte Guilākī de Recht, dialectes de Fārizānd, de Yaran et de Natanz. Avec un supplément contenant quelques textes dans le Persan vulgaire de Téhéran. 1930 14.00

BIND XVIII (KR. 15.00):

1. RANULF, SVEND: Gudernes Misundelse og Strafferettens Oprindelse i Athen. Studier over ældre græsk Mentalitet. 1930 7.40
2. HAMMERICH, L. L.: Visiones Georgii. Visiones quas in Purgatorio Sancti Patricii vidit Georgius miles de Ungaria. A. D. MCCCLIII. 1931 12.60

BIND XIX (KR. 19.10):

1. Faijumische Fragmente der Reden des Agathonicus Bischofs von Tarsus herausgegeben und erklärt von W. ERICHSEN. 1932 3.40
2. CHRISTENSEN, ARTHUR: Les Kayanides. 1932 7.00
3. PEDERSEN, HOLGER: Études Lituanienes. 1933 2.70
4. JÓNSSON, FINNUR: Den islandske grammatiks historie til o. 1800. 1933 6.00

BIND XX (KR. 21.60):

1. BLINKENBERG, ANDREAS: L'ordre des mots en français moderne. Deuxième partie. 1933 7.60
2. JÓNSSON, FINNUR: Tekstkritiske bemærkninger til Skjaldekvad. 1934 2.00
3. WULFF, K.: Chinesisch und Tai. Sprachvergleichende Untersuchungen. 1934 12.00

BIND XXI (KR. 25.70):

1. GÖTZE, ALBRECHT and PEDERSEN, HOLGER: Muršilis Sprachlähmung. Ein hethitischer Text. Mit philologischen und linguistischen Erörterungen. 1934 4.60
2. WULFF, K.: »Musik« und »Freude« im Chinesischen. 1935 2.00
3. CHRISTENSEN, ARTHUR: Contributions à la dialectologie iranienne. II. Dialectes de la région de Sēmnan: Sourkhēī, Lās-guerdī, Sāngesārī et Chāmerzādī. 1935 9.50
4. WULFF, K.: Sang hyang Kamahāyānan Mantrānaya. Ansprache bei der Weihe buddhistischer Mönche aus dem altjavanischen übersetzt und sprachlich erläutert. 1935 2.60
5. DRACHMANN, A. B.: Die Überlieferung des Cyrillglossars. 1936 7.00

Kr. Ø.

BIND XXII (Kr. 12.00):

GRØNBECH, VILH.: Friedrich Schlegel i Aarene 1791—1808. 1935. 12.00

BIND XXIII (Kr. 34.85):

1. JØRGENSEN, HANS: A Dictionary of the Classical Newārī. 1936. 9.50
2. HAMMERICH, L. L.: Personalendungen und Verbalsystem im Eskimoischen. 1936 10.35
3. VOLTEN, A.: Studien zum Weisheitsbuch des Anii. 1938 15.00

BIND XXIV (Kr. 24.50):

1. JØRGENSEN, PETER: Nordfriesische Beiträge aus dem Nachlass Hermann Möllers. 1938 7.50
2. Batisaputrikākathā. The Tales of the thirty-two Statuettes. A Newārī Recension of the *Siṃhāsanadvātriṃśatikā*. Edited and translated with explanatory Notes by HANS JØRGENSEN. 1939 17.00

BIND XXV (Kr. 22.00):

1. OHRT, F.: Die ältesten Segen über Christi Taufe und Christi Tod in religionsgeschichtlichem Lichte. 1938 12.50
2. PEDERSEN, HOLGER: Hittitisch und die anderen indoeuropäischen Sprachen. 1938 9.50

BIND XXVI (Kr. 27.00):

1. RÆDER, HANS: Platons *Epinomis*. 1938 2.75
2. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria-Rom bei Heron. 1938 3.00
3. HAMMERICH, L. L.: The Beginning of the Strife between Richard FitzRalph and the Mendicants. With an Edition of his Autobiographical Prayer and his Proposition *Unusquisque*. 1938. 4.50
4. HAMMERICH, L. L.: Der Text des „Ackermanns aus Böhmen“. 1938. 2.25
5. IVERSEN, ERIK: Papyrus Carlsberg No. VIII. With some Remarks on the Egyptian Origin of some popular Birth Prognoses. 1939. 3.00
6. HATT, GUDMUND: The Ownership of Cultivated Land. 1939. 1.50
7. NEUGEBAUER, O.: Über eine Methode zur Distanzbestimmung Alexandria-Rom bei Heron. II. 1939 0.50
8. SARAUW, CHR.: Über Akzent und Silbenbildung in den älteren semitischen Sprachen. 1939. 7.50
9. RÆDER, HANS: Platon und die Sophisten. 1939. 2.00